Heft 7 Juli 1999 8,– DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

Nach dem Krieg ist vor dem Krieg

Vom Golf zum Balkan: Die Linke im Krieg. Streitgespräch mit Ditfurth, Ebermann, Elsässer, Gremliza

Friedensausgabe (die erste).

Oh, wie schön ist Kosovo

in konkret Juli 1999

hier konkret von Erich Schmidt-Eenboom

Mitte Juni warnte der Mossad vor einem Afghanistan auf dem Balkan: »Sehr wahrscheinlich« werde sich die von den Nato-Staaten aufgerüstete UCK mittelfristig gegen den Westen selbst richten, ganz wie es auch die Mudjahedin nach Abzug der Sowjets getan haben. Geheimdienstexperte Erich Schmidt-Eenboom (letzte Veröffentlichung: »Undercover – Der BND und die deutschen Journalisten«, 1998) und sein »Forschungsinstitut für Friedenspolitik e.V. Weilheim« (www.ffi-weilheim.de) beobachten die Entwicklung seit langem

von konkret

an konkret

Wie zerronnen so gewonnen von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Jetztzeit von Peter Hacks

Neue Sitten

Die Linke im Krieg von Jutta Ditfurth, Thomas Ebermann, Jürgen Elsässer, Hermann L. Gremliza

StreitgesprächVon der »Operation Wüstensturm« zur »Operation vereinigte Kraft«: Über die Rolle Deutschlands und seiner Linken in beiden Kriegen diskutierten in der KONKRET-Redaktion Jutta Ditfurth, Thomas Ebermann, Jürgen Elsässer und Hermann L. Gremliza

Der Volksgruppenzoo von Karl Heinz Roth

Geschichtsrevisionismus im Krieg gegen Jugoslawien

»Nachhaltige Befriedung« von Thomas Becker

Der »Stabilitätspakt für Südosteuropa« fußt auf ethnologischen Parzellierungskonzepten, welche die Politikberater der Bundesregierung ausgearbeitet haben

Schönhuber im Stadtschloß von Andreas Spannbauer

Zum 50. Geburtstag des Grundgesetzes haben sich Innenminister Schily und die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, Steinbach, ein »Zentrum gegen Vertreibung« geschenkt

Rule, Britannia von Oliver Tolmein

Keiner ließ begeisterter bomben als er: Hätte der englische Premier Tony Blair sich durchgesetzt, wäre die Nato längst ins Kosovo einmarschiert

Präzedenzfälle von Georg Fülberth

Kleine Einführung in die Weltgeschichte humanitärer Interventionen

Schafft zwei, drei, viele Kosovo von Karl Lorenz

Der Nato-Überfall auf Jugoslawien heizt die inneren Widersprüche in Südosteuropa an

Liebesgrüße an Moskau von Ralf Schröder

Für ihr weltpolitisches Comeback im Kosovo dürfen sich die Russen in Bonn bedanken

Berserker der Humanität von Walter van Rossum

Über den Spendensammler Rupert Neudeck

Per aspera ad acta von Günther Jacob
Aus »wissenschaftlicher Objektivität«ist »Verständnis für die Scham der Väter«, aus der Dokumentation des »Vernichtungskriegs« ein Persilschein für die erstmals kriegführende Bundeswehr geworden. Anmerkungen zu Rhetorik und Defizit einer Ausstellung

Wir helfen Naumann aufs Pferd IV von Karl-Heinz Hansen
Schröders Kulturbeauftragter hat geschworen, die 35 nach Hitleroffizieren benannten Kasernen umzutaufen. KONKRET hilft nach

In diesem Sinne - Freispruch für Milosevic von Jürgen Elsässer

In diesem Sinne - Charaktermaske, stirnzerfurcht von Michael Schilling

In diesem Sinne - Moralisches Projekt von Rolf Surmann

Der sanfte Volksfreund von Rayk Wieland

Kunst & Gewerbe

Ein Volksstück von Gerhard Scheit
Über Handkes Fahrt nach Serbien und Peymanns Fahrt nach Berlin

Mars' Theater von Otto Köhler
In einem U-Boot-Bunker bei Bremen hat Johann Kresnik Szenen aus »Die letzten Tage der Menschheit« von Karl Kraus choreographiert

Melodie & Rhythmus von Holm Friebe

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Buch & Deckel von Christel Dormagen
Hanna Mittelstädt, Anna Rheinsberg: Liebe Hanna. Deine Anna. Briefe über Liebe und Literatur. Edition Nautilus 1999, 219 Seiten, 29,80 Mark

Buch & Deckel von Gerhard Henschel
Rolf Dieter Brinkmann: Briefe an Hartmut. Rowohlt, Reinbek 1999, 286 Seiten, 45 Mark.

Dichter, Pilz und Schimmel von Mathias Wedel
Bereits vor dem Krieg in Jugoslawien ist ein Kapitalverbrechen der DDR enthüllt und fast vergessen worden: die gnadenlose Exhumierung Goethes

Eine große Erzählung von Gerhard Scheit
Die Geschichte von Mythos, Kult und Religion ist die Vorgeschichte des Kapitals – auf dieser These beruht eine monumentale Studie des Philosophen Ulrich Enderwitz

Mißverständnis Antisemitismus von Stefan Wirner

Melodie & Rhythmus von Mark-Stefan Tietze
Tom Waits: Mule Variations. Epitaph/Pias/Connected

Dahinter steckt immer irgendwas von Georg Seeßlen
Über eine Anzeigen-Kampagne der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Deutschland«

Therapielose Diagnosen von Günther Jacob

Neue deutsche Trauma-Forschung und psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein. Stille Post IV

filmtheater von Marit Hofmann

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 07/99, S. 3

Erich Schmidt-Eenboom

hier konkret

Mitte Juni warnte der Mossad vor einem Afghanistan auf dem Balkan: »Sehr wahrscheinlich« werde sich die von den Nato-Staaten aufgerüstete UCK mittelfristig gegen den Westen selbst richten, ganz wie es auch die Mudjahedin nach Abzug der Sowjets getan haben. Geheimdienstexperte Erich Schmidt-Eenboom (letzte Veröffentlichung: »Undercover – Der BND und die deutschen Journalisten«, 1998) und sein »Forschungsinstitut für Friedenspolitik e.V. Weilheim« (www.ffi-weilheim.de) beobachten die Entwicklung seit langem

konkret: Vor kurzem haben Sie die UCK als »Joschka Fischers Tupamaros« bezeichnet. Nun treffen Fischers Tupamaros auf Scharpings Landser – gemäß der G-8-Übereinkunft wird der an der albanischen Grenze gelegene Kosovo-Distrikt deutscher Besatzungssektor. Was geschieht da?

Schmidt-Eenboom: Eines scheint sicher: Die UCK wird ihre Waffen nicht abgeben. Ohnedies ist im G-8-Abkommen nicht von »Entwaffnung«, sondern nur von »Demilitarisierung« die Rede. Das dürfte darauf hinauslaufen, daß die UCK nur Waffen abgeben muß, die großkalibriger als 7,62 mm sind – bis zur Kalaschnikoff könnte sie also alles behalten, und das wenige schwere Gerät wird schnell in Verstecke nach Nordalbanien gebracht.

konkret: Im September 1998 berichtete das britische Wochenblatt »The European«, wegen der Aufrüstung der UCK durch die Deutschen sei es zu einem »ernsthaften Bruch« zwischen dem BND und der CIA gekommen.

Schmidt-Eenboom: Es gab dieselben Interessenkonflikte wie im Falle Kroatien. Kroatiens Geheimdienst wurde exakt bis Dezember 1994 vom BND dominiert; dann war Verteidigungsminister Susak in Washington, und anschließend übernahm die CIA den Laden. Im Falle der UCK hielt die Dominanz des BND bis zum Jahreswechsel 1998/99 an, dann wurde er von der CIA verdrängt. Hauptgrund war, daß die Bundesregierung, im Unterschied zu den US-Amerikanern, auf die Entwaffnung der UCK drängt – ein solcher Partner war für die UCK nicht mehr so attraktiv.

konkret: Der deutsche und der US-amerikanische Flügel der Kosovo-Guerilla haben ihre Rivalitäten wohl auch mit scharfer Munition ausgetragen. So berichtet die Mai-Ausgabe der »Le Monde Diplomatique«, daß die UCK am 18. September 1998 den Armeechef der Konkurrenztruppe FARK mitten in Tirana ermorden ließ.

Schmidt-Eenboom: Die FARK – »Streitkraft der Republik Kosovo« – war der erste Versuch der USA, sich eine Kosovo-Guerilla aufzubauen. Das hat aber nicht geklappt, denn die UCK war im Herbst 1998 schon zu gut organisiert und bewaffnet. Nach diesem Fehlschlag entschloß sich Washington, die UCK zu amerikanisieren.

konkret: Am augenfälligsten kam dies wohl im Wechsel an der UCK-Spitze Ende Januar/Anfang Februar zum Ausdruck.

Schmidt-Eenboom: Hashim Taci, der seither die UCK führt, ist ein Mann der Amerikaner. Er verdrängte Adem Demaci, der den Rambouillet-Vertrag nicht unterzeichnen wollte.

konkret: Und wer wahrt die deutschen Interessen in der Kosovo-Guerilla?

Schmidt-Eenboom: Es gibt einen Machtkampf zwischen zwei Möchtegern-Regierungen, zwei Möchtegern-Premiers: Auf der einen Seite der UCK-Premier Thaci, auf der anderen der seit 1992 in Bonn residierende Premier Bujar Bukoshi.

konkret: Bukoshi weigert sich, die in der europäischen Diaspora gesammelten Zwangssteuern, jährlich allein in der Bundesrepublik zehn Millionen Mark, für Thacis UCK freizugeben. Sitzt er also am Drücker?

Schmidt-Eenboom: Thaci wird sich durchsetzen. Erstens, weil er aus Washington mächtige Deckung erfährt. Zweitens, weil er zwar nicht Diaspora-Spenden, wohl aber die Einnahmen aus dem organisierten Verbrechen kontrolliert. Wie Sie wissen, beherrscht die UCK den Heroinhandel auf der Balkanroute.

konkret: Welche Fraktionen gibt es innerhalb der UCK?

Schmidt-Eenboom: Ganz grob drei: eine nationalkommunistische, eine faschistische und eine fundamentalistische. Dominierende Fraktion sind die Nationalkommunisten, ehemalige Gefolgsleute des albanischen Diktators Enver Hodscha, vor allem seine Geheimdienstler, die ab 1992 in der Schweiz und Deutschland im Aufbau der UCK federführend waren. Die nationalsozialistische Strömung sitzt vor allem in den USA, es sind ehemalige Nazi-Kollaborateure und Angehörige der SS-Division »Skanderberg«, die sich nach 1947 mit Hilfe der CIA über den Atlantik geflüchtet haben. Die fundamentalistische Strömung wird finanziert aus Iran und Afghanistan, vor allem von Bin Laden, wie der Mossad aufzeigte.

Die Mischung aus westlichen und fundamentalistischen Einflüssen konnte man auch in Bosnien, im Sicherheitsapparat von Präsident Izetbegovic, beobachten. Dort wurden auf starken Druck der USA 1997 aber 300 Mudjahedin des Landes verwiesen – das wird bei der UCK nicht gelingen.

konkret: Warum?

Schmidt-Eenboom: Weil der Westen die großalbanischen Ziele der UCK höchstens halbherzig unterstützt, werden die Terroristen immer mit den fundamentalistischen Staaten in engem Kontakt bleiben. Und deswegen unterstützt der Mossad Jugoslawien mit Aufklärungsergebnissen und Militärelektronik.

Konkret 07/99, S. 4

von konkret

Ob der tendenzielle Fall des Intelligenzquotienten mit dem der Profitrate mithält, ihn gar übertrifft? Oder hat die christdemokratische Bildungsmisere mittlerweile auch den Kernbereich der Repressionsapparate in Mitleidenschaft gezogen? Wenn das Bundesamt für Verfassungsschutz einen Azubi mit der Auswertung des KONKRET-Jahrgangs 1998 beauftragt, liest sich das im Verfassungsschutzbericht jedenfalls so: »Das in Hamburg erscheinende linksextremistische Monatsblatt KONKRET (Auflage rund 30.000 Exemplare) wird seit 1972 von Hermann Ludwig Gremliza herausgegeben. Als bedeutendstes Blatt des ›antideutschen‹ und ›antinationalen‹ Linksextremismus bemüht es sich weiterhin um den Nachweis, daß nahezu allen politischen Ereignissen in Deutschland letztlich faschistische Wurzeln und Motive zugrunde lägen. Im Mittelpunkt steht dabei die Vorstellung, daß die vereinigte Bundesrepublik in direkter Kontinuität zum Dritten Reich stehe und gesetzmäßig auf einen Dritten Weltkrieg zusteuere.« Politisch mag das dem Kölner MfS so passen – aber was ist ein Mitarbeiter wert, bei dem Wurzeln zugrunde liegen und Zahlen nicht zählen? Andererseits: Wer so flott Jahresangaben manipuliert und Auflagen herunterrechnet, könnte das Kriegsende versuchsweise auch auf 1942 datieren und ein bißchen von den sechs Millionen subtrahieren. Vielleicht war KONKRET nur eine Übungsaufgabe.

»Frieden mit Auschwitz – Deutschland wiedergutgemacht – Krieg im Kosovo«: Unter diesem Motto veranstaltet das bundesweite »Bündnis gegen IG Farben« mit Unterstützung von KONKRET einen Kongreß in der Berliner Humboldt-Universität (Unter den Linden 6, 10099 Berlin). Zur Eröffnung findet am Freitagabend, den 2. Juli, ab 19 Uhr eine Podiumsdiskussion mit dem Titel »Das Schweigen über Deutschland – die neuste deutsche Friedensbewegung« statt, an der Hermann Gremliza, Heiner Möller, Tjark Kunstreich, Jutta Ditfurth (angefr.), Wolfgang Gehrcke (angefr.) und Jürgen Elsässer (Moderation) teilnehmen.

Am 3. Juli gibt es von 9.30 Uhr bis 20 Uhr eine Fülle von Vorträgen und Diskussionsveranstaltungen. Zu den Themen »Gegen eine neue Art der Auschwitz-Lüge«, »Von Tetovo nach Tetovo – die Kontinuität deutscher Interessen auf dem Balkan«, »Von Auschwitz in den Kosovo – die Folgen der militärischen Versöhnung mit der deutschen Vergangenheit« referieren und debattieren unter anderem Überlebende des Nationalsozialismus und Widerstandskämpfer wie Peter Gingold, Hans Coppi und Karl Pfeifer sowie die KONKRET-Autoren Otto Köhler, Gerhard Scheit und Günther Jacob.

»Auschwitz und der Kosovo-Krieg« ist das Thema einer Veranstaltung des »Auschwitz-Komitees in der BRD« am Donnerstag, den 8. Juli, um 19 Uhr in der Hamburger Hochschule für Wirtschaft und Politik (Von Melle Park 9). Es sprechen Rosalinde von Ossietzky, Peter Gingold und Otto Köhler.

***Nie wieder** Krieg ohne uns – Das Kosovo und die neue deutsche Geopolitik*: Herausgeber Jürgen Elsässer stellt sein gleichnamiges neues Buch (konkret-texte Nr. 22) am Mittwoch, den 14. Juli, in Dachau vor (20 Uhr, Ludwig-Thoma-Haus, Erchana-Saal).

Standort-Konkurrenz auf der Frankfurter Buchmesse: Per Dekret der Messeleitung wurde eine Gruppe kleiner und mittlerer Verlage, darunter auch KONKRET und der Konkret Literatur Verlag, dieses Jahr auf abgelegene Ausstellungsflächen umplaziert. Auf einen Protestbrief antwortete Messedirektor Peter Weidhaas: »Im vorliegenden Fall haben wir ... das deutliche Beispiel eines Verdrängungswettbewerbs. Ich habe mehrmals in den vergangenen Jahren herbe Niederlagen einstecken müssen, wenn ich versuchte, die Vielfalt der Marktschwächeren gegen die Marktgrößen zu schützen ...« Selbstverständlich habe die Verlegung »gar nichts mit den Großen und den Kleinen zu tun« – sondern mit den Dicken und den Doofen, die so was glauben.

Nach Redaktionsschluß erreichte uns die folgende Mitteilung: SS-Hauptsturmführer Theodor Saevicke, dessen Karriere als BKA-Spitzenbeamter Karl-Heinz Hansen auf Seite 40 dieses Heftes schildert, ist am 9. Juni in Turin für die Erschießung von fünfzehn Widerstandskämpfern zu lebenslanger Haft verurteilt worden. Jetzt warten wir nur noch auf die Carabinieri, die Saevicke aus seinem Ruhesitz im bundesdeutschen Bad Rothenfelde in eine italienische Vollzugsanstalt überführen.

In diesem Heft bieten wir einen Band mit den Romanen und Erzählungen von Arno Schmidt erneut als Aboprämie an. Wir weisen alle Besteller darauf hin, daß sich die Auslieferung des Buches beim Haffmans Verlag jedoch vermutlich bis Anfang September verzögern wird.

Konkret 07/99, S. 6

an konkret

Allianzfähig

KONKRET 6/99: »Lumpen-Intelligenzija« von Jürgen Elsässer

Jetzt wissen wir – Herrn Elsässer sei's gedankt – Bescheid, woher die allseits beklagten »Auflösungstendenzen in der Gesellschaft« rühren: »Während sein Vater noch einen anständigen Beruf – Metzger – gelernt und eine Familie gegründet hatte, wurde der Filius ein Nichtsnutz und Egomane ohne Lust und Befähigung zu Studium und Beruf, ohne Zuverlässigkeit und Stetigkeit im Privatleben.« Da wird Vater Fischer nicht schlecht gestaunt haben, als er das las: Wie oft hatte er das seinem Joschka nicht auch schon gesagt? Doch fruchtet es wenigstens jetzt, wo Herr Elsässer das väterliche Donnerwetter wortgewaltig wiederholt, indem er auch noch Lenins »Stagnation und Fäulnis ... des Imperialismus« herbeizitiert? Oder werden sich das wenigstens die »einige hunderttausend Leute« hinter ihre Ohren schreiben, die nach dem Studium »keine feste Beschäftigung fanden«, weshalb sie, wie Herr Elsässer diagnostiziert, »ein Auskommen in den Ritzen des Sozialstaates und Kulturestablishments« suchten?

Wie auch immer – diesen Nichtsnutzen, Egomanen, Lustlosen, Unzuverlässigen, ewig Unsteten, die sonst ja auch »Sozialschmarotzer« heißen, hat Herr Elsässer mal kräftig heimgeleuchtet; und nicht weniger jener »Lumpen-Intelligenzija«, die natürlich sofort durch ihre »universitäre Halbbildung und die Ablehnung jeder Stringenz in Theorie und Lebensführung« hervorsticht, sobald sich die Lenin-Lektüre eines Autors ihrer annimmt, der gewiß auch einen anständigen Metzger abgegeben hätte. Für diese Einführung in »aufklärerischen Impetus« und »Universalismus« also meinen aufrechten Dank.

Doch, wie schon gefragt, wird sie auch fruchten, die Aufklärung? Man mag's bezweifeln. Lichtgestalten wie Herr Elsässer, der zwar in KONKRET schreibt, doch offenbar nur, um das Weltbild der »Nationalzeitung« darin zu spiegeln, sind wohl doch in all der Fäulnis und Stagnation, die imperialistisch um sich gegriffen haben, allzu rar gesät, als daß ihr väterliches Vorbild noch durchschlagend einwirken oder der Zersetzung gar Einhalt gebieten könnte. Zumal sich für Feststellungen wie die, das Denken von Deleuze oder Foucault sei »ein adäquater Ausdruck des spätkapitalistischen Fin de Siècle«, gerade auch eine universitäre Halbbildung verbietet: Verlangt ist vielmehr, gar keine zu haben. Doch das finden Sie mal!

Immerhin, und dies stimmt dann doch versöhnlich: Wo es sich darum handeln wird, das Ungeziefer demnächst auch auszuräuchern, das sich, nichtsnutzig und unzuverlässig wie immer, in den »Ritzen« gütlich tut, und seien es die des »Sozialstaats«, dürfte der diagnostische Blick, den Herr Elsässer demonstrierte, von unschätzbarem Wert werden. Die Grünen weisen zwar den Weg zur Front. Doch wohin weist Herr Elsässer? »Sozialstaat«? Was sag' ich! Anständiger Beruf! Familie! Stetigkeit im Privatleben! Zucht und Ordnung! Denn sollte sich das »völkisch« etwa nicht als allianzfähig herausstellen?

Hans-Joachim Lenger

Hamburg

Elsässer malt eine Szene, bestehend aus von irgendwelchen Förderungen abhängigen, unsteten Egomanen, die keinen anständigen Beruf erlernt haben und jede Stringenz in Theorie und Lebensführung vermissen lassen. Abgesehen davon, daß mich Vorwürfe dieser Art an die von der verinnerlichten kapitalistischen Leistungsdisziplin verkrüppelten Altvorderen denken lassen, die, mit der Verweigerungshaltung ihrer Sprößlinge konfrontiert, haarklein so zu argumentieren pflegten, denke ich, daß die Chose auch unter einem anderen Blickwinkel betrachtet werden kann. Erweitern wir das soziale Bassin der Massenintelligenz um die so oft von Karl Heinz Roth u. a. angeführten Schichten revoltierender Jungarbeiter und Lehrlinge, um die nichtuniversitären Halbstarken, Gammler, Hippies und Rocker, die es zur Zeit der politischen Sozialisation eines Semler, Fischer oder Schmierer auch massenhaft gab, haben wir plötzlich nicht nur ein passiv durchlebtes Spezifikum der postfordistischen Produktionsweise vor Augen, sondern eine diffuse lebenspraktische Weigerung, dem kapitalistischen Arbeitszwang nachzukommen. Eine reale Bewegung also, der mit der opertaistischen Begründung des Kampfes gegen die Arbeit aus Italien sogar eine beinahe gleichzeitige theoretische Rechtfertigung erwachsen ist.

Würde Elsässers »objektivierende« Analyse der von diesen Leuten heute eingenommenen Haltung zutreffen, gäbe es glatt so etwas wie eine List der Geschichte, welche etwa die Modernisierer von Achtundsechzig hinterrücks zu den pragmatischen Repräsentanten der virtuellen Klasse eines neuen, auf den Informationstechnologien beruhenden Kapitalzyklus gemacht hätte. Klar, daß der ideologische Ballast der frühen, in K-Gruppen oder im »Revolutionären Kampf« verbrachten Jahre sich dabei nur störend auswirken würde. Sicher ist die »Bohemisierung« von einem nicht

geringen Teil der Gesellschaft in den sechziger und siebziger Jahren in gewissem Maße dem »Golden Age« des Kapitalismus und einer Illusion der *postscarcity* geschuldet und, unter den jetzigen veränderten Bedingungen, zur Karikatur einer geschmäcklerischen »Neuen Mitte« mutiert. Was mich an solchen Ableitungen der heutigen Misere stört, die sich vor allem an den sattsam bekannten Figuren einiger im Rampenlicht stehender Kretins orientiert, ist ihr skrupelloser Determinismus, der den Stab über einen ganzen Kampfzyklus bricht und der zu leicht übersieht, daß auf einen Fischer, auf eine Beer, oder auf einen der vielen Erben in seinem Eigenheim andere kommen, in deren Biographie, obwohl ebenfalls gebrochen, die Verlockungen der Macht, damals wie heute, keine größere Rolle gespielt haben.

Egon Günther

Dießen

Doch noch da

KONKRET 5+6/99: Kriegsausgaben

Das hätte ich nicht gedacht. Nach hundert Jahren (so kommt es mir vor) komme ich wieder in Berührung mit KONKRET. Nachdem ich als Jugendlicher regelmäßig KONKRET gekauft habe – aber weniger gelesen, sondern eher die Bilder geguckt – , später Anarchist geworden und dann vom Angestellten zum kleinen FDP-wählenden Unternehmer verkommen bin, während mich zwischendurch die Grünen erst zum Kandidaten der letzten Niedersachsen-Wahl machten und dann als Faschisten beschimpften, weil ich mit der Stattpartei diskutieren wollte – nach diesem ganzen Schlamassel bin ich also wieder da.

Anlaß ist ein Angriffskrieg mit einer dermaßen geschickten PR, daß es mich durchgeschüttelt hat, bis ich endlich verstanden habe. Jetzt bin ich also wieder da, sehe mich von Polizisten fotografiert, nach Waffen durchsucht, mit Genossen reden und stelle plötzlich fest: KONKRET gibt’s ja immer noch! Und lese dann einen sehr guten Artikel von Klaus Theweleit (den es also auch noch gibt). Natürlich habe ich in den letzten Wochen mit vielen uralten Freunden und Genossen gesprochen, manche früher viel extremer als ich. Was mich da erschreckte: Die gab’s kaum noch, die meisten waren wohl wirklich (im Sinne von Theweleit) »erwachsen« geworden. Und jetzt? Jetzt müssen wir diese Mörderbande stoppen, aber wie?

Klaus Heck

via e-mail

1. Klage: Wie schwer es ist, in diesen Zeiten bei Verstand zu bleiben und wie leicht man Gefahr läuft, auf die hysterische rotgrüne Kriegspropaganda mit eigenen Legendenbildungen zu reagieren, hat mir das »Kosovo-Komplott« von Lothar Baier gezeigt. Ich habe eine geschlagene Seite gebraucht, um zu bemerken, daß es sich um Satire handelt. Oder ist es doch keine? Ach Scheiße ...

2. Dank: So sehr ich mich früher auch schon über KONKRET geärgert habe, heute ist es einfach unverzichtbar.

Wilfried Harthan

Dortmund

Als langjährige Abonnentin möchte ich mir die Feststellung erlauben, daß die »Kriegsausgaben 1 + 2« an Geschmacklosigkeit nicht mehr zu überbieten sind. Ich würde vorschlagen, zwecks Schulung z. B. »Le Monde Diplomatique« zu studieren. Polemik alleine ist eigentlich unter dem Niveau eines Magazins, das sich für Politik & Kultur zuständig hält. Außerdem leben wir nicht mehr im Jahr 1914.

Gisela Maier-Kuner

Heidelberg

Aufgemerkt!

KONKRET 5/99: »Ethischer Imperialismus« von Hans-Rüdiger Minow

Hier ist, in Zusammenhang mit einer Denkschrift des Prinzen Max von Baden aus dem Jahr 1918, zu lesen: »Wie der Rechtsschutz gemeint war, hatte die Sowjetunion gerade erfahren.« Gründungsdatum der UdSSR: 30.12.1923 (vgl. Ploetz, *Auszug aus der Geschichte*, 31. Auflage, 1991, S. 966).

Georg Fülberth

Marburg

Knock out

Kommentar zu den Verlautbarungen des Cassius Milosevic

»Ich habe mich in die Obhut des Roten Kreuzes gesiegt«, sagte der Champion, als man ihn aus dem Ring ins Krankenhaus karrte.

Hermann Kant

Prälank

Konkret 07/99, S. 9

Hermann L. Gremliza

Wie zerronnen so gewonnen

Am Morgen fuhr das Vorauskommando der Bundeswehr an die albanische Grenze. Dort hielten serbische Grenzpolizisten hunderte Flüchtlinge von der Rückkehr in den Kosovo ab. Die Deutschen greifen ein! Der Kommandierende General Helmut Harff fragt den jugoslawischen Truppenführer: »Wieviel Zeit brauchen Sie, um den Grenzübergang zu räumen?« Antwort des Oberst: »Sechs Stunden.« General Harff: »Sie haben 30 Minuten.« Der Grenzer protestiert, erklärt, er habe nur Lastwagen zum Abtransport seiner 70 Leute. Der deutsche General bleibt unbeeindruckt. Harff: »Das ist alles. 30 Minuten. Inzwischen 28. Ende der Diskussion.«

Ein Mensch ist Herr der Lage: ein deutscher Herrenmensch. Alle sind stolz auf ihn, die »Bild«-Zeitung nicht weniger als die »Frankfurter Rundschau«, die den General ganz gerührt »ungerührt« nennt. Sie freuen sich aus gutem Grund. Sie haben einen Krieg, den sie nie begonnen haben und der noch lange nicht zu Ende ist, blitzartig gewonnen. Und alle ihre Kriegsziele erreicht.

Das erste, noch einmal, zuerst: daß Deutschland, ohne angegriffen oder auch nur bedroht zu sein, Krieg führen kann und darf, überall und aus jedem Grund. Letzte Hemmungen und Hindernisse sind beseitigt, drinnen wie draußen. Im Innern, bei ein paar unbestallten Mitgliedern der grünen Regierungspartei, aber auch schon bei der oppositionellen PDS, deren Bundestagsfraktion die Regierung mutig ersuchte, »sich für einen Waffenstillstand einzusetzen, der auf einem Stopp der Nato-Luftangriffe, dem Beginn eines vereinbarten Rückzuges jugoslawischer Sicherheitskräfte aus dem Kosovo und dem Verbleib der UCK in ihren jetzigen Positionen beruht«, also in etwa das zu tun, was der Außenminister wünschte. Nach draußen wurde gemäß der ehrwürdigen, von Reichskanzler Bethmann-Hollweg 1914 begründeten Tradition verfahren, daß ein Vertrag nur »ein Fetzen Papier« ist, insonders der Zwei-plus-vier-Vertrag, in dem Rußland dem Anschluß der DDR unter der Bedingung zugestimmt hatte, daß »das vereinte Deutschland keine seiner Waffen jemals einsetzen wird, es sei denn in Übereinstimmung mit seiner Verfassung und der Charta der Vereinten Nationen«. Rtsch.

Das zweite Kriegsziel Deutschlands war, sich in Europa als nicht nur ökonomisch, sondern auch politisch unbestrittene Führungsmacht zu etablieren. Das ist gelungen, die übrigen Europäer traten entweder als würdige Dienstboten auf oder machten sich, wie Italiens Premier D'Alema, der eine Bewerbung für den Friedensnobelpreis einreichte, und Großbritanniens Blair, der als Hooligan der Madelaine Albright seine Unbedeutung überspielen wollte, sanft lächerlich.

Drittens konnte sich Deutschland im Krieg gegen Jugoslawien als europäische Führungsmacht zu einer Weltmacht emanzipieren, gleichberechtigt mit den USA, wenn auch militärisch noch nicht gleich mächtig – ein Manko, dem die Bundesregierung demnächst durch ein Programm zur Aufrüstung der Luftwaffe begegnen wird.

Viertens hat der Krieg allen gezeigt, daß Widerstand bestraft wird. Nicht weil Milosevic ein Tyrann oder gar ein besonders schrecklicher ist, wurde sein Land zertrümmert – von seiner Sorte gibt es viele, mit denen deutsche Politiker und ihre Auftraggeber bestens auskommen – , sondern weil er eindeutigen Anweisungen getrotzt hat. Jetzt, sagte Deutschlands Außenminister, wisse jeder, der sich den Wünschen der »Staatengemeinschaft« nicht füge, was ihm blüht. Schon Wilhelm der Zweite, der sich mehr und mehr als Ahnherr dieser Bundesregierung erweist, hatte seine Soldaten vor hundert Jahren mit dem Befehl auf eine humanitäre Expedition geschickt, sie sollten so dreinhauen, daß auch in tausend Jahren kein Chinese es wagen werde, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen. Und mit Kaiser und König redet sich's leichter ganz gewiß / als mit ei'm Taxifahrer, der Minister worden is, hätte Nestroy gesungen.

Fünftens hat der Krieg Rußland vor den Augen der Welt zu einer Macht dritter Klasse erniedrigt, die nicht einmal ihren liebsten Nächsten zu Hilfe kommen kann, sondern vor den Ohrfeigen, die sie von den USA bezieht, hinter dem Rücken der Deutschen Schutz suchen muß. Was hier im April 1990 vorhergesagt worden war: daß Rußlands Zukunft die eines »konventionell und atomar auf Weltniveau gerüsteten Entwicklungslands« sei, hat sich nicht einmal zur Hälfte erfüllt. Was dort heute »entwickelt« wird, schildert der Wirtschaftsteil so: »Zwar ›einigten‹ sich der IWF und die Russen auf die Auszahlung von 4,5 Milliarden Dollar, die allerdings nur dazu dienen, die demnächst fälligen Zahlungen der Russen gegenüber dem IWF zu begleichen. Das Geld wird nicht ausgezahlt, sondern innerhalb des IWF von einem Konto auf das andere gebucht« (»FAZ«). Und über das Niveau der Kriegswaffen, mit denen Moskau seine Freunde beliefert hat, ist nach Golf- und Balkankrieg nicht mehr viel zu sagen.

Zum sechsten hat der Krieg den ganzen Müll der Vergangenheit entsorgt, mit dem sich die Nation so lange hatte plagen müssen. Auschwitz wurde zum Werk der Serben, deren Führer zum Milosevic Adolf. Fischers Befürchtung, welche serbischen Greueltaten beim Einmarsch seiner Truppen zutage kämen, war zwar in Wahrheit die Furcht, daß – wie schon in Bosnien – nur ein Bruchteil der Leichen gefunden würde, die Deutschland für seine Kriegserklärung gebraucht hat, aber

Fischers Kollege, Konzentrationslager-Scharping, baute vor: »Die jugoslawischen Einheiten vernichten auf ihrem Rückzug aus dem Kosovo nach den Worten von Scharping Beweise für Massaker. Der Minister sagte, durch Luftaufklärung sei festgestellt worden, daß zum Beispiel Massengräber planiert oder bepflanzt würden, um Spuren zu beseitigen.« Wie die Nazis, die ihre Lager so dicht mit Vergißmeinnicht zugepflanzt hatten, daß die Deutschen noch nach Jahrzehnten von nichts wußten.

Deshalb ist, siebtens, die Scheu, deutsche Soldaten an Orte zu schicken, an denen einst »Hitlers Soldateska« (J. Fischer) gewütet hat, endlich überwunden. Die Besetzten von 1945 sind die Besatzer von 1999, statt der vier Fähnchen, die damals auf der Karte des Deutschen Reichs die Zonen der Sieger markierten, stecken heute auf der Karte der serbischen Provinz Kosovo fünf: drei von ehedem und zwei neue – die der vormals besiegten »Achse« Berlin-Rom. Das soll und wird manchem eine Lehre sein, die etwa lautet: Freut euch nicht zu früh – irgendwann kriegen wir euch doch.

Und deshalb gibt es nun, achtens, Revanche: Die wahren Kosovaren sind die Sudetendeutschen, die Schlesier, die Ostpreußen, für die der Bund unter Federführung seines Innenministers Otto Schily apropos des Überfalls auf Jugoslawien für 200 Millionen Mark ein nationales Zentrum einrichtet, dessen vornehmste Aufgabe es sein wird, die Tschechen, Polen und Russen zu Entschuldigung und Wiedergutmachung ihrer Verbrechen zu ermahnen und zu erpressen. Belohnt werden dafür die ethnischen Gruppen, die es, wie die mit eigenen SS-Verbänden aktiven Albaner, auch in widrigen Zeiten nicht an Deutschfreundlichkeit haben fehlen lassen und die als Joschkas Sondereinheiten die den Deutschen unfreundlichen Serben und Roma abschlachten dürfen.

Neuntens stehen nun deutsche Bodentruppen mitten in Jugoslawien und können binnen weniger Tage, vielleicht nur Stunden in Belgrad sein, falls der Serbe nicht endlich unsere Vernunft annimmt. Aber das ist keine Drohung, denn keiner wird mehr von einer deutschen Soldateska niedergemacht, sondern allenfalls von robusten Friedenskräften »behutsam« (»FAZ«) zur Achtung der Menschenrechte angehalten.

Je kleiner die Staaten, desto handlicher, und deshalb soll zehntens kein Serbe es mehr wagen, dem deutschen Wunsch nach dem Wunsch der Montenegriner oder der Vojvodiner zu widersprechen, sich von Jugoslawien abzuspalten und selbständig zu machen. Ende der Diskussion.

Konkret 07/99, S. 10

Herrschaftszeiten

Aus einer andern Welt

4. Mai, Fidel Castro in der Universität von Havanna:

Die Angreifer von Serbien glaubten, daß es sich um einen einfachen Spaziergang und ein dreitägiges Abenteuer handelte und daß die Serben sich nach den ersten Bomben ergeben würden ... Als wir sahen, daß diese Angriffe begonnen wurden, begriffen wir sofort, daß sie unnütz sein und eine Katastrophe auslösen würden ... Die anderen Völker werden daraus ihre Schlüsse ziehen. Ich stelle mir vor, daß die Russen ihre eigenen Schlüsse ziehen aus all dem, was ihnen geschehen ist und was ihnen in der Zukunft noch geschehen kann, wenn sie sehen, wie die Bomben einer Militärallianz niederregnen, die immer arroganter, hochmütiger und wütender wird angesichts des von ihnen nicht erwarteten Widerstands ...

Als wir vor kurzem darüber informiert wurden, daß man den Marinestützpunkt von Guantanamo dazu benutzen wollte, um 20.000 Kosovo-Flüchtlinge zu beherbergen, waren wir sofort einverstanden, und ich glaube, daß es das einzige Mal im Leben war, daß wir mit etwas einverstanden waren, das die USA auf diesem Stützpunkt machten ... Wir, die wir die brutalen und völkermörderischen Attacken gegen die serbische Bevölkerung energisch verurteilen, teilen trotzdem das Leid jener Hunderttausende von Flüchtlingen ... Diejenigen, die Jugoslawien zersplitterten und die nationalen, ethnischen und religiösen Konflikte schürten, sind hauptsächlich dafür verantwortlich, was heute geschieht ...

Wenn wir Lösungen vorschlagen, schlagen wir Lösungen für alle vor, für die Flüchtlinge, die Bürger des Kosovo, die dort lebenden Serben und alle anderen Nationalitäten, die das bilden, was heute noch von Jugoslawien bleibt ... Ich werde das, was schon Wochen zurückliegt, jetzt hier zum ersten Mal sagen: Schaut, wir haben nicht viele Mittel, aber wir verfügen über ein Humankapital. Wenn für die Betreuung von Hunderttausenden von Flüchtlingen medizinisches Personal gebraucht wird, wäre unser Land bereit, mit einem Beitrag von 1.000 Ärzten in absolut kostenloser Form zu kooperieren und die Kosovo-Flüchtlinge zu behandeln.

Ein deutscher Denker denkt

19. Mai, Jürgen Habermas, Sozialforscher, in der »Süddeutschen Zeitung«:

Inzwischen ist die Zweckmäßigkeit und die Verhältnismäßigkeit der eingesetzten Mittel so problematisch geworden, daß ich die Forderung der Grünen nach einer bedingten Feuerpause für vernünftig halte.

Publizistischer Zwischenfall (1)

20. Mai, Springer Auslands-Dienst:

Vor einer Woche kehrten einige Dutzend serbische Reservisten auf ein paar Tage von der Front in ihren Heimatort Krusevac zurück. Urlaub, ein paar Tage Durchatmen nach dem täglichen Horror im Kosovo. Ihren Angehörigen erzählten die jungen Männer, wie der Krieg wirklich aussah: Die Albaner sind weit stärker, als es irgend jemand zugeben möchte, ihre Überfälle und Heckenschützen sind allgegenwärtig. Die Bomben der Nato sind überall.

Es ist nicht sehr erbaulich, darüber nachzudenken, wieviel Abscheu gegenüber Amerika wir zur Zeit bei den armen Völkern dieser Welt wecken

---

Norman Mailer, Schriftsteller

Pinsel zu Giftpfeilen

25. Mai, »Junge Welt«:

Die ostdeutsche Bürgerrechtlerin Bärbel Bohley hat sich für Waffenlieferungen an die Kosovo-Albaner ausgesprochen. In einem Interview in »Super-Illu« erklärte Bohley, daß sie nicht einsehe, »wieso nur Soldaten aus anderen Ländern für das Kosovo kämpfen sollten, ohne Beteiligung der Kosovaren, die doch das größte Eigeninteresse haben«. Allerdings sollten die Kosovaren die Waffen nur unter der Bedingung erhalten, daß sie das Kriegsgerät nach dem Krieg wieder abgeben.

High noon

26. Mai, Andrew Wachtel, Professor an der Northwestern University in Evanston/Chicago, in der »FAZ« über den Luftkrieg:

Wir sind Rabauken geworden, die gern einen schwächeren Gegner mit Gebrüll verprügeln, sich aber vor jedem fairen Kampf drücken. Der einzige Schluß aus diesem Verhalten, den Länder, die nicht unsere Alliierten sind, ziehen können, lautet: sich so schnell wie möglich Atomwaffen beschaffen. Weißrußland und die Ukraine zweifeln bereits, ob ihr Verzicht auf Atomwaffen eine weise Entscheidung gewesen ist. Und wir können sicher sein, daß diese beiden nicht die einzigen Länder sind, die in nächster Zeit um solcher Waffen willen in Rußland und China vorstellig werden.

Klasse Rasse

26. Mai, »Tageszeitung«, Interview mit Ismail Kadaré:

Die Stimme Albaniens – In seiner Heimat ist er ebenso erfolgreich wie umstritten. Der 1936 im südalbanischen Gjirokastra geborene Ismail Kadaré ist der albanische Nationaldichter ... Seine Werke sind Pflichtlektüre an allen Schulen des Landes ... In seinen mythenreichen Romanen hat er immer wieder den Stolz und die Leidensfähigkeit des in seiner Geschichte immer wieder von der Auslöschung bedrohten albanischen Volkes beschrieben.

Merkposten

11. Mai, »Frankfurter Allgemeine«:

Die zähnebleckende Wut, mit der der weltberühmte Autor (Kadaré) ... über die Serben und die aus den »Ural-Steppen kommenden« Slawen herzieht, verrät auf beklemmende Weise, daß Nationalismus kein Privileg der Serben ist und es tatsächlich auch jenen aggressiven, menschenverachtenden albanischen Dünkel gibt, den man sonst leichtfertig für eine Erfindung der serbischen Propaganda halten könnte.

For every reason ...

26. Mai, »Tageszeitung«, Berlin:

62 Angehörige des Kaukasusvolkes der Adygejer kehren wegen des Krieges aus dem Kosovo in ihre Urheimat zurück ... in die Adygejische Republik, die mit ihren 125.000 Einwohnern im Süden der russischen Föderation liegt.

... there is a season

26. Mai, »Tageszeitung«, Berlin:

Der Lesben- und Schwulenverband Deutschlands begrüßt die Entscheidung, die Kölner Christopher-Street-Day-Parade, die am 4. Juli stattfinden sollte, angesichts des Kosovo-Krieges abzusagen. Der Sprecher des Verbandes, der rechtspolitische Sprecher der Bundestagsfraktion der Grünen, Volker Beck, erklärte dazu, daß Vertreibung und Krieg in Jugoslawien für die schwullesbische Community kein Grund zum Feiern sein könnten.

Bericht aus dem KZ (1)

27. Mai, »Die Zeit«:

Nahezu alle der knapp 200.000 im Kosovo verbliebenen Stadtbewohner wagen sich kaum ins Freie. An den meisten Orten besorgen nur Ältere und Frauen so schnell wie möglich das letzte Mehl und was sonst noch irgendwie zu haben ist. Die Männer vegetieren aus Angst vor Verhaftungen in Kellern und Wohnungen.

Bericht aus dem KZ (2)

28. Mai, »Los Angeles Times«:

Pristina, Jugoslawien – Es gibt nur wenige ethnische Albaner, über die serbische Nationalisten in größere Wut geraten als über Adem Demaqi, und viele wünschten, er wäre tot. Dennoch weigert er sich, das Kosovo zu verlassen oder sich auch nur zu verstecken. Demaqi, bis vor kurzem der langjährige politische Führer der UCK, lebt nicht nur wohlbehalten hier in der Hauptstadt des Kosovo, sondern geht auch täglich durch die Straßen. Er kauft sein Gemüse bei Bauern auf dem Markt und zeigt keine Angst inmitten der kriegsmüden Polizisten und Soldaten, denen er begegnet. Daß Demaqi bleibt und überlebt ist eine Überraschung für viele, vor allem angesichts all der Nato-Versicherungen, daß die jugoslawischen

Streitkräfte entschlossen seien, das Kosovo von ethnischen Albanern zu säubern.

Auto-nomie (1)

28. Mai, Bericht der International Crisis Group Bosnien (ICG):

Warum will niemand in Bosnien und Herzegowina investieren? – Das Beispiel VW – Unter äußerstem Druck der deutschen Regierung hat Volkswagen seine Vorkriegs-Fabrik im Sarajevo-Vorort Vogoska wieder eröffnet. Heute hat VW Sarajevo enorme Probleme. Die Produktion liegt zwischen fünf und zehn Fahrzeugen pro Tag, die im Land nur sehr schwer abzusetzen sind. Es scheint nur eine Frage der Zeit, daß VW dieses verlustreiche Geschäft beenden wird.

Vergleiche mit dem Völkermord der Nazis, mit Auschwitz, sind nicht angebracht

---

Ignatz Bubis, Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland

Juristische Säuberung

28. Mai, »Hamburger Abendblatt«:

Gestern erhob das Uno-Tribunal in Den Haag Anklage gegen den jugoslawischen Präsidenten Slobodan Milosevic. Neben Milosevic wurden auch vier seiner führenden Politiker angeklagt, der serbische Präsident Milan Milutinovic, der Vize-Ministerpräsident Jugoslawiens, Nicola Sainovic, der Stabschef der jugoslawischen Armee, Dragoljub Ojdanic, und der serbische Innenminister Vlajko Stojiljkovic. Ihnen wird persönlich die Vertreibung von 740.000 Kosovo-Albanern seit Anfang des Jahres sowie Mord in 340 namentlich bekannten Fällen zur Last gelegt.

Das Uno-Tribunal wurde im Mai 1993 ... errichtet. Bisher sind 84 Beschuldigte öffentlich, eine unbekannte Anzahl geheim angeklagt worden. Sieben Angeklagte sind bisher verurteilt worden; es gab einen Freispruch. Das Tribunal ließ die Anklage gegen 18 bosnische Serben fallen. Sechs Verdächtige sind verstorben, bevor ihr Fall verhandelt werden konnte. In Haft sind derzeit 25 Verdächtige.

Athletische Säuberung

28. Mai, »Hamburger Abendblatt«:

Jugoslawien ist von der Europäischen Fußball-Union wegen des Kosovo-Konflikts vom nächsten Uefa-Intertoto-Cup ausgeschlossen worden. Bei der Volleyball-Weltliga der Herren wird Vizeweltmeister Jugoslawien von Portugal ersetzt.

Deutschland, wir kommen

29./30. Mai, Parteitag der PDS Berlin, Antrag der Delegierten Brombacher und Benjamin:

Wir erklären, daß es ohne grundsätzliche Änderung der Positionen der Berliner SPD und Bündnis 90/Die Grünen zum Krieg ... keine parlamentarischen Bündnisse geben kann.«

Der Antrag wurde mit 59 gegen 38 Stimmen abgelehnt.

Heimspiel

31. Mai, »Frankfurter Allgemeine«:

Der Ministerpräsident der kosovo-albanischen Übergangsregierung, Thaci, hat die Fortsetzung und Verstärkung der Luftangriffe der Nato gefordert. Im Gespräch mit dieser Zeitung ... bestätigte er eine Offensive der kosovo-albanischen Befreiungsarmee (UCK) im Südwesten nahe der albanischen Grenze. Thaci zeigte sich zufrieden über die Zusammenarbeit der UCK und der von ihm geführten Übergangsregierung mit der Nato. Zwar liefere die Nato nach wie vor keine Waffen an die UCK. Die Mitgliedstaaten des Bündnisses legten der UCK aber auch keine Hindernisse in den Weg, wenn diese sich auf dem internationalen Waffenmarkt die nötigen Mittel zur Befreiung des Kosovo zu beschaffen versuche. »Das serbische Volk weiß, daß der Krieg um das Kosovo verloren ist«, sagte Thaci. »Milosevic muß und wird den Krieg verlieren, die Nato und die UCK müssen und werden den Krieg gewinnen.«

Publizistischer Zwischenfall (2)

31. Mai, »Frankfurter Allgemeine« (Mark Siemons):

Die Anzeichen dafür verdichten sich, daß eine Intervention mehr Unrecht und Unordnung, mehr Menschenrechtsverletzungen also, hervorbringen kann als eine Nichtintervention ... Es ist ein verblüffendes Phänomen der früher eher für harmlos gehaltenen westlichen und bundesrepublikanischen Geistesverfassung, daß sie gleichwohl zu einer zeitweisen Suspendierung ihrer Skrupel ohne weiteres in der Lage war. Im Banne eines moralisch-technisch-militärischen Omnipotenzwahns schien die Öffentlichkeit der Nato-Länder plötzlich zu vergessen, was ein Krieg ist.

Fischers Auschwitz

31. Mai, »Der Spiegel«, Bericht von Peter Schatzer, Direktor bei der Internationalen Organisation für Migration:

Von Massengräbern, Lagern und Vergewaltigungen wußten die Menschen, mit denen wir in den drei Tagen im Kosovo sprachen, nichts. Wir fanden auch keine direkten Hinweise auf solche Greueltaten. Aber wir haben auch nicht danach gesucht, die Zeit war zu kurz, und es war nicht unsere Aufgabe.

1 Schrecken

31. Mai, »Hamburger Morgenpost«, Schlagzeile:

1. deutscher Soldat tot im Panzer

Zarte Banden

1. Juni, AFP:

In Albanien herrscht der Eindruck vor, daß die Kosovaren mit ihrem Freiheitskampf auf keinen grünen Zweig kommen und dies vor allem sich selbst zuzuschreiben haben. Das fängt schon damit an, daß sich unter dem Etikett »UCK« zwei unterschiedliche Organisationen verbergen. Neben der eigentlichen »Befreiungsarmee des Kosovo« fristen die »Streitkräfte der Republik Kosova« des Exil-Premiers Bukoshi eine gesonderte Existenz ... Ein böser Verdacht vergiftet das Verhältnis zwischen den Organisationen: Wer Wert darauf legt, den Krieg unbeschadet zu überstehen, so heißt es, der lasse sich besser von den Bukoshi-Leuten anwerben. »Die Kämpfer Bukoshis werden praktisch nie an die Front geschickt«, sagt Ali, ein UCK-Milizionär.

Aus der Chirurgie (1)

1. Juni, »Tageszeitung«

Auch gestern abend hat sich die Nato wieder selbst übertroffen. Das Bündnis brüstete sich, die seit Kriegsbeginn bisher umfangreichste Angriffswelle mit rekordverdächtigen 772 Einsätzen, davon 415 Kampfeinsätzen, geflogen zu haben. Hauptziel der Angriffe seien serbische Truppen im Kosovo gewesen.

Das Kosovo trafen die Nato-Bomben. Jedoch serbischen Angaben zufolge einen Autokonvoi ausländischer Journalisten. Das serbische Informationszentrum in Pristina meldete, ein serbischer Fahrer sei getötet worden. Eine Mitarbeiterin der Londoner Zeitung »The Times«, der französische Philosoph Daniel Schiffer, ein Reporter des »Corriere della Sera« sowie drei Mitarbeiter des portugiesischen Fernsehens seien verletzt worden. Die Nato konnte zu dem Vorfall – auch das ist schon Routine – zunächst keine Angaben machen.

Aus der Chirurgie (2)

1. Juni, »Frankfurter Allgemeine«:

Die Nato verteidigte ihre Angriffe auf eine Brücke und eine Ortschaft in Südserbien, bei denen wahrscheinlich Zivilisten ums Leben gekommen waren, als »legitime militärische Ziele«. Nato-Sprecher Shea sagte, es habe sich nicht um »Fehltreffer« gehandelt. Nach jugoslawischen Medienberichten sollen dabei 31 Zivilisten getötet und 37 verletzt worden sein.

Aus der Chirurgie (3)

1. Juni, »Hamburger Abendblatt«:

Bei einem Angriff auf ein Sanatorium in der südserbischen Ortschaft Surdilica starben mindestens zwanzig und bei der Bombardierung einer Brücke mindestens neun Menschen. Die Nato hat den Beschuß des Sanatoriums dementiert. Ebenso habe die Allianz keine Informationen über den Beschuß eines Konvois mit Journalisten.

Aus der Chirurgie (4)

1. Juni, DPA:

Die Nato gab zu, daß zwei Nato-Raketen gestern auf Dörfer in Ungarn gefallen waren.

Last not least

1. Juni, »Frankfurter Allgemeine«:

Die Außenminister der EU begrüßten den Vorschlag der EU-Kommission, den vom Krieg betroffenen Anrainerstaaten »Stabilitäts- und Assoziierungsabkommen« mit der EU anzubieten. Wenn der Krieg beendet sei und Belgrad zu den Prinzipien der Demokratie, der guten Nachbarschaft, des Minderheitenschutzes und der Marktwirtschaft zurückgefunden habe, solle auch Jugoslawien in den Genuß des Vertragsangebotes kommen.

Um das Völkermorden zu beenden, muß die Nato Serbien besiegen, besetzen und umerziehen

---

Daniel Goldhagen an deutsche Politiker

Dumm gelaufen

2. Juni, »Hamburger Abendblatt«:

Die Grünen wollen ihren Fraktionsbeschluß über eine einseitige Nato-Feuerpause im Kosovo-Krieg nicht in den Bundestag einbringen. Fraktionschefin Kerstin Müller sagte, der Koalitionsvertrag sehe keine Alleingänge der Partner vor.

Scheißjuden, Kanakenschweine

Unteroffizier der deutschen Sfor-Einheit zu serbischen Zivilisten

Publizistischer Zwischenfall (3)

2. Juni, »Frankfurter Allgemeine« (Franziska Augstein):

Schon im vergangenen Sommer waren die Pläne für eine militärische Intervention im Kosovo komplett. »Binnen zehn Tagen«, schrieb der »Rheinische Merkur«, könne »jede denkbare Operation beginnen«. Im August hatte ein Ausschuß des amerikanischen Senats festgestellt, es fehle nur noch »ein Ereignis – mit der entsprechenden Berichterstattung in den Medien«, das eine Intervention »politisch verkäuflich machen« könne ... Weil Milosevics Starrhalsigkeit eine Art Ereignis darstellte, hat das Bündnis ... losgeschlagen.

Konzentrationslager-Scharping

2. Juni, »Hamburger Morgenpost«:

Verteidigungsminister Scharping hat schriftlich die Zwangsversetzung eines Oberleutnants gebilligt, der sich offen zu seinem Freund bekannt hatte – weil Homosexualität eines Vorgesetzten dessen »Autorität erschüttern« könne.

Ethnische Schätzung

2. Juni, DPA:

Die Gesellschaft für bedrohte Völker schätzt die Zahl der getöteten oder auf der Flucht gestorbenen Kosovo-Albaner auf 30.000. Die Zahl könne aber auch deutlich höher liegen, betonte der Präsident der Gesellschaft, Tilman Zülch.

Rote Zahlen

3. Juni, »Hamburger Abendblatt«:

Der Kosovo-Krieg hat die Bundeswehr bislang mehr als 400 Millionen Mark gekostet. Seit Kriegsbeginn hätten deutsche Tornados rund 240 Harm-Rake-

ten verschossen, allein die Wiederbeschaffung der Raketen mit einem Stückpreis von 1,2 Millionen DM beliefe sich auf 288 Millionen DM.

Schwarze Zahlen

3. Juni, »Hamburger Abendblatt«:

Die Nato-Luftangriffe auf Serbien haben einen Sachschaden von rund 120 Milliarden US-Dollar verursacht. Mehr als 200 Fabriken, 50 Krankenhäuser, 190 Schulen, 50 Brücken seien zerstört worden, bilanziert das Belgrader Wochenmagazin »Nedeljni Telegraf«.

Deutscher Tarif (1)

3. Juni, AP:

Der Siemens-Konzern hat einen Fonds eingerichtet, aus dem NS-Zwangsarbeiter mit durchschnittlich 10.000 Mark entschädigt werden.

Deutscher Tarif (2)

3. Juni, DPA:

Das Landgericht Stuttgart verurteilte den SS-Mann Alfons Götzfried wegen Beihilfe zum Mord an 17.000 Menschen und der eigenhändigen Erschießung von 500 Menschen 1943 in Polen zu zehn Jahren Haft.

Kein schöner Land

4. Juni, »Hamburger Abendblatt«:

Kosovo-Flüchtlinge, die aus Mazedonien in Drittländer gebracht werden sollten, sind nach Angaben des UNHCR bei der Auswahl ihrer Zielländer »zu wählerisch«. Bevorzugt würden Deutschland und die Schweiz.

Friedensdividende (1)

6. Juni, »Maxi-Fax – Vertraulich« der Gamax Finanzdienste GmbH:

Große Chance für Gamax Funds-Mobil – Wiederaufbau Jugoslawien – Es klingt zynisch: Doch was in den letzten Wochen zerbombt wurde, muß wieder aufgebaut werden. Straßen, Brücken, Fabriken, Fernsehanlagen, Kommunikationszentren und aber Tausende von Häusern. Die Rothschild-Fondsmanager unseres Gamax Funds-Mobil haben bereits reagiert und begonnen, Aktien aus dem Baubereich in Österreich, in Griechenland und in anderen Anrainerländern zu kaufen. In jedem Fall wird der Gamax Funds-Mobil in der nächsten Zeit einer der interessantesten Fonds am Markt sein.

Wir brauchen jetzt aktuelle politische Lieder

Nina Hagen, Sängerin

Friedensdividende (2)

7. Juni, »Der Spiegel«:

Die massenhafte Kapitalvernichtung auf dem Balkan hat jedoch auch eine erfreuliche Kehrseite. Beim Wiederaufbau werden vor allem westeuropäische Konsortien gefragt sein. Die Deutsche Bank sieht die Zerstörung von Kriegsgerät, Fabriken und Brücken deshalb schon als tendenziellen Wachstumsfaktor.

Auto-nomie (2)

8. Juni, »Bildzeitung«:

Ist Ihr Auto auch geklaut? Vielleicht steht es hier auf diesem Markt in Albanien. In Reih und Glied stehen die polierten Luxus-Karossen in der albanischen Hafenstadt Durres (35 Kilometer westlich von Tirana). Volvos, Mercedes der Nobelklasse, dicke Geländewagen. Mit Kennzeichen aus München, Mailand, Padua, Bonn. Europas größter Markt für geklaute Autos. Ein ganz normales Busineß hier. Die Polizei interessiert es nicht. Die macht selbst ihre Geschäfte.

Albanien versinkt in Chaos und Korruption. Die Mafia hat das Land fest im Griff. Familienclans, die auf Blutrache schwören. Anarchie pur. Heute kann man Waffen überall kaufen. Es gelten die Gesetze der Unterwelt. Wer die nicht beachtet, zahlt mit dem Leben. Mächtige Clans kontrollieren ganze Regionen.

»Nicht wehren, wenn ihr überfallen werdet. Gebt alles her«, raten die ausländischen Hilfsorganisationen ihren Mitarbeitern, die neu ins Land kommen. Ein Team der UN-Organisation UNHCR traf es am frühen Abend am Stadtrand von Tirana. Der Fahrer wurde in den Kopf geschossen, obwohl er den weißen Geländewagen sofort rausgab. Ein Menschenleben zählt hier nichts.

High score

9. Juni, DPA:

Nato-Militärs ziehen Bilanz:

Vertreibung und Flucht: Schon vor Beginn der Luftangriffe wurde eine unbekannte Zahl von Kosovo-Albanern vertrieben. Seit den ersten Bombardierungen sind nach Angaben des UNO-Flüchtlingshilfswerks UNHCR 782.300 Menschen vor serbischen Einheiten geflüchtet.

Tote und Verletzte: Die Nato schätzt die Zahl getöteter jugoslawischer Soldaten auf etwa 4.000. Rund 6.000 seien verletzt worden. Über Opfer unter der Bevölkerung macht die Nato keine Angaben. Jugoslawische Behörden sprechen von 1.500 Toten und 5.000 Verletzten.

Jetzt geht's los (1)

10. Juni, »Hamburger Morgenpost«, Schlagzeile, Sei-

te 1:

Endlich! Die Waffen schweigen – aber: Jetzt wird

es für unsere Soldaten gefähr-

lich

Jetzt geht's los (2)

10. Juni, DPA:

Die Sonne brennt über dem deutschen Lager der Kosovo-Friedenstruppe im mazedonischen Tetovo ... In der von den Deutschen mitgenutzten Kaserne herrscht gelassenes Warten auf einen Marschbefehl.

Jetzt geht's los (3)

10. Juni, »Hamburger Abendblatt«:

Montenegro will sich von Jugoslawien lossagen – »Für uns bedeutet das, daß unsere Unabhängigkeit von Jugoslawien immer wahrscheinlicher wird«, so Dragesa Burzan (stellvertretender Ministerpräsident von Montenegro), der selber ein Anhänger dieser Idee ist. Er sei sehr erfreut, daß auch Präsident Djukanovic sich erstmals in der Öffentlichkeit für die Unabhängigkeit ausgesprochen habe ...

Konkret 07/99, S. 11

Peter Hacks

Jetztzeit

Neue Sitten

Durch Heide führt der Weg und Moor,
Ich schlurfe behaglich im Sande,
Da hinter einem Holunder vor
Tritt eine Räuberbande.

Sie führen mich zum Hauptmann.
Der sitzt in einem Weiler. –
Ich nehme natürlich auch Schecks, mein Herr.
Die Welt war schon mal heiler.

Konkret 07/99, S. 14

Jutta Ditfurth, Thomas Ebermann, Jürgen Elsässer, Hermann L. Gremliza

Die Linke im Krieg

Streitgespräch

Von der »Operation Wüstensturm« zur »Operation vereinigte Kraft«: Über die Rolle Deutschlands und seiner Linken in beiden Kriegen diskutierten in der KONKRET-Redaktion Jutta Ditfurth, Thomas Ebermann, Jürgen Elsässer und Hermann L. Gremliza

Gremliza: Im Mai vor acht Jahren saßen hier in der Redaktion Eva Groepler, Reemtsma, Tolmein, Ebermann und ich, um in einem Streitgespräch abzuhandeln, ob und warum die deutsche Linke im gerade geführten Golfkrieg bankrott gegangen sei. Du, Thomas, hast KONKRET und mir damals deine »Feindschaft« erklärt, weil wir uns durch Parteinahme für den imperialistischen Krieg von der Linken abgesetzt hätten, und hast prophezeit, die Haltung zu diesem Krieg präjudiziere »die Haltung zu zukünftigen Konflikten vergleichbarer Natur«. Der nächste Konflikt vergleichbarer Natur war der Überfall auf Jugoslawien. Wieder ging es, wie du damals gesagt hast, um »Zivilisation versus Despotie«, den Platz des »Hitlers« Saddam, des »Irren von Bagdad«, hatte der »Hitler« Milosevic eingenommen, der »Irre von Belgrad«. Hast du also recht behalten?

Ebermann: Die Prognose, die ich damals gemacht habe, ist ja im großen und ganzen eingetreten. Der Golfkrieg war in mehrfacher Hinsicht Meilenstein: Erstens war er der erste Krieg zur Manifestation der neuen Weltordnung – weil vom Kommunismus nichts mehr zu befürchten ist seit dem Niedergang der Sowjetunion, kann alles Unbotmäßige, Widerständige, nicht unbedingt das Linke, plattgemacht werden. Zweitens war der Krieg ein Meilenstein auf dem Weg, Deutschland kriegsfähig zu machen – durch die Stationierung der Kampfflugzeuge in der Türkei – und im Bewußtsein der Bevölkerung durchzusetzen, daß der Westen, die Zivilisation, die Untermenschen, in diesem Fall die arabischen Untermenschen, zu bändigen hat. Es war ja damals zwischen uns, wie im Streitgespräch nachzulesen, strittig, ob Deutschland überhaupt kriegsfähig werden will. Hermann vertrat, daß »dieses ›Rent a cop‹-Geschäft so wunderschön funktioniert, daß die Bundesregierung an ihrer herrlichen Verfassung nichts ändern wird« und daß sich »die Bundesrepublik aus dieser bequemen Lage nicht befreien will«. Dieser Leugnung deutscher Ambitionen, die auf Beschönigung hinausläuft, habe ich widersprochen. Golfkrieg, Umformulierung der Militärdoktrin, Verfassungsänderungen, Einsätze in Kambodscha und Somalia – das alles waren Schritte, die das heutige kriegerische Agieren ermöglicht haben. Dritter Meilenstein: die Identifikation vieler ehemals linker oder fortschrittlicher Menschen mit dem Imperialismus, auf der Seite der Zivilgesellschaft gegen die Barbarei. In diesem dritten Punkt hat KONKRET damals eine entscheidende Rolle gespielt mit der Behauptung, man sei auf der Seite der Guten, wenn man den Krieg befürwortet.

Elsässer: Generell finde ich, daß die Intervention von KONKRET damals etwas Gutes hatte. Ich sage das als einer, der nicht nur heute, sondern auch 1991 gegen den Nato-Krieg war. Hermann hatte damals geschrieben, es scheine »hier einmal aus falschen Gründen und mit falschen Begründungen das Richtige getan zu werden«. Dieser Satz, damals auf die USA und die Nato gezielt, trifft in der Rückschau auf KONKRET selber zu. Mit der falschen Begründung, nämlich pro Krieg, wurde das Richtige getan, nämlich innerhalb der Linken und in Sonderheit der radikalen Linken eine notwendige Diskussion provoziert: über den Antisemitismus innerhalb der Friedensbewegung und über die besondere Rolle, die Deutschland in Konkurrenz, teilweise in Feindschaft zu den USA bei der Entfesselung von Kriegen nach dem Ende der Bipolarität spielt.

Thomas sagt, der Widerspruch, der den Krieg hervorgetrieben habe, sei der Widerspruch zwischen der vermeintlichen Zivilität des Westens und dem Süden gewesen. Ich sage, der Widerspruch, der den Krieg damals und den Balkankrieg jetzt hervorgetrieben hat, ist der Widerspruch zwischen Deutschland und den USA. Zu dieser Erkenntnis hat KONKRET einen wichtigen Beitrag geleistet, und darauf führe ich die Resistenz des KONKRET-Milieus gegenüber den kriegstreiberischen Stimmungen heute zurück. Hermanns Motiv damals war es, ein Maximum an Gegnerschaft zum deutschen Imperialismus und Nationalismus zu mobilisieren.

Ebermann: War das die Absicht damals? Ihr wart für den Krieg, um eine Diskussion über linken Antisemitismus zu stimulieren? So einen Blödsinn würde ich Hermann nicht glauben.

Gremliza: Das zentrale Streitthema zwischen uns beiden war damals, daß wir uns nicht einigen konnten, auf welcher Seite in diesem Krieg der deutsche Imperialismus stand. Ich habe behauptet, Deutschland stehe in dem Krieg nicht auf der Seite der USA. Und dieser Ansicht bin ich bis heute. Natürlich hat Thomas recht, wenn er sagt, im zweiten Golfkrieg habe Deutschland sich kriegsfähig gemacht. Aber eben nur das, am Krieg selber wollten sie nicht beteiligt sein – von Kohl bis Cohn-Bendit. Vera Wollenberger, heute Lengsfeld, hat damals für Bündnis 90/Die Grünen im Bundestag erklärt, der Krieg gegen den Irak sei »ein Verbrechen wider die Menschheit«. Das hat ihrer Karriere, die sie in die CDU führte, kein bißchen geschadet, während die Position, die ich damals eingenommen habe, den Deutschen die unangenehmste war.

Was das »Rent a cop«-Zitat betrifft: eine richtige Diagnose für den Golfkrieg, eine damals denkbare Option bei künftigen Auseinandersetzungen mit islamischen Staaten, und ein Fehler, sie im Tonfall einer generellen Prognose vorzutragen. Aber daß Deutschland den Golfkrieg zu den Zwecken nutzen würde, die du aufzählst, habe ich nie bestritten.

Ditfurth: Wenn du sagst, du unterwirfst deine Position nur dem Maßstab, daß sie maximal unangenehm sein muß, formulierst du keine linke Position. Es kann nämlich durchaus einen historischen Moment geben, wo eine rechte Position einen Störfaktor bildet, der der Außenpolitik dieses Scheißlandes unangenehm ist.

Gremliza: Du meinst jetzt aber nicht die neuere deutsche Friedensbewegung: Augstein, Dregger, Schönhuber?

Ditfurth: Egal ob der deutsche Imperialismus auf Seiten des US-amerikanischen steht oder nicht, immer steht er auf der falschen Seite. KONKRET hat damals Argumente geliefert, welche die deutsche Kriegsfähigkeit vorantrieben, eine Einübung in die Menschenrechtslügerei von heute. Du hältst es tatsächlich immer noch für gerechtfertigt, für einen imperialistischen Krieg zu sein, wenn es vermeintlich dem guten Zweck dient, einen Streit über den Antisemitismus zu entfachen?

Ebermann: In dem, was Jutta jetzt sagt, scheint mir schon die Beschönigung der damaligen Position zu liegen. Was war denn damals Anti-Mainstream und was war ganz schlichtes Nachäffen der herrschenden Propaganda? 81 Prozent der Deutschen waren für den Krieg. Wir können uns erinnern an die gewaltige Propagandaschlacht, an die Titelblätter zur Dämonisierung Saddam Husseins. In dieser Situation erschien in KONKRET erstens die Behauptung, im großen und ganzen agiere Saddam Hussein wie Hitler. Der Krieg sei, zweitens, deswegen richtig, er komme eher zu spät und werde etwas zu lasch geführt. Pohrt drückte die Hoffnung aus, auf Bagdad möge eine Atombombe fallen. Drittens: Linke und Kriegsgegner, speziell die Autonomen, seien die eigentlichen Nazis von heute. Viertens: Wenn man überhaupt noch was Gutes lesen wolle, müsse man »Bild«-Zeitung und »FAZ« lesen. Fünftens: Unsere Bundesregierung und die Bundeswehr seien zu feige, an diesem notwendigen Krieg teilzunehmen. Das war Pohrt.

Wolfgang Schneider sah in Deutschland überhaupt keine Kriegsbefürworter. Er betrieb eine Dämonisierung, die Spitzenleistung der damaligen Publizistik: Irak sei das Regime, das die benachbarten Länder überfalle, Teile der eigenen Bevölkerung systematisch umgebracht habe. Erklärtes Ziel sei die Schaffung eines großarabischen Reiches. Nie wurde hinterfragt, ob das auch in der Macht des Irak stand. Und Hermann kreierte einen Kriegszweck: Er hatte Zweifel, »ob die USA und ihre europäischen Alliierten am richtigen Zweck ihres Krieges festhalten werden«. Dieser konstruierte Zweck des Krieges sei es, den Irak der Fähigkeit zu berauben, Israel anzugreifen und zu liquidieren. Der Zweck ist also ein hochmoralischer und kein imperialistischer.

Gremliza: Ich habe den erklärten Zweck ...

Ebermann: ... die Propagandalüge!

Gremliza: ... ausdrücklich von den ganz anderen, unerklärten Interessen abgesetzt, die die Alliierten in jenem Krieg verfolgt haben.

Ebermann: »Was terroristische Kriegführung vermag«, schrieb Hermann, »wird sich zeigen, wenn sich nicht versprengte Grüppchen ihrer annehmen, sondern halbe Kontinente. Heute ein Giftgasanschlag auf einen Kinderhort in Frankfurt, morgen eine Bombe im Atomreaktor von Stade.« Die Überdimensionierung des Kriegsgegners, das war eine kriegsanfeuernde Position, die hatte Blüten, die denen eines Cohn-Bendit oder Volker Beck – heißt der so? – heute ähneln.

Gremliza: Nicht Ulrich Beck?

Ebermann: Ich meine jetzt den, der in der Nato den bewaffneten Arm von amnesty international erblickt. Kann sein, daß der Ulrich heißt. Dieses Anfeuern, diese Behauptung, der Krieg sei zu lasch, Deutschland nicht dabei, und das sei eine Schweinerei – aus der Position konnte jede Kritik der Friedensbewegung nur eine rechte Kritik sein.

Gremliza: Ich müßte deine Belege jetzt eigentlich Punkt für Punkt durchgehen, zum Beispiel die Sache mit dem Kinderhort, die schon vor acht Jahren so eine große Rolle gespielt hat. Ich wollte damals schon nicht glauben, daß jemand das so mißdeuten könnte, wie eure »Flugschrift« es getan hat, und habe natürlich gedacht, bei der erneuten Lektüre hätte sich ein besseres Verständnis dieser Passage eingestellt. Aber die Hoffnung war, wie ich merke, vergebens.

Ich will, pars pro toto, ein Zitat aus dem Beitrag von Wolfgang Pohrt nehmen, das du gebracht hast. Es ist nicht leicht, Textsorten auseinanderzuhalten. Aber wenn man anfängt, ein Testament als Satire zu lesen oder umgekehrt, dann macht man was falsch. Der Text von Pohrt ist, wie er schreibt, ein Brief, in der ihm sonst fremden Ich-Form, er hätte, wie er schreibt, gerne einen Artikel unter dem Horkheimer abgeschauten Titel »Für Amerika!« geschrieben, zitiert dann, was Horkheimer dort schreibt und warum er das schreibt, nämlich weil er dort, in Amerika, Rettung gefunden hat. Pohrt sagt, warum er so nicht schreiben kann und schreibt dann den Satz: »Wer derzeit meint, er könne hier am Schreibtisch Partei ergreifen, und sei es auch für die richtige Seite, ist verrückt« – ein Hieb übrigens, der mir galt und meinem Satz vom Richtigen aus falschen Gründen. Der ganze Text ist eine Philippika und ein Bekennerschreiben. Wenn es darin beispielsweise heißt, die besten Kommentare stünden in der »Bild«-Zeitung, will der Autor damit doch nur seiner

Verachtung dessen, was die »Taz« damals geschrieben hat, die größtmögliche Fallhöhe geben, er stellt doch nicht die beweisbare Behauptung auf, daß »Bild« oder die »Frankfurter Allgemeine« vorzügliche Zeitungen seien, aus denen die Wahrheit spreche.

Und während Pohrt dieses anklagende Bekennerschreiben verfaßt, passiert das: »Eben (27.1., 17 Uhr) meldet Bagdad, daß es nun Israel mit Chemiewaffen auslöschen wolle. Eine Absicht, die Israel gegebenenfalls hoffentlich mit Kernwaffen zu verhindern wissen wird.« Diesen Ausdruck äußersten Mitgefühls und äußerster Hilflosigkeit zugleich habt ihr, Thomas, schon damals zu Pohrts Wunsch dämonisiert, Bagdad mit Atombomben einzuäschern. Sein Schrei, mit analytischer Kälte als Forderung interpretiert, verliert einfach seinen Sinn.

Ditfurth: Ich hoffe, Pohrt wehrt sich dagegen, daß er mit so peinlichen Argumenten verteidigt wird. Wer die Pro-Kriegsargumente von KONKRET kritisiert, ist also ein kalter Unmensch, und nicht etwa der, der für eine Atombombe plädiert. Wehleidigkeit und Aggressivität liegen im deutschen Bürgertum immer dicht beieinander. Es sind rund neun Jahre vergangen. Ich hatte gehofft, KONKRET würde seine Position zurücknehmen.

Wenn wir schon bei Gefühlen sind: KONKRETs Plädoyer für den Golfkrieg war ein ebensolcher Schlag ins Gesicht wie die Veteidigung von Christoph Türcke und dessen widerwärtiger rassistischer Behauptung auf dem KONKRET-Kongreß 1993, es existierten erstens menschliche Rassen, und diese unterschieden sich zweitens zudem noch nach Charakter, Intellekt usw. Türcke wurde von einigen KONKRET-Autoren noch monatelang verteidigt. Einen der besten Texte gegen Türcke schrieb damals übrigens Pohrt.

Gremliza: Nichts von dem, was du hier über Türckes Referat sagst, ist auch nur annähernd wahr. Wer lesen kann, kann sich davon im Kongreß-Reader (*Was tun?*, konkret-texte Bd. 4) überzeugen. Und auf den Unsinn mit der Atombombe muß ich jetzt nicht noch einmal eingehen.

Ebermann: Ich hatte die leise Hoffnung, daß du, Hermann, in diesem Gespräch sagen wirst: Ja, das waren die schlechtesten Wochen von KONKRET. Wir haben da versagt, und nun bügeln wir das schon so lange aus, laß uns dies Versagen ruhen lassen. Und dann hätten wir weiter diskutiert.

Elsässer: Worüber?

Ebermann: Dann hätten wir diskutiert über die Momente der Kontinuität und des Andersseins des damaligen Golfkriegs und des heutigen Nato-Angriffs gegen Jugoslawien.

Elsässer: Ich finde den Ansatz deiner Kritik nicht richtig. Du pickst dir die schlimmsten Sachen raus – ich würde auch sagen, der Satz von Pohrt mit der Atombombe ist nicht zu rechtfertigen, er selber hat, als seine Aufsätze in Buchform erschienen sind, diesen Aufsatz nicht mehr reingenommen und sich dann auch in einem Interview mit mir davon distanziert. Wir sollten aber nicht über die Überspitzungen diskutieren, sondern darüber, ob die Intervention als solche gerechtfertigt war. Ihr Kern war eine Attacke auf die alten Gewißheiten der deutschen Linken: daß »links« sein heißt, gegen die USA zu sein.

KONKRET hat nach 1989 die Diskussion eröffnet, ob nicht mit dem Wegfall der Bipolarität auch hier eine neue Konstellation entstanden ist, in der die Bundesrepublik wieder Sonderwege geht, alte Allianzen auffrischt und alte Gegner, die zwischendurch mal Verbündete waren, wieder als Gegner identifiziert. Du, Thomas, kannst überhaupt nicht erklären, wieso die Leute, von denen du jetzt alles mögliche Schlimme zitiert hast, in der Folgezeit Linke blieben und im Gegensatz dazu die Spitzen der Friedensbewegung von einst heute die schlimmsten Kriegsbefürworter sind. Gerhard Schröder, der jetzt der Kriegsherr ist, hat sich damals geweigert, zusammen mit der jüdischen Gemeinde in Niedersachsen eine Soli-Veranstaltung für Israel zu machen.

Ebermann: Wenn man das Impressum unserer damaligen Antikriegszeitung durchgeht, ist da kein schlimmer Kriegsbefürworter bei. Eine Autorin habe ich aus den Augen verloren, die andern sind vehement gegen die Nato-Aggression. Der Weg, den Reemtsma damals eingeschlagen hat – das ist der Mainstream. Anpassung ist was Alltägliches, Kriege sind die großen Zuspitzungen und Katalysatoren. Da finden die qualitativen Sprünge, die Identifikationen mit dem eigenen Staat, der Nation, der Herrschaft statt. Das sind die Tage des *coming out*. Wenn ich das an einer ganz banalen Person unserer Tage bebildern darf: Angelika Beer. Immer verdruckst und dagegen und Magdeburger Parteitag, dann der Krieg – und die Sache geht wirklich ab. Kritik der Friedensbewegung? Dreimal notwendig. Wir haben sie, einige von uns besser, andere schlechter, betrieben. Den deutschnationalen Charakter, die Behauptung, hier macht Besatzungsmacht uns Deutsche zu Opfern, das Deutschtümelnde, die Bereitschaft, sich mit der Herrschaft zu versöhnen – das konnte man nur betreiben aus der Position der Gegnerschaft zu diesem imperialistischen Krieg. Und nun stell dir mal vor, um die Sache ins Perverse zu übersteigern, du wärest heute Befürworter des Nato-Angriffskriegs gegen Jugoslawien und wolltest von der Position aus Kritik der Friedensbewegung betreiben. Undenkbar, das geht nicht. Jetzt habt ihr aus Gründen, die mich interessieren würden, entschieden, die Friedensbewegung in KONKRET nicht zu kritisieren. Wenn Du jetzt sagst, das ist Zufall, oder hatten wir noch keinen Autor ...

Gremliza: Sie war kaum wahrzunehmen.

Ebermann: Wenn ich Demonstrationen besuche gegen den Nato-Krieg gegen Jugoslawien, stelle ich fest, daß der eine Redner sich dermaßen ins Völkerrecht verbeißt, daß ihm keine Kritik mehr übrigbleiben wird, wenn der Friede von den Vereinten Nationen abgesichert sein wird. Der nächste Redner macht rhetorische Übungen, daß die Amis die Bösen und die Deutschen die Reingetriebenen sind. Und der dritte Redner hat einen eigenen Friedensplan und bringt damit zum Ausdruck, daß er auch der Meinung ist, eigentlich müßte die westliche Welt und speziell Deutschland den Wilden da unten im Balkan mal die Glückseligkeit nach seinem Gusto bringen.

Elsässer: Im Unterschied zu damals, als die Bombenangriffe auf Bagdad notorisch mit den Bombenangriffen auf Dresden identifiziert worden sind, gibt es jetzt zwei Arten von historischen Bildern: Die einen identifizieren die Angriffe auf Belgrad mit den Angriffen auf Dresden, das sind die Deutschnationalen, und die anderen identifizieren die Bombenangriffe auf Belgrad 1999 mit Bombenangriffen auf Belgrad 1941, und bei denen ist schon im Kopf was vorhanden, an das man anknüpfen kann. Deswegen würde ich die Antikriegsbewegung jetzt nicht so einschätzen wie die Friedensbewegung 1991.

Gremliza: Darum ist sie ja auch viel kleiner.

Ebermann: Erstens sind die Demos heute viel kleiner als damals, weil schon der Golfkrieg imperialistische Überlegenheit demonstriert, also eine spezielle Angst beseitigt hat. Die Furcht, durch einen solch regionalen Krieg selbst »betroffen« zu werden, Nachteile oberhalb einer Steuererhöhung zu erleiden, ist hinfällig. Der Feind ist ohnmächtig, er kann kaum einige Soldaten der alliierten Angreifer töten; nicht einmal ökologisches Ungemach und Klima-Katastrophe stellen sich ein, keine Giftschwade erreicht die Jecken in Köln. Ein weiterer Grund, weswegen die Demos jetzt so klein sind, ist gewiß, daß Deutschland mitmacht, deutlicher mitmacht.

Gremliza: Daß Deutschland *diesmal* mitmacht.

Ebermann: Im Sinne von Kampfeinsätze mitfliegen, mitbombardieren. Die Friedensdemos wären bestimmt auch größer, wenn Kohl/Kinkel das veranstaltet hätte. Da hätte man all diese Nörgelbrüder dabei gehabt, die was zur Verhältnismäßigkeit der Mittel gesagt hätten und zur humanen Kriegführung. Der letzte Grund ist, daß acht Jahre vergangen sind und in diesen acht Jahren die Identifikation mit Großdeutschland gewachsen ist.

Elsässer: Ich sehe einen anderen Grund. Verbindendes Element eines größeren Teils der damaligen Friedensbewegung und eines größeren Teils der Kriegsbefürworter heute ist die Teilnahmslosigkeit gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus – damals die Israelis beziehungsweise Juden, heute die Jugoslawen beziehungsweise Serben. Und da bin ich wieder bei dem, was Eva Groepler damals Hermann und Reemtsma konzediert hat, meines Erachtens zu Recht. Hermann und Reemtsma, auch Pohrt und andere KONKRET-Autoren, haben gesagt, in der Situation, wenn Juden bedroht sind von einem Regime, von dem man nicht weiß, ob es seine Vernichtungsdrohung wahrmachen kann, ist unsere Sympathie bei Israel, einem Staat, aufgebaut von Opfern und Gegnern des deutschen Nationalsozialismus. Diese Position ganz scharf herausgearbeitet zu haben, war das Verdienst von KONKRET. Wäre diese Position stärker verbreitet, auch innerhalb der Linken, hätten wir heute nicht diese kalte Teilnahmslosigkeit bis weit in die Antikriegsbewegung hinein gegenüber Jugoslawien, das ja auch ein Staat ist, aufgebaut von Opfern und Gegnern des deutschen Nationalismus und Imperialismus. Ich erinnere mich an den Jour fixe der Radikalen Linken nach Kriegsbeginn, Ende Januar 1991, wo man sich kapriziert hat auf die Kritik des israelischen Nationalismus, vulgo Zionismus. Genauso ist es heute: Man kapriziert sich bis weit in die Reihen der Kriegsgegner hinein auf die Kritik des serbischen Nationalismus, bis zu dem Punkt, daß serbische Teilnehmer von Autonomen aus Demonstrationen ausgeschlossen werden. Das ist für mich der verbindende Punkt.

Ebermann: Welcher?

Elsässer: Die Gegnerschaft, die du formulierst und die damals auch die Radikale Linke formuliert hat, ist ein Feld-, Wald- und Wiesen-Antiimperialismus, der einfach sagt, der Imperialismus macht das und das, und wir sind dagegen. Aber seit 1989 ist das keine ausreichende Grundlage mehr, weil die Einheit des Imperialismus zerfallen ist in konkurrierende imperialistische Mächte. Wir leben nun mal in Deutschland, und da war und ist die erste Frage, ob sich mit dem Ende der Jalta-Ordnung nicht auch das alte Deutschland zurückmeldet. Dafür mußte der Blick geschärft, eine Analyse entwickelt werden, in deren Zentrum die Opfer und Gegner dieses alten Deutschland stehen, sozusagen die Seismographen dieser Gefahr. Das war 1991 Israel. Daß man sich erst einmal die Frage gestellt hat, was passiert mit Israel, was passiert mit den Juden, das war richtig; daraus dann die Schlußfolgerung zu ziehen, man müsse für den Krieg sein, finde ich allerdings nach wie vor falsch.

Diese Methode führt dazu, sich auch heute und auch auf dem Balkan die Sichtweise der Opfer und Gegner des deutschen Nationalismus, nämlich der Jugoslawen und Serben, zu eigen zu machen. Und deswegen ist ganz klar, daß diejenigen, die das 1991 nicht hingekriegt haben, heute Kriegsbefürworter gegen die Serben sind, oder sie sind zwar Kriegsgegner, aber schwafeln auch vom serbischen Faschismus und wie man den alternativ, ohne Krieg, beseitigen könnte.

Ditfurth: Einige Linke konnten die Bedeutung des Krieges gegen Jugoslawien so wenig einordnen, daß sie auf Demos gelegentlich Menschen ausgrenzten, die »Jugoslawien, Jugoslawien« riefen. Jene Linken fanden diese Rufe, aufgrund eines falschen Verständnisses von Antinationalismus, wichtiger als die Solidarität gegen den imperialistischen Krieg.

Ebermann: Ich will noch mal auf die – in meiner Erinnerung – drei tragenden Argumente kommen, damals den Krieg zu befürworten. Wenn ich mal nicht nur KONKRET nehme, sondern auch die »Taz«, die »Kommune«, »links« ... Erstens: Wer Völkerrecht bricht, macht eine oder die wichtigste Errungenschaft der zivilisierten Welt kaputt. Dieser Völkerrechtsbrecher heißt Saddam Hussein, deswegen muß man ihn niedermachen. Zweitens: Die Bewohner Israels sind bedroht in einem Ausmaß, daß es da zu massenhaft Toten kommen kann. Drittens: die Kurden im Norden des Irak. Bei der Masse derer, die damals so argumentiert haben, spielt das alles keine Rolle mehr in der Befürwortung der jetzigen Nato-Aggression gegen Jugoslawien. Erstens, auffällig: Völkerrecht ist scheißegal, war also eine Einstiegsdroge.

Zweitens: Die im Nordirak unterdrückten, teilweise massakrierten Kurden sind, als sie ihre instrumentelle Nutzbarkeit verloren hatten, schlicht und einfach vergessen worden. Drittens, das wichtigste Argument: Die Bedrohung der in Israel lebenden Menschen, Juden also, spielt für die übergroße Masse derer, die jetzt die Nato-Aggression gegenüber Jugoslawien befürworten und damals so argumentiert haben, überhaupt keine Rolle. Die drei tragenden Säulen sind obsolet. Ich fasse zusammen: Diese Leute wollten die Identifikation mit Zivilgesellschaften, mit ihrer Nation, mit Imperialismus. Alles andere war vorgeschobenes Argument. Und nun nehme ich die winzige Gruppe aus, die winzige Gruppe, auf die das nicht zutrifft. Dazu gehört ihr.

Gremliza: Aber das habe ich schon damals, im April 1991 gewußt und in KONKRET geschrieben: »Es bot der Golfkrieg manchem Oppositionellen Gelegenheit, sich von einer schlecht behausten Vergangenheit zu verabschieden und endlich den Arsch an die Heizung zu bekommen.« Klar, der Golfkrieg wurde von den meisten so benutzt, wie du es beschrieben hast. Aber das ist nicht eine Entdeckung, die ich jetzt plötzlich mache, sondern die meisten Befürworter dieses Krieges waren mir schon damals zuwider und sind es geblieben. Ob das der Biermann war oder der Enzensberger, mit denen zusammen ich dann von Alice Schwarzer im »Spiegel« zu einer Dreieinigkeit des deutschen Macho-Bellizismus zusammengelegt worden bin ...

Ditfurth: Alice Schwarzer, die Anhängerin des Euthanasiepropagandisten Peter Singer, führt ihre Kriege eben anders.

Gremliza: Ich habe das, was ich damals geschrieben habe, in dem Bewußtsein der Tatsache geschrieben, daß die meisten Leute, die diesen Krieg befürworten, es aus Motiven tun und in der Verfolgung von Interessen tun, die den meinen diametral entgegengesetzt sind.

Ebermann: Aber Hermann, weißt du, was es heißt, gegen diese Leute keinerlei Polemik geführt zu haben, den Schulterschluß mit denen objektiv ...

Elsässer: ... »objektiv« ist ein rhetorischer Trick.

Ebermann: Nein! Wenn du das Bild malst, alle Deutschen seien sowieso gegen den Krieg – entgegen den Meinungsumfragen und der Regierungspolitik. Nachdem du zuerst geschrieben hattest, »die Partei von Bush ist die von Kohl, also die großdeutsche ...«

Gremliza: Das war falsch.

Ebermann: Nein, das war der letzte richtige Gedanke. Nachdem du das geschrieben hattest, das alles einzustellen, die völlige Gleichgültigkeit, was im Irak in Schutt und Asche gelegt wurde ...

Gremliza: Das ist nicht wahr. Allein in den drei Ausgaben zur Kriegszeit gab es in KONKRET zwei Beiträge von Oliver Tolmein, die gegen Pohrt, Schneider und mich gerichtet waren, und einen Beitrag von Ingrid Strobl, mit dem Kernsatz: »Die Shoah soll als Ausrede dafür dienen, daß Deutschland wieder kriegsfähig wird.« Das stimmte damals nicht, das stimmt aber heute.

Ebermann: Das stimmte damals auch. Damals ist der Gedanke, der jetzt viel manifester ist, plausibel gemacht worden. »Zu den elementaren Lehren der Hitlerjahre gehört, daß jede Nachgiebigkeit gegenüber dem Erpresser – Hussein – einen weit höheren Preis an Opfern und Zerstörung verlangt als die Unbeugsamkeit.« Das stand in der »FAZ«, von Joachim Fest. Die Entsendung deutscher Soldaten in die Türkei sei, sagte der General Schmückle, »praktische Trauerarbeit«.

Elsässer: Das war die eine Richtung neuer deutscher Großmachtwerdung. Die andere Variante neuer deutscher Selbstfindung war der antisemitische Ausspruch von Ströbele, Saddam Husseins Bombendrohungen seien »notwendige Folge« der israelischen Politik. Das heißt, du hast deutsches *coming out* damals auf beiden Seite gehabt, bei Kriegsbefürwortern und bei Kriegsgegnern.

Ebermann: Und Moral hat die Analyse erschlagen.

Ditfurth: Was Jürgen vorhin sagte, ist dummes Zeug. Du mußt dir selbstverständlich nicht die Sichtweise der Jugoslawen bzw. der Serben zu eigen machen, wenn es die überhaupt gibt, um mit ihnen solidarisch und voll und ganz gegen diesen

Scheißkrieg zu sein. Und du darfst nicht aus Mitgefühl und Solidarität mit den Opfern des NS-Faschismus in einer linken Zeitschrift, die einigen Einfluß hat, Argumente liefern, die nur in eine Befürwortung des Golfkrigs münden können. Das ist ahistorisch und antiaufklärerisch.

Elsässer: Das Wichtige ist doch, daß KONKRET die Message vermittelt hat, der Hauptwiderspruch sei nicht Krieg und Frieden, sondern der Hauptwiderspruch sei antideutsch oder prodeutsch. Und Prodeutsche hast du in beiden Lagern gehabt, sowohl bei den Kriegsbefürwortern als auch bei den Kriegsgegnern. Deswegen mußte man erst mal versuchen, dieses antideutsche Lager aufzumachen. Und natürlich hat dieses antideutsche Lager versucht, sich um den Israel-Diskurs zu finden, weil Israel das sichtbarste Denkmal ist, das in der Staatenwelt nach 1945 an die Verbrechen der Deutschen erinnert.

Ditfurth: Als wir die Radikale Linke gründeten, war ich auf Seiten derjenigen, die die Parole »Nie wieder Deutschland« durchsetzten. An meiner Wertschätzung für diese Parole hat sich bis heute nichts geändert. Einige Antideutsche vermitteln Antinationalismus heute allerdings nicht mehr mit Antikapitalismus, sondern diffamieren letzteren als nationalen Sozialismus. Antideutsch, um antikapitalistisch gekürzt, wird reaktionär und gelegentlich proimperialistisch.

Jürgen, du hast dich kürzlich in KONKRET abgemüht, eine Analyse durch das Aneinanderkleben von Zitaten zu ersetzen, weil du auf jeden Fall beweisen wolltest, daß Deutschland die USA in den Jugoslawienkrieg gezogen hat. Ich habe herzlich gelacht.

Elsässer: Der Jugoslawien-Krieg ist von den Deutschen provoziert worden.

Ebermann: Die Deutschen haben den Krieg angefangen?

Elsässer: Die Deutschen haben den Krieg provoziert, und die Amerikaner haben ihn geführt.

Ebermann: Wir sollten uns über die Wirklichkeit noch verständigen können. Mir ist diese Denkweise wahnsinnig fremd: Es muß entweder so oder so gewesen sein. Wieso fällt es dir auch an diesem Beispiel so schwer, verschiedene Interessen, denen Linke feindlich gegenüberstehen sollten, deren Existenz und deren Unterschiede festzustellen? Ohne die Zustimmung der Deutschen als Führungsnation in Europa hätte dieser Krieg in dieser Form nicht stattfinden können. Und ganz sicher ist richtig, daß die Deutschen nicht deswegen in diesem Krieg noch nicht so massiv beteiligt waren, weil sie das nicht wünschten, sondern weil sie noch ein paar innere Unsicherheiten überwinden mußten – man konnte ja nicht damit rechnen, daß die Begeisterung oder die Ignoranz auf allen Seiten so groß sein würde. Also nicht, daß ich da mißverstanden werde. Aber zu behaupten, die Deutschen hätten die USA in diesen Krieg reingezogen, das finde ich ziemlich witzig.

Elsässer: Ich habe es etwa anhand der Aufrüstung der UCK belegt – siehe mein Artikel »Die Falle von Rambouillet« in KONKRET 5/99.

Ebermann: Meine Quellen sagen mir etwas anderes.

Gremliza: Ich hatte nicht damit gerechnet, daß Thomas darauf hoffen könnte, ich würde zu Beginn unseres Gesprächs sagen: Tut mir leid, wir haben damals einen schweren Fehler gemacht und würden, könnten wir die Geschichte zurückdrehen, das alles noch mal anders und besser machen. Vielleicht würde man einige Sätze, die man damals in heftiger Polemik geschrieben hat, in ruhiger Betrachtung zehn Jahre später anders formulieren. Aber daß es mir bis heute nicht gelungen ist, meine Kritiker von meiner damaligen Position zu überzeugen, hat einen anderen Grund: Sie haben, obwohl nun weitere acht Jahre schnurgrade Entwicklung zu beobachten waren, noch immer nicht verstanden, wer damals welchen Krieg geführt hat und auf welcher Seite die deutsche Politik in diesem Krieg stand. Ich räume ein, daß ich die Drohung aus Bagdad, Israel auszulöschen, vielleicht zu ernst genommen habe, weil ich für möglich hielt, daß der Irak über die notwendigen Mittel verfügte. Mit dieser Drohung würde ich, den Kenntnisstand von heute genommen, also etwas vorsichtiger umgehen. Aber in der Situation von damals, in der die deutsche Öffentlichkeit, und vor allem die Öffentlichkeit um KONKRET herum, der Bedrohung Israels mit unglaublicher Kaltschnäuzigkeit begegnet ist, war es richtig, die Frage, warum Deutsche 45 Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus sich so aufführen, in den Mittelpunkt aller Überlegungen zu stellen.

Ditfurth: Nein, Deutschland stand beim Golfkrieg nicht auf Seiten der Opfer des NS-Faschismus, es hat zur Einübung seiner Kriegsfähigkeit die Shoah mißbraucht. Die bundesdeutsche Gesellschaft ist vom Antisemitismus durchdrungen, einschließlich hoffentlich endlich kleiner werdender Teile der Linken. Für den Golfkrieg gewesen zu sein, hat dem Kampf gegen den Antisemitismus geschadet und geholfen, für den Krieg gegen Jugoslawien die Menschenrechts-Propaganda bereitzustellen. Die gute Absicht einmal unterstellt, habt ihr euch eine Falle gebaut. Die Grenze der Provokation liegt vor dem imperialistischen Krieg.

Gremliza: Das eben kam hinzu: daß zugleich die reale weltpolitische Alternative zum Imperialismus verschwunden und damit *der* Imperialismus als politische Einheit obsolet geworden war.

Ebermann: Der jetzige Krieg ist insofern mit dem Golfkrieg verwandt, als es wieder ein gemeinsames imperialistisches Interesse gibt. Im Rahmen dieses Interesses ist Deutschland zeitweise Avantgarde. Dafür stehen die publizistischen

Angriffe auf das »Völkergefängnis« Jugoslawien, die Anerkennung Kroatiens und Sloweniens, die Forderung Kinkels direkt nach Dayton, den »Scheinwerfer auf das Kosovo« zu richten. Und gleichzeitig gibt es und wächst ein auch US-amerikanisches Interesse, das schon in Dayton sehr manifest geworden ist. Von der Adria bis zum Kaspischen Meer und zurück wird sortiert, wem was gehorcht, wem was gehört. Die US-Amerikaner haben dabei erhebliche Erfolge errungen, weil »Euro-Deutschland«, wie du immer sagst, noch hinterherhinkt. Die USA wollen von der Seidenstraße bis zur Pipelineroute und zurück Rußland ausschalten. In diesem Raumordnungskrieg sind die Widersprüche zwar noch verdeckt, aber schon sichtbar. Es geht um ganz praktische Fragen: Welcher Staat kann überhaupt Staatsgarantien übernehmen? Daß allein sie das können, wollen die Amerikaner ums Verrecken demonstrieren. Euro-Deutschland kann solche Garantien nur erst in viel geringerem Maße geben. Und daran arbeiten sie.

Elsässer: Du sagst, die Kriege resultieren vor allem aus einem gemeinsamen imperialistischen Interesse, the West against the Rest. Meine Gegenthese ist – und wenn ich auch das meiste am Leninismus verwerfen würde, an Lenins Imperialismustheorie halte ich fest – : Diese Kriege resultieren vor allem aus den zwischenimperialistischen Widersprüchen. 1994/95 war Deutschland im Begriff, neben Kroatien, das es wirtschaftlich und durch Rüstungskooperation ohnedies schon beherrschte, nun auch Zugriff auf Bosnien-Herzegowina zu bekommen, und zwar durch kroatische Einflußnahme dort. Nicht nur die Serben, sondern auch die Muslime mußten den kroatischen Milizen weichen. In dieser Situation haben die USA gesagt, das können wir uns nicht bieten lassen, und sind ihrerseits dann reingegangen in Kroatien, haben zum Teil den BND verdrängt, die Kriegführung in Bosnien anstelle der Kroaten, zum Teil sogar gegen die Kroaten übernommen und in Dayton einen Frieden diktiert, der auch ein Frieden gegen den deutsch-kroatischen Vormarsch war und nicht nur gegen Jugoslawien. Ähnlich bei der Nato-Osterweiterung: 1992/93 war das eine Idee der Deutschen, und die Amis waren zögerlich. Die Deutschen haben in der Folge bereits Militärverbindungen, gemischte Verbände mit Polen usw. aufgebaut. 1994 haben die Amis die Notbremse gezogen: Da entsteht ein Hinterhof, in dem wir nichts zu sagen haben, das ist gefährlich, also haben sie sich das Projekt zu eigen gemacht und sich an die Spitze gesetzt.

Ähnliches könnte man jetzt zum Kosovo sagen: Die Deutschen haben die Destabilisierung mindestens bis Herbst 1998 vorangetrieben, aber irgendwann haben die Amis gesagt: Moment mal, was läuft da eigentlich, da entsteht doch schon wieder ein deutscher Satellit, wenn wir die UCK dem BND überlassen. Dann hat die CIA den BND abgedrängt. Jeweils spielte Deutschland die Vorreiterrolle. Und aus diesem Widerspruch entwickelt sich eine Dynamik, wo die Amis, da sie in den entsprechenden Gegenden keine wirtschaftlichen Karten haben, ihren einzigen echten Trumpf ausspielen: die militärische Karte.

Ebermann: Man sollte die ökonomische Potenz der USA nicht unterschätzen. Das war einer der gravierendsten Fehler unserer Flugschrift zum Golfkrieg.

Elsässer: Aber auf dem Balkan haben die USA ökonomisch keine Karten, die stechen.

Ebermann: Jetzt mußt du nur noch sagen, im Kosovo liegen keine Bodenschätze, dann sind wir irgendwie am Ende.

Ditfurth: Deutschland will die führende Rolle in EU-Europa und uneingeschränkt imperialistisch tätig werden. Dabei lagen Auschwitz und der NS-Faschismus noch im Weg; beides haben Fischer und Scharping durch ihre unsäglichen Relativierungen jetzt beiseite geschoben – fast als hätten sie aus der Logik eurer Argumente für den Golfkrieg gelernt. Deutschland begibt sich im EU-Gewand in Konkurrenz zu den USA.

Das Hauptinteresse US-amerikanischer Außenpolitik wird sich in den kommenden 10 bis 20 Jahren auf den Kaukasus und auf Zentralasien richten. Bis zu 30 Milliarden Tonnen Erdöl, das zweitgrößte Vorkommen der Erde, liegen allein am Kaspischen Meer. Dazu Erdgas, Uran, Gold u. a. Ungeheure Mengen wertvollster Ressourcen sind aus dem Einflußbereich Rußlands herausgefallen und bieten sich für neue Raubzüge an, wie für eine Art zweite Akkumulation. Jugoslawien störte auf dem Weg nach Zentralasien. Als der letzte Nato-resistente Balkanstaat es auch noch wagte, billige Weltbankkredite auszuschlagen, wurden die Menschenrechte der Kosovo-Albaner/innen entdeckt.

Deutsches Interesse ist u. a. die ethnische Parzellierung Jugoslawiens. Vom Wiederaufbau will man profitieren, auf dem neuen deutsch-europäischen Hinterhof Balkan einen Absatzmarkt finden und Billigstarbeitskräfte. Alle maßgeblichen deutschen Konzerne sind am Kaspischen Meer dabei. Es geht auch um eigene deutsche Ölquellen und generell um eine Einflußsphäre, welche die Ausgangssituation in einer neuen innerimperialistischen Konkurrenz verbessert – gegen Rest-EU und USA. Wenn dann bis zur chinesischen Westgrenze alles unterworfen sein sollte, ziehen EU-Europa und USA eines Tages vielleicht die tibetische Karte.

Vielleicht liegt Chile dann in Kasachstan. Wir müssen uns mit einem fremden Teil der Welt befassen. Revolutionäre und Revolutionärinnen in Lateinamerika waren uns in mancher Hinsicht vertrauter. Wir haben uns mit unterschiedlichen Imperialismen zugleich auseinanderzusetzen. Einige Linke werden endlich begreifen müssen, daß sie sich an keine große Brudermacht anlehnen können. Nie wieder darf, wie im Golfkrieg, aus moralischen Gründen mit einer imperialistischen Macht, damals der deutschen, gegen eine andere paktiert werden. Das macht dumm und schwach.

Ebermann: Mein Beitrag sollte nicht Sachverhalte klären, das kann man in dieser Kürze nicht, sondern ich wollte nur sagen: Macht Deutschland nicht übermächtig, das führt nur dazu, daß sich das blamiert.

Gremliza: Ich rede nicht von deutscher Omnipotenz, aber ich bleibe dabei, die EU Euro-Deutschland zu nennen. Kein Mitgliedsstaat wagt es mehr, Deutschlands Vormacht-Anspruch offen zu widersprechen. Zum letzten Mal haben es die Engländer und die Franzosen zu Beginn des Krieges in Bosnien gewagt. Diese Stimmen sind ihnen mittlerweile genommen.

Ebermann: Aber die Deutschen sind noch sehr weit davon entfernt, entscheiden zu können: Dieser Staat wird gespalten, ausradiert, eines Teils seiner Souveränität beraubt, darf sein Gewaltmonopol gar nicht mehr ausüben, was ja jetzt im Kosovo stattfinden wird. Das können im Moment nur die Amerikaner. Die Deutschen sind zwar Avantgarde, aber die USA sind die letzte Instanz.

Gremliza: Es ist schon nicht mehr so, daß die USA das im Alleingang können. Sie brauchen die Mitwirkung ihres größten Konkurrenten, und also marschieren sie gemeinsam in eine Schlacht, wo sie auf den Knochen eines gemeinsamen Gegners ihre Gegensätze austragen.

Elsässer: Deutschland ist nicht »noch sehr weit davon entfernt«, über die Ausradierung und Spaltung von Staaten zu entscheiden. Die BRD war es, nicht die USA, die die DDR ausradiert hat; die BRD war es, nicht die USA, die 1991 über die Anerkennung Kroatiens und Sloweniens Jugoslawien gespalten hat.

Ebermann: Also, Jürgen: Für den letztes Buch hast du Jürgen Trittin um ein Begleitwort angebettelt, und er hat dir eines geschrieben. Nun ist er, der deine Hochachtung genoß oder genießt, Minister in einem deutschen Kriegskabinett. Oskar Lafontaine hast du kürzlich als »antideutschen Grenzgänger« bezeichnet, als sein Rücktritt dir so an die Nieren ging. Für die Europäische Union, die Hermann »Euro-Deutschland« nennt, trittst du seit langer Zeit ein, weil Deutschland sich da doch nicht durchgesetzt habe und die EU ein Instrument zur Fesselung Deutschlands sei.

Wenn ich solche Dinge nicht nur als die Liebe zum haltlosen Spektakel zusammenfasse, dann drängt sich mir der Gedanke auf: Sollten die Prognosen über schnelle, ungebrochene deutsche Siege nicht hunderprozentig eintreten, dann steht der blamierte Prognostiker in Gefahr, mancher Versöhnung nicht widerstehen zu können.

Elsässer: Nachdem dir die Scheine ausgegangen sind, holst du nun das Kleingeld raus. Aber die schärfste Attacke gegen mich hast du dir verkniffen: Daß ich immer Friedman, Markovits, Goldhagen und andere jüdische Kriegstreiber wegen gemeinsamer Veranstaltungen »anbettle«. Dagegen war dein Auftritt bei der passagenweise antisemitischen Tageszeitung »Junge Welt« politisch echt korrekt. Im Ernst: Diese Ebene des Streits bringt nichts, für keinen von uns.

Ebermann: Hermann schreibt im letzten Heft: »Die Amerikaner müssen nun bis zur Kapitulation weiterbomben« und »ein Friede nach deutschem Plan« bedeute, »daß nach der Sowjetunion die USA der zweite Verlierer der weltpolitischen Wende« werden. Jetzt reden wir ja im Gegensatz zum Golfkrieg über Meinungsverschiedenheiten und nicht über Feindschaften. Davon muß ich ganz stark abraten.

Gremliza: Wovon?

Ebermann: Das so zu sehen. Die deutsche Kraft überzudimensionieren, birgt immer die Gefahr der US-Apologetik und die Gefahr, daß das umkippt, wenn es sich rausstellt, daß sie das noch nicht können.

Gremliza: Ich glaube nicht, daß in meiner Argumentation Apologetik auch nur angelegt ist. Die USA haben nach 1945 die breiteste Blutspur von allen Staaten hinter sich hergezogen, das muß man mir nicht erklären, und das wissen meine Leser auch.

Konkret 07/99, S. 20

Karl Heinz Roth

Der Volksgruppenzoo

Geschichtsrevisionismus im Krieg gegen Jugoslawien

Seit Beginn der 90er Jahre hat der legitimationswissenschaftlich verbreiterte Hauptflügel der neudeutschen Geschichtswissenschaft in rasendem Tempo und oftmals im gleichzeitigen Nebeneinander typische Entwicklungsstadien zur Restauration einer an den großdeutschen Mythen orientierten Machtstaatsgeschichte durchlaufen.1 Zunächst wurde die Grundannahme ausgehebelt, daß Deutschland seit der Reichsgründung unter Bismarck einen autoritär-imperialistischen Sonderweg eingeschlagen habe. Darauf folgte die Abrechnung mit den Forschungsergebnissen der um Fritz Fischer gruppierten Historikerschule, die zu Beginn der 60er Jahre nachgewiesen hatte, daß die Hauptverantwortung für die Auslösung des Ersten Weltkriegs bei den deutschen Eliten gelegen hatte. In einem dritten Schritt konnte sodann die Weimarer Republik als Produkt eines ungerechtfertigten Diktatfriedens, der Versailler Verträge, delegitimiert werden. Damit war eine vierte Entsorgungsoperation eng verbunden: Der aberwitzige Versuch, die Präsidialkabinette der frühen dreißiger Jahre und die anschließende Machtübergabe an die Nazis mit der Notwendigkeit der Abwehr einer drohenden »bolschewistischen Revolution« zu rechtfertigen.

Im Anschluß daran widmeten sich die Geschichtsrevisionisten einem besonderen Steckenpferd – der offenen Rehabilitation der NS-Diktatur. Der deutsche Faschismus wurde zum Paradestück des Geschichtsrevisionismus. Er wurde in Anlehnung an modernisierungstheoretische Konzepte in eine Art sozialer Revolution umgedeutet. Die NS-Bewegung habe die deutsche Gesellschaft endlich modernisiert, ihr eine ordentliche Aufstiegsmobilität verpaßt und sie an den Segnungen des technischen Fortschritts teilhaben lassen, hieß es in einer stattlichen Zahl von Einzelveröffentlichungen und Sammelpublikationen, die von den großen Medienkonzernen, allen voran der Verlagsgruppe der Axel Springer AG, massenhaft und medienwirksam vertrieben wurden.

Wenn dem so war, dann konnten die auf die Niederlage der NS-Diktatur folgenden Jahrzehnte nur noch in den schwärzesten Farben gemalt werden. Sie wurden als ein mehr als vierzigjähriges Interregnum mit provinziell-föderalistischem Demokratieverständnis, zahnloser Außenpolitik, geopolitisch inadäquater Westbindung und Büßermentalität wg. NS-Verbrechen dargestellt. Es war höchste Zeit, so lautete die Botschaft, wieder »selbstbewußt« zu werden und zur »Normalität« imperialistischer Großmachtverhältnisse zurückzukehren.

Entsprechend feierte man den Anschluß der DDR als Einlösung eines jahrzehntelang frustriert gebliebenen Kontinuitätsversprechens: Der »Rückruf in die Geschichte« wurde als Rückkehr zu imperialistischer Machtstaatlichkeit geschichtsmächtig. Das »geeinte« Deutschland avancierte in den Visionen der Geschichtsrevisionisten zur Vormacht »Mitteleuropas«, zur führenden Supermacht des alten Kontinents, deren Mission darin bestehe, die von zentrifugalen Tendenzen bedrohte Europäische Union eisern zusammenzuhalten.

Das war aber nur die eine Seite des Selbstverständnisses. Die andere basiert auf einer wiederaufgelegten Doktrin des Eingriffsrechts der mitteleuropäischen Vormacht in die Nachbarschaft der Europäischen Union. Nachdem die Linke mit dem normativen Hinweis auf den repräsentativ-pluralistischen Verfassungsstaat zum Schweigen gebracht war, konnte unter Einbindung ihrer Renegaten darangegangen werden, eben diese normativen Grundlagen der BRD-Existenz zu zerstören und das im Grundgesetz verankerte Verbot des Angriffskriegs zu beseitigen. Die Art und Weise, in der die Geschichtsrevisionisten zu diesem Zweck die nationalen Minderheitenrechte in ein von der deutschen Vormacht definiertes »Volksgruppenrecht« umdeuteten, ist bislang kaum kritisch wahrgenommen worden.2 Auf diesem sensiblen Terrain des neudeutsch-imperialistischen Großmachtchauvinismus fehlte denn auch die publizistisch-propagandistische Begleitmusik weitgehend.

Voraussetzung für die Etablierung eines neudeutschen »Volksgruppenrechts« war das sogenannte Schengener Abkommen, durch dessen Ratifizierung ein neuartiges Grenzregime zwischen der Binnenregion der Europäischen Union und ihrer äußeren Umgebung konstituiert wurde. Das Schengener Abkommen ist im wesentlichen durch deutsche Vorgaben geprägt. Es blockiert und sortiert nicht nur Flüchtlingsströme, sondern definiert auch einen unter direkter BRD-EU-Kontrolle stehenden »Cordon sanitaire« des DM-Euro-Blocks. Um das Grenzregime zu stabilisieren, hat die BRD mit zunehmender Intensität in die Innenpolitik der der Europäischen Union assoziierten Regierungen der Grenzländer eingegriffen.3

Von hier aus folgte in den letzten Jahren der nächste Schritt. Für das an die EU-Assoziierten anschließende äußere Vorfeld der Schengener Grenze sind neue Interventionsszenarien in Kraft gesetzt worden, die im Fall von Nationalitätenkonflikten oder anderer Destabilisierungsphänomene gestaffelte Integrations-, Entwicklungs- und Kriseneingriffe auf der Basis des restaurierten »Volksgruppenrechts« vorsehen. Das »Volksgruppenrecht« ist eine aus der geheimen Neben-Außenpolitik der Weimarer Republik und der frühen NS-Diktatur übernommene und wieder aufgelegte Doktrin, die je nach Maßgabe der deutsch-europäischen Vorfeldinteressen das Recht auf nationale Selbstbestimmung zum Sezessionsrecht so umbiegt, daß

die den deutsch-europäischen Herrschaftsinteressen jeweils genehmen ethnisch-nationalistischen Minderheitengruppen mißliebige multinationale Territorialstaaten des Schengener Vorfelds destabilisieren und zerstören können. Den Verlautbarungen regierungsnaher Vordenker zufolge leben in Europa einschließlich seiner Randzonen etwa 100 Millionen Menschen, die innerhalb der jeweiligen Nationalstaaten Minderheiten darstellen und als Resonanzboden für eine nach den Interessen der deutschen Vormacht ausgerichteten »territorial-räumlichen Neuordnung« angesehen werden.4

Die ersten Experimente auf diesem Gebiet sind seit Anfang der 80er Jahre bei der Zerstörung der Jugoslawischen Föderation durchexerziert worden. Vor allem die Strukturkrise Jugoslawiens verleitete die Planungseliten des Auswärtigen Amts, des Bundesinnenministeriums und des Bundeskanzleramts zur Wiederbelebung der konzeptionellen Grundlagen einer ethnisch parzellierenden deutschen Neben-Außenpolitik. Während das Münchener Südost-Institut, das Institut für Ostrecht der Universität Köln und das Internationale Institut für Nationalitätenrecht und Regionalismus den ethnisch-nationalistischen Erosionsprozeß der Jugoslawischen Föderation fortlaufend analysierten und dabei das Interventionsmodell des »Volksgruppenrechts« wiederentdeckten, ermutigte die Hanns-Seidel-Stiftung seit Mitte der 80er Jahre den slowenischen und kroatischen Sezessionismus: Jeder Schritt weg von der Föderation wurde mit der Unterstützung ihrer Bemühungen um Erleichterungen der IWF-Auflagen gegenüber den nordjugoslawischen Teilrepubliken honoriert.5 Dieses Konzept ging Ende der 80er Jahre auf, als sich Serbien als größte Teilrepublik der Jugoslawischen Föderation seinerseits zu einer nationalistischen Flucht nach vorn entschloß. Es war ein mit politischer Praxis eng verzahnter stiller Geschichtsrevisionismus deutscher Denkfabriken, der den entscheidenden äußeren Anstoß zur Zerstörung Jugoslawiens gegeben hat.

Während sich die Agonie Jugoslawiens nach einer Abfolge immer grausamerer Teil-Bürgerkriege langsam in Gestalt der Kosovo-Krise auf ihren Höhepunkt zubewegte, wurde seit der zweiten Hälfte der 90er Jahre dieses Experiment auf das gesamte ost- und südosteuropäische Vorfeld der Schengener Grenze ausgedehnt. 1996 wurde auf Initiative der Schleswig-Holsteinischen Landesregierung das Europäische Zentrum für Minderheitenfragen (EZM) gegründet, das seither zusammen mit der Bertelsmann-Wissenschaftsstiftung und dem Münchener Centrum für angewandte Politikforschung (CAP) für das Auswärtige Amt und das Bundesinnenministerium als Vordenker einer neuen Minderheitenpolitik tätig ist und inzwischen auch bei der neuen rosa-grünen Bundesregierung höchstes Ansehen genießt.6 In Ost- und Südosteuropa seien die Bevölkerungen ethnisch nicht homogen, heißt es. »Friedensstiftende« Eingriffe in die dort immer wieder virulent werdenden ethnischen Spannungen und Nationalitätenkonflikte setzten genaue Kenntnisse über die jeweiligen ethnischen Zusammenhänge und Konfliktursachen voraus. Um entsprechende Interventionen seitens der »Internationalen Gemeinschaft« vorzubereiten, wurden seit 1996/97 Krisenszenarien erarbeitet, die inzwischen sogar die Nationalitätenkonflikte in der Kaukasus-Region einbeziehen. 1997 haben darüber hinaus im Fall Kosovo, das zum Krisenbrennpunkt erster Ordnung deklariert wurde, erste »Vermittlungsaktionen« zugunsten der groß-albanischen Sezessionsbewegung stattgefunden. Während der BND seit 1996 die UCK militärisch ausrüstete,7 stellte das Europäische Zentrum für Minderheitenfragen in einem Positionspapier fest, daß der Sezessionswille der UCK zu unterstützen sei und der Anschluß des Kosovo an Albanien wegen der überwiegend albanischen Besiedlung dieser an Albanien angrenzenden Region ohne Schwierigkeiten bewerkstelligt werden könne.8

Durch die Aktivitäten des Europäischen Zentrums für Minderheitenfragen und des Centrums für angewandte Politikforschung haben SPD und Grüne somit rechtzeitig Anschluß an das ethnisch-sezessionistische Paradigma der Denkfabriken und Stiftungen im CSU-BND-Umfeld gefunden. Das Ziel der rosa-grünen Regierung ist jetzt offensichtlich, ihre Vorläufer bei der Neuinszenierung einer ethnisch parzellierenden Außenpolitik zu übertrumpfen. Jugoslawien soll endgültig in »ethnisch homogene« Komponenten zerstückelt werden, um dann den Wiederaufbau Südosteuropas unter dem Vorzeichen einer zudiktierten »Neuordnung« des Balkans vorantreiben zu können, wobei Kroatien an der Seite Sloweniens die Rolle eines deutsch-europäischen Satellitenstaats erster Ordnung zugedacht ist.9 Das Modell der »ethnischen Homogenisierung« wird inzwischen von den Geschichtsrevisionisten und wiederauferstandenen »Volkstumshistorikern« offensichtlich als Generalkonzept zur »Befriedung« von Nationalitätenkonflikten angesehen und von den solcherart »beratenen« Politikern der rosa-grünen Regierung?als besonders überzeugende Variante der Einmischung favorisiert. Dabei stört es sie nicht einmal, daß diese Konzeption der ethnischen Zerstückelung zu territorialen Lösungsvorschlägen und Grenzziehungsmodellen führt, die exakt mit den Grenzziehungen der faschistischen Achse von 1940/1941 übereinstimmen.

Die – insbesondere von den Deutschen betriebene – äußere Intervention spielte und spielt bei der Zerstörung des multinationalen, multikulturellen und selbstverwaltet-sozialistischen Jugoslawien eine bedeutende Rolle. Dennoch waren und sind die entscheidenden Krisenpunkte hausgemacht, wenn sie auch ihrerseits wiederum durch brutale Eingriffe des Internationalen Währungsfonds ausgelöst wurden. Seit Anfang der 80er Jahre geriet die Jugoslawische Föderation zusammen mit ihren Teilrepubliken in eine schwere Zahlungsbilanz- und Überschuldungskrise. Der Internationale Währungsfonds (IWF) intervenierte daraufhin prompt wie überall auf der Welt bei vergleichbaren Konstellationen. Es kam zu heftigen Massenkämpfen der jugoslawischen Bauern, Arbeiterinnen und Arbeiter gegen die steigende Massenerwerbslosigkeit im Zuge des beschleunigten Strukturwandels, die eine außergewöhnliche Intensität und Qualität

erreichten.10 Die Funktionseliten der Teilrepubliken fühlten sich zunehmend bedroht, zumal die Streikenden nicht nur die Betriebe, sondern auch die Gewerkschafts- und Parteihäuser besetzten. Sie waren weder in der Lage, die von der Föderationsregierung mitgetragenen Deregulierungsauflagen des IWF uneingeschränkt durchzuführen, noch wußten sie, was sie dem Massenwiderstand entgegensetzen sollten.

In dieser dramatischen Situation öffneten die Führungsschichten der Teilrepubliken nacheinander die ethnisch-sezessionistischen Ventile. Ihr Ziel war zunächst, die Folgekosten der IWF-Sanierung auf die anderen Teilrepubliken abzuwälzen und aus der Bredouille zwischen Massenkämpfen und IWF-Auflagen zu entkommen – auf Kosten der noch ärmeren Teilrepubliken. Vor allem die reichen Teilrepubliken Nordjugoslawiens (Slowenien und Kroatien) begannen ihre Transferzahlungen an die ärmeren Teilrepubliken einzustellen. Diese Politik des »beggar my neighbour« wurde zunehmend ethnisch-rassistisch mit der »angeborenen« Unterlegenheit der in der Einkommenshierarchie und Produktivität niedriger rangierenden Teilrepubliken und Autonomen Provinzen begründet.

Jetzt schlug die Stunde der Geschichtsrevisionisten auch in den jugoslawischen Teilrepubliken. Ihnen wurde die Aufgabe zugewiesen, den ethnisch-nationalistischen Kurswechsel in massenwirksame Legitimationsmuster umzusetzen und das durch die Sozialkämpfe ins Wanken geratene Loyalitätsverhältnis zwischen den Eliten und den Bauern und Arbeitern auf »völkischer« Basis neu zu begründen. Besonders früh taten sie sich in Kroatien hevor. Ihr wichtigster Exponent war der spätere Präsident des sezessionistischen Kroatiens, Franjo Tudjman. Tudjman war Major der jugoslawischen Partisanenbewegung. In den 50er und 60er Jahren hatte er Karriere als Historiker gemacht und das Institut für die Geschichte der Arbeiterbewegung in Zagreb geleitet. In dieser Zeit profilierte er sich mit Studien über den NS-Völkermord in Südosteuropa. Anfang der 1980er Jahre bekehrte er sich zum ethnischen Sezessionisten.11 Als ein von anderen kroatischen Nationalisten gestarteter Versuch, die nicht-slawischen Illyrer des Altertums zu den Urahnen der »Kroatischen Nation« zu stilisieren, mißriet, scheute sich Tudjman nicht, auf die klerikalfaschistischen und antisemitischen Traditionsbestände des von den Nazis gegründeten und ausgehaltenen Kroatischen Ustascha-Staats zurückzugreifen, um die Herauslösung Kroatiens aus der Jugoslawischen Föderation zu rechtfertigen.12

Auch die pro-albanische Sezessionsbewegung des Kosovo versuchte zunächst, ihre Option zum Anschluß an Albanien mit einer gemeinsamen illyrischen – das heißt nichtslawischen – Sprache und Geschichte sowie der angeblich überwiegend albanischen Besiedlung des Kosovo seit dem Mittelalter zu rechtfertigen.13 Dieser kulturgeschichtlich begründete und allen historischen Tatsachen widersprechende Separatismus verlangte aber seit dem antijugoslawischen und antiserbischen Aufstand von 1981 nach einer härteren Gangart. Auch hier wurden die Politiker-Clans sofort großzügig mit den entsprechenden Geschichtsmythen bedient. Die bis dahin geleugnete Tatsache, daß die 1943 gegründete »Zweite Liga von Prizren« genauso wie die 1944 aufgestellte Albanische SS-Freiwilligen-Division (SS-Division Skanderbeg) die »ethnische Säuberung« des Kosovo von den Serben betrieben hatte, wurde jetzt als vorbildlich gerühmt. Auf dieser Grundlage schlossen sich dann 1995/96 pro-albanische Ex-Stalinisten und Neofaschisten zusammen und proklamierten die UCK als bewaffnete Unabhängigkeitsbewegung, deren Aufgabe es sein sollte, das Kosovo zum Piemont einer »groß-albanischen Erneuerung« zu machen.

Aber auch die Führungsschichten Serbiens, der größten Teilrepublik, haben den Geschichtsrevisionismus ausgiebig als historische Legitimationswissenschaft für eine verhängnisvolle Wiedergeburt des großserbischen Nationalismus bemüht. 1986 verfaßte die Serbische Akademie der Wissenschaften eine historische Denkschrift, in der sie den großserbischen Führungsanspruch erneuerte, so wie er schon in den zwanziger und dreißiger Jahren das multinationale Jugoslawien als Produkt der Pariser Vorortverträge ruiniert hatte. Dabei wurde ausgerechnet dem Kosovo eine besondere Rolle zugewiesen. Wider alle geschichtliche Evidenz wurde behauptet, das Kosovo sei das »Jerusalem« Serbiens, weil auf dem im Kosovo gelegenen Amselfeld das erste Jugoslawische Kaiserreich von den Türken in der Schlacht von 1389 vernichtet worden sei und das Kosovo seither immer wieder als Ausgangspunkt zur Erneuerung serbischer Staatlichkeit fungiert habe. Nichts davon hält der historischen Überprüfung stand: Das erste Serbische Reich hatte sich schon Jahrzehnte zuvor in Fürstentümer aufgelöst, und auf dem Amselfeld hatten Serben (genauso wie Albaner und andere Nationalitäten) auf beiden Seiten gekämpft. Der Rekurs auf die Schlacht auf dem Amselfeld als der Begründerin der großserbischen »Staatsidee« ist ein Mythos.

Trotzdem sollte auch diese historische Mystifikation auf makabre Weise geschichtsmächtig werden. Sie legitimierte 1989 die Aufhebung des Autonomie-Statuts für das Kosovo und die Einführung eines brutalen serbischen Apartheid-Regimes, das einen an sozioökonomischen Entwicklungsgefällen festgemachten Sozialkonflikt ethnisierte und damit die Voraussetzungen für die Auslösung eines blutigen »Volkstumskampfs« lieferte.

Wir stehen somit im Jugoslawien-Krieg vor der paradoxen Situation, daß die äußeren Interventionsmächte – und dabei die BRD vorneweg – die inneren Nationalitätenkonflikte ungeheuer verschärfen, indem sie durch ihren Luftkrieg ein Neuordnungsmodell herbeibomben, das auf die endgültige Zerstückelung Jugoslawiens in ethnisch homogen parzellierte Ministaaten hinausläuft. Dies ist der Weg in die Barbarei, denn nationalstaatliche Grenzziehungen nach ethnischer, sprachlicher und kulturell-religiöser Homogenität können nur durch Massenvertreibungen und Massenmord durchgesetzt

werden. Den entscheidenden Beitrag dazu haben die Matadore des historischen Revisionismus sowohl im Innern der Jugoslawischen Föderation als auch auf der Seite der Nato, insbesondere die BRD, geleistet. Der imperialistische Chauvinismus der Großmächte und die Sezessionismen der ehemaligen Teilrepubliken der Jugoslawischen Föderation werden strukturell gleichartig mit historischen Mythen und bevölkerungspolitischen Neuordnungsmodellen bedient. Ihr gemeinsames Ziel ist ein Schlachthaus nie endender »Volkstumskämpfe« um privilegierte Positionen im neoliberal deregulierten Wirtschaftskrieg.

Es mag durchaus sein, daß viele der Akteure, insbesondere die von außen eingreifenden Aggressoren der Nato, sich dieser Zusammenhänge nicht bewußt sind. Aber genau dies ist die logische Konsequenz ihres Handelns, und im übrigen ist auch in diesem Fall Unwissenheit kein Argument. Eric Hobsbawm hat schon 1991 in seiner international breit rezipierten Studie *Nationen und Nationalismus – Mythos und Realität seit 1780* auf die wichtigste Lektion aus der Geschichte der in diesem Jahrhundert begangenen Menschheitsverbrechen hingewiesen: Wer glaubt, nationalstaatliche Grenzen auf »ethnisch homogener« Grundlage ziehen zu können, öffnet den Weg zur Barbarei und initiiert eine neue Ära rassistisch-nationalistischer Massenverbrechen.14

1 Vgl. vor allem Uwe Backes u.a. (Hg.), *Die Schatten der Vergangenheit – Impulse zur Historisierung des Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M./Berlin 1990; Karlheinz Weißmann, *Rückruf in die Geschichte: die deutsche Herausforderung*, Frankfurt a. M./Berlin 1992; Heimo Schwilk (Hg.), *Die selbstbewußte Nation: »Anschwellender Bocksgesang« und weitere Beiträge zu einer deutschen Debatte*, Frankfurt a. M./Berlin 1994.

2 Dabei gibt es gerade zu dieser Thematik eine umfangreiche Gutachten-, Handbuch- und Tagungspublizistik, die ihre revisionistischen Ziele offen benennt. Vgl. vor allem die Publikationen des Instituts für Ostrecht an der Universität Köln, des Juristischen Seminars der Universität Würzburg, der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildung, des Internationalen Instituts für Nationalitätenrecht und Regionalismus, der Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen, des Österreichischen Volksgruppenzentrums, der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen, des Vereins für das Deutschtum im Ausland, usw.

3 Vgl. dazu die kritischen Analysen der Forschungsgesellschaft Flucht und Migration (FFM), Berlin/Göttingen 1996 ff.

4 Vgl. Gerhard Seewann (Hg.), *Minderheiten als Konfliktpotential in Ostmittel- und Südosteuropa,* München 1995; Rainer Hofmann, *Minderheitenschutz in Europa. Völker- und staatsrechtliche Lage im Überblick*, Berlin 1995.

5 Vgl. die Konferenz- und Tagungsberichte in: »Mitteilungen der Hanns-Seidel-Stiftung«, München 1984-1988.

6 Vgl. Walter von Goldendach/Hans-Rüdiger Minow, *Von Krieg zu Krieg. Die deutsche Außenpolitik und die ethnische Parzellierung Europas,* 2. Aufl. Berlin 1998; Hans-Rüdiger Minow, »Ethischer Imperialismus«, in: KONKRET 5/99.

7 Christophe Chiclet, »Aux origines de l´Armée de libération du Kosovo«, in: »Le Monde Diplomatique«, Mai 1999, S. 6-7.

8 Die Denkschrift wird ausführlich zitiert bei Rüdiger Minow (Anm. 6).

9 In der FAZ werden inzwischen entsprechende Vorschläge und Denkschriften laufend veröffentlicht.

10 Vgl. dazu und zum folgenden die ausführliche Dokumentation in: »Die Ethnisierung des Sozialen: Die Transformation der jugoslawischen Gesellschaft im Medium des Krieges« (*Materialien für einen neuen Antiimperialismus*, Bd. 6), Berlin/Göttingen 1993.

11 Vgl. seine wichtigsten Publikationen aus dieser Zeit: Franjo Tudjman, *Stirbt Kroatien?* Hamburg: Ost-Dienst, 1981; ders., *Nationalism in contemporary Europe*, New York 1981; ders., *Die Nationalitätenfrage im heutigen Europa*, Bokatron 1986.

12 Franjo Tudjman, *Das historische Schicksal des Volkes. Ausgewählte Aufsätze*, übersetzt aus dem Kroatischen von Marko Zaric, Bad Kissingen 1997.

13 Vgl. zu diesem und zum folgenden Abschnitt die neue Studie von Noel Malcolm, *Kosovo. A Short History*, London 1998. Obwohl der Verfasser zugunsten der Kosovo-Albaner Partei ergreift, referiert er in seiner Auseinandersetzung mit den Geschichtsmythen der ex-jugoslawischen Nationalismen den aktuellen kritischen Forschungsstand.

14 Eric J. Hobsbawm, *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*, Frankfurt a.M./New York 1991, S. 157 f.

Von Karl Heinz Roth erschien kürzlich in der Reihe »konkret texte« als Bd. 19: »Geschichtsrevisionismus. Die Wiedergeburt der Totalitarismustheorie«

Konkret 07/99, S. 24

Thomas Becker

»Nachhaltige Befriedung«

Der »Stabilitätspakt für Südosteuropa« fußt auf ethnologischen Parzellierungskonzepten, welche die Politikberater der Bundesregierung ausgearbeitet haben

Köln, 4. Juni 1999, rechtzeitig zur »Tagesschau« um 20 Uhr. Der finnische Staatspräsident Ahtisaari, gerade mit Milosevics Unterschrift zurück aus Belgrad, und der deutsche Kanzler fallen sich in die Arme, die versammelten Premier- und Außenminister der Europäischen Union bilden die Kulisse, die 500 versammelten Journalisten applaudieren. Athisaari, gerührt und geschmeichelt: »Für mich ist das der Schröder-Plan.« Gemeint war die von ihm und Tschernomyrdin der jugoslawischen Regierung abgepreßte Kapitulationsurkunde, gemeinhin als Friedensabkommen bezeichnet, und insbesondere der darin in Punkt 9 geforderte »Stabilitätspakt für Südosteuropa«.

Eine Inszenierung nach Drehbuch: Bereits der am 9. April vom Auswärtigen Amt vorgelegte Entwurf eines solchen Stabilitätspaktes hatte als Regieanweisung festgehalten: »Der Stabilitätspakt für Südosteuropa bedarf der politischen Initialzündung in Form einer hochrangigen Eröffnungskonferenz. Diese ›Startschußkonferenz‹ muß in der öffentlichen Wahrnehmung die Zäsur zwischen reaktivem Krisenmanagement und der Eröffnung eines Prozesses zur aktiven mittel- und langfristigen Stabilisierung Südosteuropas markieren.«

Eine langfristig geplante Inszenierung: Bereits 1996 übernahm die Bertelsmann-Stiftung, die zu den tonangebenden Think tanks der Bundesregierung insbesondere in Fragen der Balkan-Politik gehört, die Aufgabe, die ideologische Zuspitzung der Konflikte zwischen Albanern und Serben in eine generelle Revision des seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs geltenden Völkerrechts zu übersetzen. Anfang 1997 erschienen in der Reihe »Strategien für Europa« zwei Bände zu diesem Thema, die das Vorstandsmitglied der Bertelsmann-Stiftung, Professor Werner Weidenfeld, herausgibt (*Nationalitätenprobleme und Minderheitenkonflikte in Osteuropa*, 1996; *Neue Ostpolitik*, 1997). Weidenfeld ist seit 1985 Berater der Bundesregierung für die deutsch-amerikanische Zusammenarbeit .

Es hieß dort vorausschauend: »Der akuteste Krisenherd, der mit Hilfe der bereits deutlich genug demonstrierten Handlungsunwilligkeit des Westens bald zur Explosion kommen wird, ist der Kosovo, dessen albanische Mehrheitsbevölkerung von der serbischen Staatsgewalt in menschenrechtswidriger Weise unterdrückt wird und die (!) ihren Willen zur Sezession und einem eventuellen späteren Anschluß an Albanien eindeutig zum Ausdruck gebracht hat. Die historischen Gebietsansprüche der Serben müssen dem Recht auf Heimat der Albaner unzweifelhaft weichen« (s. dazu auch:Hans-Rüdiger Minow, »Ethischer Imperialismus«, KONKRET 5/99).

Die sich anbahnende Kosovo-Krise wird, gestützt auf die damals durch den Waffenschmuggel über die nordalbanische Grenze angewachsene Kampfbereitschaft der UCK, bereits zur prinzipiellen und praktischen Umkehrung des im internationalen Recht verankerten Prinzips des Vorrangs der Staatensouveränität mißbraucht: »Je stärker die Fähigkeit zur Selbstbestimmung ausgeprägt ist, um so stärker ist das Selbstbestimmungsrecht gegenüber der Souveränität zu gewichten.« Die bis 1991 zurückreichende Destabilisierung Jugoslawiens wird als zusätzliches Argument vorgebracht: »...in diffusen Übergangsperioden untergehender und entstehender Staaten kann die Souveränität keinen Vorrang beanspruchen.« Zusammenfassend lautet die Schlußfolgerung der Bertelsmann-Stiftung ein Jahr vor der ersten Runde des Kosovo-Krieges: »Der sich dramatisch zuspitzende Konflikt zwischen dem historischen Anspruch der Serben und dem ethnischen Anspruch der Albaner, der im Sinne des Selbstbestimmungsrechts der Völker nur zugunsten der albanischen Seite gelöst werden kann, wird vermutlich in kriegerische Auseinanderseztungen münden.«

Zugleich wird die Revision des Völkerrechts über die Kosovo-Krise hinaus verallgemeinert und bereits in konkrete Forderungen an die Europäische Union transformiert. Dabei diente Bosnien als Folie: Noch sei es »ungewiß, ob das in Dayton beschlossene *Staatsgebilde* jemals in der vorgesehenen Weise funktionieren wird« (Hervorhebung T. B.). Nach einem Abzug der internationalen Truppen würden sich wahrscheinlich die bereits mehr oder weniger offen erklärten Bündnisse zwischen serbischen und kroatischen Minderheiten in Bosnien und ihren jeweiligen »Patronagestaaten« herausbilden. Diese Interessenkoalitionen würden den Einfluß Kroatiens und Jugoslawiens auf Bosnien weiter erhöhen und »auf eine Sezession der serbischen Republik bzw. der kroatischen Kantone hinarbeiten«. Im Falle einer »Desintegration« Bosniens würde »die Verteidigung der territorialen Integrität eines bosniakischen Rumpfstaates ein (glaubwürdig angedrohtes) militärisches Engagement der UN *oder* Nato erfordern« (Hervorhebung T. B.). Die EU-Mitgliedstaaten hätten Slowenien, Kroatien und Bosnien als unabhängige Staaten anerkannt, ohne bis jetzt »daraus die Konsequenzen zu ziehen und deren territoriale Integrität gegen die serbischen Aggressoren zu schützen«.

Dieses Szenario verdeutliche, daß »der Versuch, ambitionierte Zielvorstellungen« wie z. B. Multi-Ethnizität oder ein föderatives System »gegen den Widerstand nationalistischer Eliten und der von ihnen mobilisierten Bevölkerungsgruppen einzuführen«, aussichtslos sei. Ausgangspunkt einer stabilen Entwicklung der Balkanregion seien somit zwar die

gegenwärtig bestehenden Grenzen. Zugleich aber müsse »verhindert werden, daß innerhalb bestehender Staaten die Machthaber Menschen- und Bürgerrechte verletzen und Gewalt gegen Minderheiten und Oppositionelle ausüben«. Entsprechend der »traditionellen UN-Position« sollten somit zwar staatliche Souveränität und der Bestand internationaler Grenzen Vorrang vor dem Selbstbestimmungsrecht haben. Damit aber die Staatssouveränität von Regierungen nicht »zur Diskriminierung von Minderheiten mißbraucht«, und weil eine vom Status quo ausgehende Begründung der Staatsgrenzen als »illegitim empfunden« werden könne, müsse zugleich gewährleistet sein, daß »alle politischen Akteure« bei der Austragung von Konflikten auf die Anwendung von Gewalt verzichten.

Mit dieser vordergründig ausbalancierten Formulierung, die ohne jede Unterscheidung »alle politischen Akteure« zum Gewaltverzicht verpflichten will, wird das zentrale Moment der zuvor garantierten Souveränität, das staatliche Gewaltmonopol, wieder bestritten. Ein so formulierter »Gewaltverzicht« entzieht einem Staat das durch die Charta der Vereinten Nationen verbriefte Recht, sich gegen einen von bewaffneten Separatisten organisierten Bürgerkrieg zur Wehr zu setzen. Ein so revidiertes Völkerrecht würde andererseits einer interessierten Macht die Rechtfertigung zur Intervention liefern. Für den Fall eines von welcher Seite auch immer provozierten gewaltsamen Konflikts, schlägt die Bertelsmann-Stiftung vor, solle deshalb ein »Eingriffstatbestand« geschaffen werden, der sich ausdrücklich »im Gegensatz zur traditionellen völkerrechtlichen Position« nun »auch auf innerstaatliche menschenrechtsverletzende Gewaltanwendung (z. B. umfassende Polizeiaktionen gegen ethnische Minderheiten) bezieht«. Hier wurde bereits das Szenario der Kosovo-Krise vorweggenommen.

Ob und in welchem Ausmaß Menschen- und Minderheitenrechte verletzt werden, solle von einer »multilateralen Institution wie der OSZE oder UN ermittelt« werden. Je nachdem, zu welchen Ergebnissen ein solches »Monitoring« komme, seien entsprechende Sanktionen, »bis hin zu einer militärischen Intervention (peace enforcement)«, auszusprechen. Eine Intervention bedürfe eines politischen Mandats, das von »der OSZE oder dem UN-Sicherheitsrat« erteilt werden könne. Ein weiteres völkerrechtliches Prinzip, das internationale Gewaltmonopol des UN-Sicherheitsrats, wird hiermit durch ein simples »oder« suspendiert. Die Bertelsmann-Stiftung wurde aber noch deutlicher: »Um Blockaden innerhalb der OSZE zu verhindern, erscheint es sinnvoll, im Rahmen der OSZE einen handlungsfähigen ›Europäischen Sicherheitsrat‹ zu institutionalisieren«.

Der Vorteil einer sich auf Minderheiten und Staat gleichmäßig verteilenden »Gewaltverzichtsgarantie« wäre es, führt die Bertelsmann-Stiftung weiter aus, daß »innerstaatliche ethnische Konflikte« nicht jedesmal neu durch langandauernde Verhandlungen zwischen den Großmächten »internationalisiert« werden müßten, »um Interventionsmöglichkeiten zu erhalten«. In der schnellen Intervention ohne zeitraubende Diskussion – ergo der Möglichkeit eines Präventivkrieges – wird demnach der entscheidende Vorteil einer »vorbeugenden« Institutionalisierung eines »Eingriffs-« oder »Interventionstatbestandes« gesehen.

Zur Umsetzung dieses Konzepts müsse die Westeuropäische Union (WEU), der militärische Arm der Europäischen Union, die »operativen Mittel« erhalten, um im Auftrag der UN »oder« der OSZE »selbständig peace-keeping- und peace-enforcement-Operationen« durchführen zu können. Die Europäische Union sei den zentralen Problemen der Region bisher durch die »Ausklammerung von Grenz- und Minderheitenfragen« ausgewichen. Mit ihrer Autorität solle die Europäische Union endlich »institutionelle Regelungsmechanismen für Minderheitenprobleme zum Gegenstand von Verhandlungen zwischen den Balkanstaaten machen«. Für die Zukunft sei deshalb ein »Stabilitätspakt« anzustreben, der »eine Grenzgarantie mit der Gewährung von Selbstverwaltungsrechten für Minderheiten verbindet«, forderte die Bertelsmann-Stiftung bereits vor zwei Jahren.

Die 1996/97 ausformulierten Konzepte liegen seit April 1999 als Stabilitätspakt des Auswärtigen Amts vor, am 27. Mai und 10. Juni fanden Konferenzen zur Operationalisierung mit hochrangiger internationaler Beteiligung statt. Aus der Balkanregion saßen nur die Vertreter Jugoslawiens nicht mit am Verhandlungstisch. Belgrad, so läßt der deutsche Außenminister verlauten, werde eine Mitgliedschaft in dem Stabilitätspakt angeboten »für den Fall, daß die Kosovo-Krise gelöst ist und in Jugoslawien demokratische Verhältnisse herrschen«. Auf einem in Bonn von der Bertelsmann-Stiftung am 2. Juni organisierten Treffen mit sämtlichen Ethno- und Balkanexperten des Außenministeriums sowie Vertretern diverser Südosteuropa-Institutionen fand man hinter verschlossenen Türen deutlichere Worte. Seitens des Auswärtigen Amts wurde Jugoslawien als »Störenfried« bezeichnet und eine »Umerziehung« der Serben für notwendig erachtet.

Zum Objekt wird die, wie es im Stabilitätspakt des Auswärtigen Amts heißt, »in jeder Hinsicht heterogene Region« schon durch die Bestimmung der »Konfliktursachen« gestempelt. Von den Zentren der Macht herab wird ein »Potential von Strukturdefiziten und ungelösten Fragen« ausfindig gemacht: »ungelöste territoriale

und Minderheitenfragen«; »wirtschaftliche Rückständigkeit und hoher Deformierungsgrad der Volkswirtschaften« durch »titoistische Selbstverwaltungswirtschaft«; »große Defizite bei der Demokratisierung« und »hohe Bereitschaft zur Gewalt«. Über ein »System positiver und negativer Anreize« und ein entsprechendes Zusammenspiel ziviler und militärischer Organisationen – genannt werden »EU, Europarat, Nato und WEU« – sollen die Bewohner des Balkan endlich gehorchen lernen.

Der Krieg gegen Jugoslawien und seine Vorgeschichte liefert die Voraussetzung und das Modell für Deutschlands zukünftige Machtpolitik auf dem Balkan. Der Stabilitätspakt des Auswärtigen Amts begründet den Ausschluß Jugoslawiens damit, »eine nachhaltige Befriedung und Stabilisierung Südosteuropas wird nicht zu erreichen sein, solange die Bundesrepublik Jugoslawien in ihrer Außenseiterrolle verharrt«. Bis dahin würden sich die internationalen Bemühungen darauf konzentrieren, den »Boden für den Übergang der BRJ und der Gesamtregion in eine friedliche und demokratische Zukunft zu bereiten« – die zynische Umschreibung für die Absicht der Nato, den Krieg bis zum Sieg, das heißt: zur Einäscherung der gesamten Region, fortzuführen. Das »militärische Potential der Nato« bleibe, heißt es folgerichtig weiter, für die »Glaubwürdigkeit westlicher Diplomatie in der Region unverzichtbar«.

Thomas Becker schrieb in KONKRET 6/99 über die deutsch-amerikanischen Widersprüche in der Nato-Kriegführung

Konkret 07/99, S. 26

Andreas Spannbauer

Sch□ nhuber im Stadtschlo□

Zum 50. Geburtstag des Grundgesetzes haben sich Innenminister Schily und die Pr□ sidentin des Bundes der Vertriebenen, Steinbach, ein □ Zentrum gegen Vertreibung□ geschenkt

Erika Steinbach konnte ihren Triumph weidlich auskosten. Es sei deutlich zu spüren, so freute sich die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen (BdV) am 29. Mai im Berliner Dom, »daß die Vertreibungen im Kosovo die europäischen Staaten und ihre Menschen aufrüttelt«. Überfällig sei es daher für die Bundesregierung, die »Trennung von Vertreibungsdekreten« und die »Heilung von Vertreibungsverbrechen« zur Bedingung einer Mitgliedschaft der EU-Beitrittskandidaten zu machen. »Niemand auf dem Balkan kann sich dann bei seinen schrecklichen ethnischen Säuberungen auf die Vertreibung der Deutschen als akzeptiertes Modell berufen.«

Dahingestellt sei, wie sich Verbrechen heilen lassen. Tatsache ist: Im Zuge des Kosovo-Konfliktes spüren die Lemuren vom Bund der Vertriebenen Rückenwind – und erfahren in ihrer Arbeit eine Unterstützung der rotgrünen Bundesregierung, von der sie selbst nicht zu träumen gewagt hätten. Welche Verbundenheit die neue Regierung den alten Revanchisten entgegenbringt, hat Bundesinnenminister Otto Schily in seiner Festrede vor den Vertriebenen im Berliner Dom deutlich gemacht. Der »rote Kanther« (»Hamburger Morgenpost«) bestellte am Tag der Deutschen Heimatvertriebenen nicht nur »beste Wünsche« von Kanzler Schröder, der wegen deutsch-französischer Konsultationen verhindert war. Mit Recht nannte BdV-Chefin Steinbach die Ansprache des »Edel-Linken« (»Ostpreußenblatt«) eine »epochale Erklärung aus dem Munde eines SPD-Ministers«. Schily, der als erster sozialdemokratischer Minister auf einem Treffen des BdV aufgetreten ist, attestierte den Vertriebenen, »in sehr verdienstvoller Weise am Aufbau der Demokratie« und »der Aussöhnung unter den europäischen Völkern aktiv beteiligt« gewesen zu sein – während doch 1992 selbst CDU/CSU-Politiker wie Hartmut Koschyk ihre Funktionen in dem Verband niedergelegt hatten, weil dieser sich auf »radikalem Kurs« befinde. Schily hingegen kritisiert die Kritik an den revanchistischen Zielen der Vertriebenen mittlerweile als »Ausdruck von Mutlosigleit und Zaghaftigkeit«: Die »politische Linke« habe in der Vergangenheit über die »Vertreibungsverbrechen« hinweggesehen. Auch die neue Bundesregierung wisse sich der »Solidarität aller Deutschen mit den Vertriebenen« verpflichtet. Kanzler Schröder versicherte der BdV-Präsidentin bereits im Vorfeld des Vertriebenen-Festes schriftlich, die »Interessen der Vertriebenen (seien) für ihn und die gesamte Bundesregierung ein wichtiges Anliegen«.

Die neue Bundesregierung sucht also, das hat Erika Steinbach bereits im März gegenüber der rechtsextremen Wochenzeitung »Junge Freiheit« ausgeplaudert, »ein konstruktives und vertrauensvolles Verhältnis« zum BdV. Fehler der Vergangenheit, so habe ihr Schily in einem persönlichen Gespräch versichert, dürften sich nicht wiederholen. Auch über eine Kürzung der Mittel will sich Steinbach in dem Interview trotz drängender Nachfragen des »JF«-Redakteurs nicht beklagen: »Der Entwurf des Haushaltsplanes sah zunächst überhaupt keine Kürzungen vor.« Streichungen seien lediglich der finanziellen Situation geschuldet. Allein für die Unterstützung »deutscher Minderheiten in Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa einschließlich nicht-europäischer Nachfolgestaaten der UdSSR« erhalten die Vertriebenen auch unter rotgrüner Administration 115 Millionen Mark aus dem Etat des Innenministeriums. Dazu zählen auch »Leistungen zur Schaffung von Lebensgrundlagen für die deutschen Minderheiten«: Der »Aufbau von Verwaltungseinheiten in Regionen mit deutscher Bevölkerung« und die »Festigung sonstiger deutsch besiedelter oder künftig von Deutschen zu besiedelnden Regionen« (»jungle world«, 17.2.99).

Die zweite »Sensation« (»Ostpreußenblatt«) des 29. Mai: Beim öffentlich zelebrierten Schulterschluß mit der Regierung konnte Erika Steinbach auch die geplante Einrichtung eines »Zentrums gegen Vertreibung« verkünden. Bis zu 200 Millionen DM sind für das Projekt vorgesehen – aus Spenden und staatlichen Mitteln. Auch bezüglich des Standorts hat die Bescheidenheit ein Ende: Steinbach brachte unter anderem das von der Roten Armee gesprengte Berliner Stadtschloß ins Gespräch, für dessen Wiederaufbau zum Zwecke persönlicher Erbauung sich Gerhard Schröder bereits ausgesprochen hat. »Vertreibungsunrecht«, so die BdV-Präsidentin, dürfe »in Europa keine Heimatstatt mehr haben«. Eberhard Diepgen, Regierender Bürgermeister von Berlin, hat Unterstützung versprochen. Im Berliner Dom erklärte er: »Die deutschen Vertriebenen haben ihre Mission keinesfalls erfüllt.« Es sei historisch falsch, »von Revanchismus zu sprechen, wenn berechtigte Ansprüche formuliert werden«.

In fünf Jahren soll das »Zentrum gegen Vertreibung« seine Pforten öffnen, Professor Christoph Stölzl vom Deutschen Historischen Museum in Berlin hat bereits als wissenschaftlicher Berater zugesagt. Absehbar ist der politische Ton, der dort vorherrschen wird. Einen Vorgeschmack auf das, was kommen könnte, hat die gelernte Informatikerin, Geigerin und Diplomverwaltungswirtin Steinbach in der »Frankfurter Allgemeinen« abgeliefert. In einer Rezension des Buches *Schwarzbuch der Vertreibung 1945 bis 1948* lieferte die BdV-Präsidentin ihre Interpretation des »›singulären‹ Jahrhundertverbrechens an 20 Millionen deutschen Flüchtlingen« (Horst-Rudolf Übelacker, Bundesvorsitzender des rechtsextremen »Witikobundes« innerhalb der Sudetendeutschen Landsmannschaft, in der »Jungen Freiheit«, 21.5.99):

»Unbestritten ist, daß die von der UdSSR, von Polen, der CSR, Jugoslawien und Ungarn ins Werk gesetzte und von den damaligen westlichen Alliierten mitzuverantwortende Zwangsdeportation von insgesamt wohl über 15 Millionen Menschen das größte Verbrechen dieser Art in der überlieferten Geschichte darstellte« (»FAZ«, 8.6.99). Mit den vorangegangenen Verbrechen der Deutschen in Osteuropa, die bei Steinbach bereits zu »Herrschaftspraktiken« verniedlicht werden, kann die Umsiedlung der Sudetendeutschen nichts zu tun gehabt haben: »Im ganzen scheidet die Annahme aus, das Ausmaß der Vertreibungsverbrechen habe an den einzelnen Tatorten in direktem Zusammenhang mit den vorherigen deutschen Herrschaftspraktiken gestanden, die Vertreibung sei also dort um so wilder verlaufen, wie sich zuvor das deutsche Regime präsentiert hatte.« Die CSR Eduard Benes' habe den Krieg » – trotz Lidice und Theresienstadt – ungleich besser und unbeschadeter überstanden ... als irgendein anderes vom Krieg direkt betroffenes Land« – eine ähnliche Äußerung Steinbachs, die Tschechen hätten unter deutscher Herrschaft kaum gelitten, hatte noch im Februar scharfe Kritik der Jüdischen Gemeinden in Tschechien hervorgerufen. Unter der Überschrift »Geplantes Gewaltverbrechen« erfährt der Leser zudem von einem »noch dazu sowjetideologisch aufgeladenen alten Panslawistentraum eines bis zur Linie Stettin-Triest von ›Germanen‹ gesäuberten europäischen Ostens« – Lebensraum im Westen, statt Lebensraum im Osten?

Das Rezensionsexemplar, das sich Steinbach hat zuschicken lassen, legt solche Schlüsse vermutlich nahe. Der Autor des *Schwarzbuchs der Vertreibung*, Heinz Nawratil, dessen revanchistische Prosa die BdV-Präsidentin eine »gediegene Synthese dieser dramatischen Ereignisse« nennt, hat sich dieser Tage auch mit der Beteiligung an einer anderen Publikation einen Namen als Vertreibungsexperte gemacht: Mit dem Beitrag »Die Verbrechen an den deutschen Heimatvertriebenen« ist Nawratil in dem Sammelband *50 Jahre Vertreibung. Der Völkermord an den Deutschen. Ostdeutschland – Sudetenland: Rückgabe statt Verzicht* vertreten. Herausgeber ist ein ehemaliger wissenschaftlicher Mitarbeiter im Sudetendeutschen Rat: der rechtsradikale Publizist Rolf-Josef Eibicht. Neben Nawratil kommen dort auch andere zu Wort, die schon immer »Mut zu einer klaren Sprache« (Schily) hatten, wenn es um eine Gleichsetzung von Ursache und Wirkung, von deutschen Verbrechen und expansiver Minderheitenpolitik und den daraus resultierenden Zwangsumsiedlungen ging: Jörg Haider, Gerhard Frey, Alfred Dregger, Franz Schönhuber, Heinrich Lummer, Manfred Brunner.

Andere Vertreibungsverbrechen, soviel ist schon jetzt sicher, werden auf keinen Fall im »Zentrum gegen Vertreibungen« dokumentiert werden: Am gleichen Tag, als der Bundesinnenminister im Berliner Dom gegen »Haß und Fremdheit« referierte, wurde bekannt, daß der 30jährige Sudanese Aamir Ageeb während seiner Abschiebung nach Khartum durch Gewaltanwendung von Beamten des Bundesgrenzschutzes zu Tode gekommen war. Das Abschiebekommando hatte Ageeb gefesselt, ihm einen Motorradhelm aufgesetzt und seinen Kopf beim Start der Lufthansa-Maschine gegen die Schenkel gedrückt. Als sie den Sudanesen wieder aufrichteten, gab er kein Lebenszeichen mehr von sich. Die Staatsanwaltschaft sprach von Anzeichen für einen Erstickungstod. Von staatlicher Vertreibungspolitik gegenüber Menschen, die seit Jahren hier leben, war nicht die Rede.

Andreas Spannbauer schrieb in KONKRET 6/99 über das Jahrhundert der Gleichmacherei

Konkret 07/99, S. 28

Oliver Tolmein

Rule, Britannia

Keiner ließ begeisterter bomben als er: Hätte der englische Premier Tony Blair sich durchgesetzt, wäre die Nato längst ins Kosovo einmarschiert

»Wir müssen jetzt in ein neues Jahrtausend eintreten, in eine Zeit, in der Diktatoren wissen, daß sie mit ethnischen Säuberungen und der Unterdrückung ihres Volkes nicht ungestraft davonkommen. In diesem Konflikt kämpfen wir nicht um Land, sondern für Werte. Wir kämpfen für einen neuen Internationalismus, der die brutale Repression von ganzen ethnischen Gruppen nicht mehr toleriert.« Die starken Worte Tony Blairs in dem US-amerikanischen Nachrichtenmagazin »Newsweek« anläßlich des Gipfels zum 50. Geburtstag der Nato haben in Großbritannien ein klangvolles Echo ausgelöst: »Die Blair-Doktrin: Sie ist der Wahlspruch unserer Euro-Zukunft«, kommentierte der linksliberale »Guardian« zufrieden und ließ in seinem Leitkommentar keinen Zweifel daran, was die Stunde in Europa geschlagen hat. Künftig soll nicht mehr die Souveränität eines Staates das bestimmende Prinzip im internationalen Recht sein, sondern die Wahrung grundlegender humanitärer Grundsätze. Wer sie verletzt, macht sich, wie Blair es am Rande des Nato-Gipfels anläßlich der 50-Jahres-Feier auf eine griffige Formel brachte, zum »Outlaw«, gegen den die »zivilisierte Welt« vorzugehen habe. Und wer zur zivilisierten Welt gehört, die die Maßstäbe setzt, auch daran ließ Blair keinen Zweifel, soll künftig wieder in stärkerem Maße als in den letzten Jahrzehnten Großbritannien bestimmen.

Das besondere Interesse seiner Regierung am Krieg gegen Jugoslawien wurde symbolträchtig deutlich, als Blair sich nach kritischen Berichten aus Anlaß der Bombardierung von Flüchtlingstrecks und zivilen Siedlungen über die Unzulänglichkeiten der Nato-Medienpolitik ereiferte und seine eigenen Medienberater nach Brüssel entsandte, die dort bis hin zu den letzten Auftritten des künftigen Kfor-Kommandanten Michael Jackson mit den serbischen Generälen vor dem Verhandlungszelt eine straightere Selbstdarstellungs-Strategie des Bündnisses konzipierten und durchsetzen konnten. Um mit dem Instrument des Kriegs zur Wahrung der Werte der westlichen Welt das gut 200 Jahre alte Konzept der souveränen Nationalstaaten aus den Angeln zu heben und einen weiteren Prozeß der Globalisierung voranzutreiben, muß die Verbindung von Menschenrechten und Menschlichkeit offensiv gekappt werden. Erst wenn die Lektion wieder gelernt ist, daß der gerechte Krieg auch grausam sein muß, wenn also die Ausnahmeerfahrung aus dem Zweiten Weltkrieg gegen das nazistische Deutschland zur Regel für den Krieg gegen das allgegenwärtige Böse im Dritten Jahrtausend geworden ist, ist das Ziel der gegenwärtigen kulturellen und politischen Auseinandersetzung, wie die Blairisten sie führen, erreicht.

Blairs kunstvolle Selbstinszenierung in diesem Krieg als unnachgiebiger Falke steht aber auch im Zusammenhang mit innenpolitischen Entwicklungen Großbritanniens. Während die Royal Air Force (RAF) mit Kampfjets und Bombern das Kosovo und Belgrad unsicher machte, lief der Wahlkampf für die neuen Landesparlamente in Wales und Schottland auf Hochtouren, und kaum jemand zweifelt daran, daß die Neubildung der beiden Parlamente einen Prozeß vorantreiben wird, der zu einer Abspaltung von Großbritannien und damit langfristig zur Auflösung des Vereinigten Königreichs in seiner jetzigen Form führen kann. Tony Blair und »New Labour« versuchen, diese Entwicklung zu stoppen – mit überraschendem Erfolg, wie vor allem die Wahlen in Schottland gezeigt haben, bei denen der Kosovo-Krieg eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hat. Der Schritt aus der Defensive gelang der Labour-Party nämlich, nachdem der Spitzenkandidat der Scottish National Party, der links-regionalistisch orientierte Alex Salmond, als erster (und einziger) Spitzenpolitiker Großbritanniens den Nato-Krieg scharf als Verbrechen kritisierte. »Das ist Schottlands Zukunft mit der SNP – im europäischen Abseits, in selbstgewählter Isolation von den freiheitlichen Demokratien«, konterte Labour und nutzte die Auseinandersetzung mit der Anti-Kriegs-Position als Basis für eine Anti-Isolationismus-Kampagne, in deren Verlauf schließlich auch die muslimischen Organisationen dazu aufriefen, die SNP zu boykottieren.

Daß mittels Krieg die britische Nation erfolgreich zu mobilisieren ist, nutzte schon Margaret Thatcher zur Erhöhung ihrer Popularität, indem sie gegen Argentinien in den Krieg zog, um die Falkland-Inseln zu sichern. Die innenpolitische Basis, die sie damit schuf, machte es ihr in den folgenden Jahren möglich, auch den wirtschafts- und sozialpolitischen Kurs zu verschärfen. Tony Blair, der im Verlauf des Krieges gegen Jugoslawien mehrfach positiv auf Thatcher Bezug genommen und sich mit ihr zu einem Beratungsgespräch getroffen hat, ist nun auch insofern in ihre Fußstapfen getreten, als er – passend zum Kriegsende – mit Gerhard Schröder eine neoliberale Neubestimmung sozialdemokratischer Arbeits- und Sozialpolitik vorgenommen und in einem gemeinsamen Manifest (»Der Weg nach vorne für Europas Sozialdemokraten«, »FR«, 10.6.99) verkündet hat.

Anders als die Nationalkonservativen in den Achtzigern sieht der schottische Labour-Mann Ende der Neunziger sein Heil aber nicht in der Mobilisierung großer vaterländischer Gefühle. In der selbst durch Nationalismus und Sezessionsabsichten bedrohten multi-ethnischen Gesellschaft Großbritanniens verspricht sich »New Labour« größere Bindungswirkung vom Gefühl moralischer Überlegenheit. Ironischerweise wird so in dem Land, dessen »common sense« im letzten Jahrhundert

die allgemeinen Menschenrechte für unbedeutend hielt, angesichts des wahren Wertes der Rechte eines Engländers die humanitäre Intervention zu *dem* gemeinschaftsstiftenden Ereignis des Jahrzehnts.

Flankiert wird der Vorstoß, die Wahrung der Menschenrechte zum Kriterium für die Entscheidung über Krieg und Frieden zu erklären, von dem Versprechen, damit dem niedergegangenen Empire einen Teil der verlorengegangenen Weltgeltung zurückzuerobern. Gerade Blair war in der ersten Phase seiner Regierungszeit kritisiert worden, weil er sich den USA gegenüber unterwürfig verhalten haben soll. Auch die Orientierung von »New Labour« auf die EU hat sich in den Augen vieler Briten bislang weder ökonomisch noch durch einen nachhaltigen Gewinn an Ansehen und Einfluß gelohnt. Diese Kritik ist mit dem offensiven Eintreten Blairs für den Krieg und angesichts seines aggressiven und hartnäckigen Bemühens, die Nato zum Einsatz von Bodentruppen zu bewegen, nahezu verstummt.

Blairs Bemühungen, vor dem Nato-Gipfel in einem kurzfristig anberaumten Gespräch US-Präsident Clinton vom Sinn eines Einmarschs in den Kosovo auch ohne Erlaubnis Belgrads zu überzeugen, und seine anschließenden Gespräche mit Pentagon-Offiziellen, Senatoren, Kongreßabgeordneten und Talkshow-Moderatoren, die ihn zum »Nato-Leader« und »Alliances Crusader« avancieren ließen, erinnerten manche britischen Medien an die besseren alten Zeiten: Blair habe die Sprache Churchills gesprochen. Und als sich gegen Ende des Krieges die Spannungen zwischen Blair und Clinton verstärkten, weil der US-Präsident für Blairs Geschmack den Einsatz der »Apache«-Hubschrauber zu lange hinauszögerte und sich immer nachdrücklicher gegen den Einsatz von Bodentruppen wandte, stärkten die britischen Medien – wenn auch skeptisch – ihrem Premier den Rücken. Zwar fielen manchem in dieser Phase, etwa ab Ende Mai, weniger Churchill als Herbert Asquith und Neville Chamberlain – die beiden britischen Premiers, die während eines Krieges wegen ihrer Kriegführung zurücktreten mußten – , ein, aber Blairs Hardliner-Strategie zog man nicht in Zweifel; sie galt nur angesichts der unzuverlässigen Alliierten als kaum durchsetzbar. Und unzuverlässig schienen sie nun alle: Die »post-Vietnam US-Army«, die lieber nicht kämpfen will, die Deutschen, die vor allem darauf zielten, die Russen »einzubinden«, die Franzosen, die den Krieg sowieso nicht mochten, die Italiener, deren Truppenkontigent kaum erwähnenswert schien ...

Blair ließ sich von den Schwierigkeiten mit seinen Verbündeten nicht beeindrucken und agierte weiter, wie es ihm am effizientesten erschien. Rücksichten nahm er keine: weder auf die Militärs, die sich vom Zivilisten Blair gegängelt fühlten, noch auf die Medien, die vor allem nach einer Intervention der Regierung wegen einer angeblich pro-serbischen Berichterstattung des Belgrader BBC-Korrespondenten und nach der Bombardierung des serbischen Fernsehens teilweise auf Anti-Kriegskurs gegangen waren. Blair ging richtigerweise davon aus, daß ein gewonnener Krieg von dieser Kritik wenig übriglassen würde. »Ohne Blairs Einfluß auf die Nato hätte Milosevic seine Spielchen spielen können«, resümierte der »Guardian« den Krieg nach den Waffenstillstandsverhandlungen. Und daß Blair die britischen Truppen für die Kfor auf 20.000 Mann aufgestockt hat und damit von allen Nato-Staaten das größte Kontingent nach Jugoslawien schickt, ist in Großbritannien mit Wohlgefallen aufgenommen worden. Die Erklärung des Verteidigungsministers George Robertson, daß »die Größe des Truppenkontingents der Rolle entspricht, die wir bisher in diesem Konflikt übernommen haben«, stieß auf allgemeine Zustimmung. Auch daß mit Sir Michael Jackson ein Brite das Oberkommando über Kfor innehat, war für Blair von erheblicher Bedeutung.

Der britische Premier setzt erkennbar darauf, daß sein Land von der offensiven politischen Hinwendung zum Kontinent nun auch profitieren soll. Dabei fährt er eine Doppelstrategie: Einerseits strebt er an, die Rolle Großbritanniens als wichtigster Partner der USA in Europa auszubauen. Auf längere Sicht hält er es aber gerade angesichts der Herausbildung einer gemeinsamen europäischen Außen- und Sicherheitspolitik offensichtlich für sicherer, daß Großbritannien in Europa nicht an den Rand gedrängt wird, sondern sich als Militärmacht Nr. 1 in West- und Mitteleuropa etabliert. Daß diese Ambition ausgerechnet in einem Krieg gefestigt wurde, der auch Deutschland den ersten militärischen Erfolg seit seinem Sieg über Frankreich 1871 beschert hat, wie die britischen Medien wachsam vermerkten, trübt allerdings die Freude der Briten über ihr militärmachtpolitisches Vorankommen.

Der Krieg der Nato war angesichts gerade der britischen Interessen sicher kein »deutscher Krieg«. Auch wenn richtig ist, daß die USA geschwächt aus diesem Konflikt hervorgehen, weil sie spürbar an Einfluß in Europa verloren haben, ist Deutschland nicht der einzige europäische Staat, der sich als Sieger fühlen kann. Die Frage ist vielmehr, ob Tony Blair seine Rolle als Scharfmacher und die Großbritanniens als Militärmacht politisch ausbauen kann und ob die Bundesrepublik das Terrain, das sie nun gewonnen hat, durch eine Stärkung ihrer militärischen Fähigkeiten abzusichern in der Lage ist. Erhebliche Bedeutung wird in diesem Verteilungskampf um die Machtpositionen in Europa, der mit diesem Krieg deutlich verschärft worden ist, die Entwicklung des deutsch-britischen Verhältnisses spielen: Wird sich eine Achse Berlin-London herausbilden, wie sich das beispielsweise mit der gemeinsamen arbeits- und sozialpolitischen Erklärung Blairs und Schröders andeutet? Denn eines ist klar: Der Krieg hat den sozialdemokratischen Regierungsparteien in Großbritannien und Deutschland zwar etwas Luft verschafft. In der nächsten Zeit werden die innenpolitischen Fragen aber wieder an Bedeutung gewinnen. Und nur wenn die Sozialdemokraten auch hier in die Offensive kommen, haben sie eine Chance, ihren aggressiven außen- und europapolitischen Kurs fortzusetzen und ihre Positionen auf internationaler Ebene auszubauen. »Tony Blair hatte einen großartigen Krieg«, resümierte der »Guardian« Anfang Juni, »im Inneren hat sich seine Administration eher blamiert«.

Oliver Tolmein schrieb in KONKRET 6/99 über Luftkrieg und Recht

Konkret 07/99, S. 30

Georg Fülberth

Präzedenzfälle

Kleine Einführung in die Weltgeschichte humanitärer Interventionen

Als Hitler 1938 das Sudetenland annektierte, war dem Angriff eine intensive humanitäre Agitation vorangegangen: Es gehe um die verletzten Rechte der deutschen Volksgruppe in der Tschechoslowakei. Es ist nicht sehr wichtig, sich diesen Vorwand zu merken, da in der nachfolgenden Aktion: der zunächst teilweisen, dann – 1939 – vollständigen Eroberung eines Staates, ja sehr schnell der Hauptzweck, welcher zu dem vorgeschobenen Anlaß in keinem Verhältnis stand, deutlich wurde.

Auch einige andere Interventionen, die nicht mit Annektionen verbunden sind, können meist leicht erklärt werden: militärische Eingriffe eines Landes in die inneren Angelegenheiten eines anderen, um dieses zu Änderungen seines Benehmens zu veranlassen, ohne daß seine Souveränität dadurch formell aufgehoben oder sein Gebiet geschmälert würde.

Soweit es sich um eine bilaterale Angelegenheit handelt, liegt der Sinn der Sache offen zutage: Der Stärkere macht den Schwächeren von sich abhängig und hat es gar nicht nötig, dessen Territorium zu stutzen oder ihn gar zu beseitigen.

Offenbar gibt es aber auch Interventionen, in denen nicht der unmittelbar erpreßte Staat der Adressat ist, sondern er nur als Objekt widerstreitender Interessen anderer benutzt wird. In diesen Fällen ist das Verhältnis von Anlaß und Aktion zuweilen so verschoben, daß die realen Gründe nicht mehr sichtbar werden. Man freut sich dann vorschnell, wenn man einen grob materiellen Zweck aufgespürt zu haben meint, sagen wir mal: Ölquellen, die zwar noch nicht erschlossen, aber vielleicht zu erwarten sind, oder künftige Pipelines durch eine ökonomisch reizlose Gegend, in der sich Großmächte scheinbar ohne Sinn und Verstand zu schaffen machen. Da die idealistischen Argumente, mit welchen die Interventen ihr Tun begründen, nicht glaubhaft sind, sucht man solche wirtschaftlichen Gründe auch da, wo es sie nicht gibt. Letztere fehlen zuweilen nicht ganz, erschließen den Sinn der Intervention aber nicht völlig.

Nehmen wir zum Beispiel die Niederschlagung des sogenannten »Boxeraufstands« in China 1900. Gegen ausländische Missionare und die von ihnen bekehrten Landsleute richtete sich damals die Bewegung der »Fäuste für Gerechtigkeit und Frieden«. Man darf diese wohl als fremdenfeindlich bezeichnen. Voraussetzung war die Ausplünderung des Landes vor allem durch Großbritannien seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die »Fäuste« bildeten Milizen, welche die Regierung teils unter Druck setzten, teils von ihr als Bundesgenossen akzeptiert wurden. Ihre Massenbasis hatten sie insbesondere in der verelendeten Landbevölkerung. Die Europäer bezeichneten diese ihre Gegner, die sich »Yihetuan« nannten, abfällig als »Boxer«.

Bei einem Marsch auf Peking kam es 1900 zur Zerstörung von Eisenbahnstationen und Kirchen, auch zu Morden an Ausländern und chinesischen Christen. England, Rußland, Frankreich, Italien, die USA, Österreich und Deutschland schickten von ihren Kriegsschiffen, die vor der chinesischen Küste lagen, eine Truppe von 2.000 Mann. Als diese intervenierte, erklärte China im Juni den daran beteiligten Staaten den Krieg und stellte ihren Gesandten ein Ultimatum, nach dessen Ablauf sie das Land zu verlassen hätten. Der Vertreter Deutschlands, von Ketteler, wurde erschossen. Nach Ablauf des Ultimatums belagerten die Yihetuan und chinesische Regierungstruppen das Gesandtschaftsviertel. Deutschland, England, Frankreich, Japan, Rußland und die USA entsandten daraufhin eine riesige Streitmacht (ab September unter dem kaiserlichen General Waldersee), die ein Blutbad anrichtete.

Formell handelte es sich um einen regulären Krieg, der nach dem ersten Vorgehen europäischer Truppen gegen die Yihetuan von China erklärt worden war. Der Sache nach aber war er das, was man heute wohl eine humanitäre Intervention nennen würde. Die Rettungsaktion hatte den belagerten Botschaften gegolten. Dies war eine Angelegenheit der Staatsräson. Das ausschließlich Humanitäre kam durch die chinesischen Christen hinein. Sie waren tatsächlich von den Yihetuan drangsaliert worden. Während es unter den Ausländern 66 Tote gab, war die Zahl der Opfer unter den chinesischen Christen viel höher.

Ökonomisch läßt sich die Affäre durch den Wunsch der Interventen erklären, die Aussaugung Chinas fortzusetzen. Doch befand sich dort nicht ein Haupt-Interessengebiet Deutschlands, welches immerhin das größte Kontingent der internationalen Truppe gestellt hatte. Formeller Anlaß für dieses plötzliche starke Hervortreten war, daß ein deutscher Diplomat, Ketteler, getötet worden war. Aber das war schon wieder ein abstrakter Standpunkt, eine Frage der Ehre. Er scheidet als letzter Grund ebenso aus wie der Kommerz allein. Wichtiger war wohl das imperialistische Konkurrenzverhältnis zu Großbritannien. Seit Beginn des Flottenwettrüstens – ab Ende der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts – mußte irgendwann einmal geklärt werden, wer die Nummer eins war. Bevor das ausgeschossen wurde, empfahl sich die Besetzung von Positionen auf scheinbar gemeinsamen Plattformen – hier: in einem Bündnis gegen einen Dritten. Auf dem Weg zum Platz an der Sonne meldete Deutschland also Präsenz im Hinterhof des künftigen Feindes an.

Eine ähnliche Konstellation – jetzt mit einem anderen Gegenüber: den USA – bestand im deutsch-venezolanischen Krieg von 1902/03, über den man hierzulande wenig hört, aber im 9. Band des 1961 in der DDR erschienen *Lehrbuchs der Deutschen Geschichte* folgendes erfahren kann: Die Schuldner dieses Landes hatten nach inneren Unruhen ihre Zahlungen an internationale Gläubiger eingestellt. Daraufhin kreuzte 1901 ein Geschwader der Kaiserlichen Flotte vor seiner Küste auf. Als immer noch kein Geld floß, stellten Großbritannien und Deutschland im Dezember 1902 ein Ultimatum. Nach dessen Ablaufen griffen sie an: Sie nahmen »die aus vier Kanonenbooten bestehende venezolanische Flotte weg und versenkten drei von ihnen«. Anschließend wurde durch Schiffsartillerie ein Fort zerstört und eine Blockade verhängt. Jürgen Kuczynski, den dieser Fall ebenfalls sehr interessierte, zitiert den »Deutschen Geschichtskalender« für Januar 1903: »Ein deutsches Kriegsschiff landet in Puerto Cabello Truppen, die das dortige Zollamt in Besitz nehmen.« Inzwischen hatte sich auch Italien der Aktion angeschlossen, später trat Mexiko mit Geldforderungen der Allianz bei. Im Februar wurde Frieden geschlossen, Venezuela zahlte.

Es war allerdings nicht nur um die Schulden gegangen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatten die europäischen Mächte – darunter Spanien – ihre meisten Kolonien in Lateinamerika verloren. Jetzt versuchten andere dort Fuß zu fassen, und zwar mit Hilfe des Mittels, welches für die neue – die imperialistische – Phase der kapitalistischen Entwicklung typisch geworden war: Anleihen (vor allem für Eisenbahnbau) zu katastrophalen Bedingungen für die Schuldner und spätere Eintreibung der Außenstände. Der US-amerikanische Präsident Theodore Roosevelt reagierte darauf mit einer Neufassung der Monroe-Doktorin: Die lateinamerikanischen Staaten hätten in Zukunft Geschäfte mit den Europäern, die diesen einen Vorwand zur Kanonenboot-Politik geben könnten, zu unterlassen. Mit anderen Worten: Diese Region sollte ausschließlich US-amerikanische Einflußzone werden.

Im Ergebnis kam es im zwanzigsten Jahrhundert zu zahlreichen humanitären Interventionen der Vereinigten Staaten in Lateinamerika bis zur Gegenwart. Zum Beispiel mußten 1983 US-Studenten vor der Regierung von Grenada gerettet werden, unter anderem deshalb, weil eine etwaige künftige Verletzung der Monroe-Doktrin durch die Sowjetunion mitzubedenken war. Die Warnung galt zugleich Kuba und Nicaragua.

Natürlich dürfen Sie jetzt gern Parallelen zum Jugoslawienkrieg ziehen. Deshalb habe ich diese Geschichten ja erzählt. Dabei sind die Unterschiede wieder einmal interessanter als die Übereinstimmungen.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 6/99 über die Stammtisch-Weisheiten der real existierenden Linken

Konkret 07/99, S. 32

Karl Lorenz

Schafft zwei, drei, viele Kosovo

Der Nato-Überfall auf Jugoslawien heizt die inneren Widersprüche in Südosteuropa an

Die Region insgesamt ist destabilisiert. ... Die extremen Elemente haben auf beiden Seiten Oberwasser. Die großalbanischen Ambitionen der UCK könnten Albanien, FYROM (Mazedonien) und Montenegro destabilisieren. Das macht uns große Sorgen.
Ylannos Kranidiotis, griechischer Minister für Europa-Angelegenheiten, »Taz«, 29.4.99

Mit diesen Befürchtungen steht der griechische Minister nicht allein. 96 Prozent seiner Landsleute lehnen die Nato-Angriffe auf Jugoslawien ab. Mehrere tausend Demonstranten versuchten Ende April, die Verlegung von Nato-Truppen über den Hafen in Thessaloniki nach Mazedonien zu verhindern. Mit dem richtigen Gefühl für die Hauptverursacher des jugoslawischen Desasters feuerte Mitte Mai die Guerillagruppe »17. November« eine Rakete in die deutsche Botschaft in Athen. In Griechenland erinnert man sich nicht nur daran, daß Serben wie Griechen im Zweiten Weltkrieg der gleichen Naziokkupation ausgesetzt waren. Massenerschießungen der Einwohner ganzer Ortschaften und die Hungerkatastrophe von 1941/42, der Zehntausende zum Opfer fielen, sind hier nicht vergessen. Es ist auch die jüngere Geschichte, die keine Euphorie für angeblich humanitäre Militäraktionen aufkommen läßt. Den meisten Griechen ist noch gut in Erinnerung, daß das Obristenregime 1967 die Macht nur mit aktiver Unterstützung durch ebendiese Nato an sich reißen konnte. »Eine Landung von Nato-Kampftruppen in Thessaloniki«, schreibt die »Taz« (23.4.99), müßte »wie eine Operation in feindlicher Umgebung organisiert werden«.

Die Furcht der griechischen Regierung nährt sich auch aus der aktuellen Entwicklung in Albanien. Nach dem die Sozialisten im Juni 1997 die Parlamentswahlen in Tirana gewonnen hatten, war es zu einem grundlegenden Wandel in den Beziehungen der beiden Staaten gekommen. Unter der neuen Regierung trat Albanien aus der »Organisation der islamischen Konferenz«, dem Zusammenschluß islamischer Staaten, aus und orientierte die Außenpolitik in Richtung auf England und Frankreich. Agierte die bis dahin regierende Demokratische Partei (DPA) von Sali Berisha unverhohlen mit großalbanischen Parolen und unterstützte in Mazedonien den radikalen Flügel der albanischen Parteien, so warnten die Sozialisten die mazedonischen Albaner vor jeder Form von Sezzesionsgelüsten. Am 3.11.97 traf sich der sozialistische Staatspräsident Fatos Nano mit Slobodan Milosevic, um in der Kosovofrage zu einer Entspannung mit der Bundesrepublik Jugoslawien zu kommen.

Mit der Offensive der UCK im Frühjahr 1998, die aus nord-albanischen Stützpunkten mit Unterstützung der dort dominierenden Berisha-Partei vorgetragen wurde, geriet die Regierung in Tirana in eine kritische Lage. Nach einem ungeklärten Anschlag auf einen DPA-Funktionär zog Berisha im Herbst 1998 mit schwerbewaffneten Anhängern, darunter viele UCK-Mitglieder, und zwei gekaperten Armeepanzern nach Tirana und rief zum Sturz der Regierung auf unter der Parole: »Tötet Nano«. Zwar gelang es den Sozialisten unter ihrem neuen Staatspräsidenten Majko den Aufstandsversuch politisch zu überleben. Aber die Sozialisten bekamen nun Panik. In einem ökonomisch kaum überlebensfähigen Kosovo hätte die UCK der Bevölkerung nichts anzubieten als ein Anfachen der »nationalen Frage«. Und was sollte eine UCK im Siegesrausch davon abhalten, anschließend nach Tirana zu marschieren um mit den »verräterischen« Sozialisten abzurechnen? Wohl kaum die desolate albanische Armee. Die Sozialisten traten also die Flucht nach vorne an und übernahmen schrittweise das großalbanische Programm. Spätestens nachdem Majko Anfang April 1999 verkündete, die Nachbarstaaten müßten sich nicht vor einem »Großalbanien« fürchten, schlugen dort die Alarmglocken.

Besonders Mazedonien ist durch solche Ankündigungen gefährdet – der einzige Staat in der Region neben Jugoslawien, der noch nicht ethnisch homogen ist. Für Unruhe sorgte die Anfang des Jahres von der albanischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene »nationale Plattform«. Verdächtig häufig war hier die Rede davon, daß die heutige mazedonische Hauptstadt Skopje in osmanischen Zeiten das Verwaltungszentrum des Kosovo gewesen ist.

Der Krieg gegen Jugoslawien hat das kleine Land mit zwei Millionen Einwohnern nicht nur wirtschaftlich in die Katastrophe getrieben. 40.000 Arbeitsplätze sind seit dem 24. März verlorengegangen. Sechs Wochen nach dem Kriegsbeginn hatte die ehemalige jugoslawische Republik bereits 400 Millionen Dollar an Exportverlusten, mehr als dreimal soviel wie die geringen Devisenreserven Skopjes. Die mazedonische Wirtschaft ist eng verflochten mit der serbischen. Ein Zerstörung Jugoslawiens vernichtet den einzigen Markt in dem Mazedonien Exportüberschüsse erwirtschaftet. Und »wenn die Bauern im fruchtbaren Vardar-Tal ihre Frühlingszwiebeln nicht mehr nach Belgrad ausführen können, haben sie verständlicherweise wenig für die Luftangriffe der Nato übrig« (»FAZ«, 9.4.99).

Der wichtigste Grund, warum der mazedonische Staat heute schon mit einem Bein im Abgrund steht, liegt in der Gefahr, die von der durch die Nato aufgewerteten UCK ausgeht. Ein Viertel der mazedonischen Bevölkerung sind Albaner –

prozentual mehr als in Serbien. Sie leben vorwiegend im Westen des Landes an der Grenze zu Albanien und zum Kosovo. Im Zweiten Weltkrieg war diese Region, zu der auch der Stationierungsort der Bundeswehr, Tetovo, gehört, Teil des von den Italienern errichteten »Großalbanischen Protektorats«. Mazedonier und Serben wurden dort von den italienischen und deutschen Besatzungsmächten mit Unterstützung zahlreicher albanischer Kollaborateure blutig verfolgt und vertrieben. Die ökonomische Krise in Jugoslawien hat seit Mitte der 70er Jahre die Beziehung zwischen der slawisch-mazedonischen Mehrheitsbevölkerung und den Albanern wieder verschlechtert. Seit dem Auftreten der UCK hat es auch in mehreren mazedonischen Städten 1997 und 1998 verschiedene Sprengstoffanschläge gegeben, hinter der die UCK oder ihre Sympathisanten vermutet werden. Mitte 1998 erklärte ein Sprecher dieser Organisation, Jakup Krasniqi: »Wir wollen mehr als die Unabhängigkeit. Unser Ziel ist die Vereinigung aller Albaner auf dem Balkan.« Als der Rektor der illegalen albanischen Universität in Tetovo Fadil Sulejmani, selbst alles andere als ein Gemäßigter, im Frühjahr 1998 mit der Regierung in Skopje Verhandlungen zur Legalisierung der Uni aufnehmen wollte, erhielt er Morddrohungen von der UCK. Eine Entspannung der zwischennationalen Beziehung liegt nicht im Interesse der großalbanischen Nationalisten. Seit November 1998 ist mit der »Albanischen Demokratischen Partei« die radikalere der beiden Albanerparteien in der Regierung in Skopje vertreten. Deren Vorsitzender Arben Xhaferi hatte noch im Sommer 1998 gedroht, Mazedonien nach den Wahlen in eine Krise zu stürzen, angeblich, um den Staat dadurch zu stabilisieren (»Die Welt«, 17.8.98). Daß Xhaferi ganz im Trend der Zeit liegt, verriet er der »Taz« (16.4.99): »Deutschland nimmt immer mehr die Rolle an, die ihm als die ökonomisch stärkste Nation Europas auch politisch zukommt.«

Mit den Flüchtlingen sind auch viele Kämpfer der UCK ins Land gekommen. »In Tetovo muß man nicht lange fragen, um mit Männern in Kontakt zu geraten, die sich als UCK-Angehörige ausgeben« (»FAZ«, 4.5.99). Mehrfach hat die mazedonische Polizei in den letzten Wochen Waffenlager der UCK in Mazedonien ausgehoben. In den Dörfern im Grenzgebiet zum Kosovo rekrutiert die UCK schon neue Kämpfer. Jeden wehrfähigen Albaner, der sich der Rekrutierung entziehen will, droht die Organisation zu erschießen. »Wenn das hier erst mal bewältigt ist, werden wir die Konfrontation nicht scheuen«, verriet ein albanischer Politiker der »Taz« (7.4.99).

Die Stimmung unter den Mazedoniern ist entsprechend gereizt. Die Demonstrationen vor der deutschen und amerikanischen Botschaft in Skopje waren zwar von der serbischen Partei in Mazedonien organisiert. An den Protesten nahmen aber auch viele Mazedonier teil. In Tetovo, wo die Mazedonier gegenüber den Albanern in der Minderheit sind, haben mehr als 13.000 Menschen in einer Unterschriftenaktion gegen die Anwesenheit deutscher Soldaten protestiert. In den Dörfern, und nicht nur in den wenigen serbischen, sondern auch in den mazedonischen, werden die Nato-Fahrzeuge immer wieder mit Steinen beworfen. Deutsche Aufklärungsfahrzeuge mußten aus slawisch-mazedonischen Dörfern abgezogen werden und wurden in albanisch-mazedonische verlegt. Die »Vereinigung der Flüchtlinge aus Ägäis-Mazedonien« – die slawischen Flüchtlinge aus dem griechischen Bürgerkrieg nach dem Zweiten Weltkrieg – hat angekündigt, daß sie im Falle eines Bodenkrieges einen »lebenden Menschenwall« gegen die Nato und zum Schutz Jugoslawiens bilden wolle. Und der mazedonische Präsident Kiro Gligorov hat Griechenland, mit dem Mazedonien bis vor kurzem noch im heftigen Streit wegen des Landesnamens stand, mittlerweile zum strategischen Verbündeten erklärt.

So instabil die Lage in Mazedonien auch sein mag – es ist vor allem Jugoslawien selbst, das im Falle weiterer Kriegszerstörungen oder eines demütigenden Friedens von der Gefahr territorialer Abspaltungen bedroht wird. Erster Sezessionskandidat – nach einem Nato/UCK-Protektorat Kosovo – wäre Montenegro, wo Ministerpräsident Djukanovic als »Hoffnungsträger« des Westens gilt, da er die Belgrader Verteidigungsanstrengungen ablehnt und auch ansonsten »reformorientiert« sei. Mit Tatsachen haben diese Zuschreibungen wenig zu tun: Als einer aus Milosevic' junger Garde hatte Djukanovic Anfang 1989 zusammen mit seinem heutigen Kontrahenten Bulatovic mit tatkräftiger Hilfe aus Belgrad die alte titoistische Führungsriege in Montenegro in der »antibürokratischen Revolution« abserviert. Anschließend gestalteten beide das Herrschaftssystem nach dem großen Vorbild in Belgrad um, d. h. zur Entmachtung der Jugoslawischen Volksarmee wurde eine schwer bewaffnete Polizeitruppe aufgebaut. Die wichtigsten Differenzen zwischen Djukanovic und Milosevic sind deshalb nicht grundlegende politische Konflikte, sondern geschäftliche Rivalitäten. Beide Clans sind sich bei dem lukrativen Zigarettenschmuggel in die Quere gekommen.

1991 war es Bulatovic, heute der wichtigste Mann Belgrads in Podgorica, der italienischen Verlockungen nicht widerstehen konnte. Angesichts der deutschen Politik wollte die römische Regierung bei der Neuaufteilung des Balkans nicht zu kurz kommen und warf neben Albanien auch ein Auge auf Montenegro, die alten Kolonien des faschistischen Italiens. Nur massiver Druck aus Belgrad konnte Bulatovic davon abhalten, auf die finanziellen Versprechungen Roms im Falle einer Abspaltung einzugehen. Die neuen Separationsgelüste, die anläßlich der Wahlen 1997 zum offenen Streit zwischen Djukanovic und Bulatovic führten, hingen eng mit der neuen Rolle Kroatiens zusammen. Seitdem Zagreb mit der von der Nato geförderten Vertreibung der Serben 1995 ein »strategisches Gleichgewicht« mit Belgrad erreicht hatte, orientierte Djukanovic seine Politik um, weg von Serbien und hin zum aufstrebenden Kroatien.

Zweiter Ansatzpunkt zur weiteren Destabilisierung Jugoslawiens ist die serbische Provinz Vojvodina mit ihrer starken von Ungarn reklamierten Minderheit. Istvan Csurka, dessen profaschistische Partei seit den letzten Wahlen im Budapester Parlament sitzt, »meldet die Forderung an, Ungarn müsse nach dem Krieg in den magyarisch bewohnten Gebieten

Grenzkorrekturen verlangen« (»NZZ«, 28.4.99). Auch der sozialistische Spitzenpolitiker Guyla Horn, als Außenminister 1989 verantwortlich für die Öffnung der Grenzen und damit indirekt für das Ende der DDR, »plädierte für die Herstellung der Selbstverwaltung dieser Region, wie es sie bereits unter Tito gegeben hatte. ›Es geht nicht an, daß die Rechte der Ungarn dort weiter so massiv mißachtet werden.‹« (»SZ«, 6.5.99). Und Außenminister Martonyi schwärmte nach dem Nato-Geburtstagsgipfel im April, »daß man bei der Allianz nun klar sehe, daß die Lage der Magyaren der Vojvodina nicht allein ein ungarisches Problem sei; vielmehr liege die Verhinderung ähnlicher Entwicklungen wie im Kosovo im Interesse der gesamten Allianz« (»NZZ«, 11.4.99).

Der Nato-Überfall auf Jugoslawien hat alle ökonomischen, politischen und nationalen Widersprüche auf dem Balkan in extremem Maße verschärft. Wie schon der deutsche Versuch im Zweiten Weltkrieg eine radikale territoriale Neuordnung Südosteuropas auf völkischer Grundlage durchzusetzen, führt auch der aktuelle Versuch, die südosteuropäischen Staatenwelt neu zu sortieren, nicht zum Interessenausgleich zwischen den verschiedenen Nationalismen. Vielmehr droht der Überfall auf Jugoslawien erneut ein enormes Gewaltpotential in der Region freizusetzen. Während der Balkan in Chaos und Elend versinkt, herrscht gerade deswegen in Deutschland Bombenstimmung. »Der dritte Krieg auf dem Balkan wird das Kaleidoskop der integrationspolitischen Visionen und Möglichkeiten zwischen Helsinki und Athen, Wien und Lissabon kräftig durcheinanderschütteln. Doch niemand soll sich ängstigen, denn alle Anzeichen lassen auf einen heilsamen Schock und ein sinnvolles Überdenken der inneren wie äußeren Ausbaupläne schließen. ... Daß die EU dabei (bei einem Assoziierungsangebot an die Staaten Südosteuropas) riskiert, bei den laufenden Beitrittsverhandlungen mit den mittel- und osteuropäischen Reformstaaten aus dem Tritt zu geraten, steigert den Wert des Angebots« (»FAZ«, 28.5.99).

Karl Lorenz zeichnete in KONKRET 5/99 die unverhoffte Karriere Rudolf Scharpings zum Trottel als Kriegsgott nach

Konkret 07/99, S. 34

Ralf Schröder

Liebesgrüße an Moskau

Für ihr weltpolitisches Comeback im Kosovo dürfen sich die Russen in Bonn bedanken

Kaum hatten Anfang Juni die Detailverhandlungen über eine Umsetzung der G-8-Friedensinitiative für das Kosovo begonnen, zog der »Spiegel« eine nach vorn orientierte Bilanz des Krieges: Den Europäern seien die »Grenzen ihres Einflusses »vorgeführt« worden. Die erdrückende »Abhängigkeit vom großen Bruder in Washington«, »die uneingeschränkte Vormachtstellung von USA und Nato kann nur bedingt ein Modell für die Zukunft sein«. Alternativen sind in Sicht: »Unter dem Eindruck des zuweilen arrogant auftretenden Kriegsherren aus der Neuen Welt beschlossen die EU-Staatschefs auf dem Kölner Gipfel ungewohnt einmütig, künftige Krisen möglichst allein, notfalls mit Waffengewalt, lösen zu wollen.« Das hoffnungsfrohe und etwas pathetische Fazit: »Womöglich ist deshalb nicht die Einführung des Euro, sondern das Ende des Bombardements die Geburtsstunde der Vereinigten Staaten von Europa.«

Vor dem Hintergrund der weltpolitischen und militärischen Dominanz der USA zirkulieren im deutschen Establishment zwei (geo-)strategische Optionen zur Anleitung der eigenen Expansion: Die eine steht in der Nachkriegstradition und setzt, eine weitgehende Interessenkonvergenz im Blick, auf »Partnership in Leadership«, also auf eine hegemonial angelegte Kooperation mit den USA und im Rahmen der Nato. Diese Option vertritt u. a. der Historiker Arnulf Baring, der einmal vorgeschlagen hat, Deutschland solle die europäische Integration durch ein Sonderbündnis mit den USA ersetzen und in diesem Rahmen eine Art Vormundschaft für die »kleinen Völker« Osteuropas übernehmen. Publizistisches Flaggschiff dieser Linie war während des Jugoslawienkrieges die »FAZ«, deren Kommentatoren weitgehend die Verlautbarungen des Weißen Hauses duplizierten. In die Plädoyers für unnachgiebige Härte und für den Einsatz von »Heeresverbänden« mischte sich Kritik nur, wenn die Clinton-Administration eine weitere völkische Separation auf dem Balkan ausschloß.

Da der Jugoslawienkrieg auf Basis der G-8-Vereinbarung vorläufig beendet wurde, dürfen sich – nur scheinbar paradox – die Vertreter einer alternativen und aggressiveren Linie deutscher Außenpolitik eine Erfolgsquittung ausstellen. Sie streben Hegemonie über eine deutsch dominierte EU an und loten gleichzeitig die Möglichkeiten einer engen Anbindung Rußlands aus. Die kontinentale Option ist einer Blocklogik verhaftet und längerfristig darauf angelegt, kommende Differenzen mit den USA auch konfrontativ auszutragen, unter Schwächung oder Zerstörung der Nato. Die rotgrüne Regierung hat diesen Weg (bisher) beschritten.

Entschieden vertreten wird die deutschnationale Option von der rechtsextremen und – mit unterschiedlich ernst gemeinten europäischen Akzenten – von der linksliberalen Presse, angeführt vom »Spiegel«. Sonia Mikich, ARD-Korrespondentin in Paris, hat die Notwendigkeit einer Abkopplung von den USA Mitte April in einem Kommentar für die »Taz« exemplarisch formuliert: »Die USA schaffen es, mit schulterzuckender Billigung der Europäer die Nato zum Weltpolizisten zu machen. Washington und der folgsame kleine Bruder in London setzen eine angloamerikanische Weltordnung auf dem europäischen Kontinent durch. Sie haben das deutsch-französische Duo beiseite gedrängt, das bislang Europa nicht ungeschickt vorwärtsbrachte. Sie haben die Russen in ihrem alten Interessengebiet vorgeführt.« Etwas vornehmer gab sich die »Süddeutsche Zeitung« (27.4.): »Man kann die riesige Landmacht im Osten nicht dauerhaft an den Rand drängen und ihr Mitsprache verweigern. Doch dies tut die Nato.«

Solche Klagen über die Brüskierung Rußlands fehlten während des Krieges in keinem linksliberalen Blatt. Regelmäßig im Kontext einer Kritik an der US-Hegemonie vorgetragen, arbeiten sie einer Etablierung der Kontinentalachse Paris-Berlin-Moskau zu, die bereits in der Praxis erprobt wurde, z. B. im Irak: Als im Spätsommer 1996 Truppen Saddam Husseins und des Kurdenführers Barzani in den Nordirak einmarschierten, mußten US-Hilfsorganisationen und CIA-Personal in einer Blitzaktion evakuiert werden. Das Vakuum in dieser strategisch wichtigen Region wurde von deutschen und französischen Hilfsorganisationen gefüllt, deren Regierungen im Verein mit der russischen bereits damals konkrete Pläne für weitgehende Embargolockerungen und eine intensive Wirtschaftskooperation mit dem Hussein-Regime hatten. Nicht zufällig wurden Ziele im Irak in den vergangenen Monaten regelmäßig von amerikanischen und britischen Bombern angeflogen. Im Herbst 1997 gab der russische Präsident Jelzin anläßlich eines Treffens des Europarates bekannt, daß künftig einmal im Jahr ein deutsch-französisch-russischer Separatgipfel stattfinden werde. Die hiesige Presse sprach von einer »Entente cordiale«, aus den USA kam harsche Kritik.

In der Tat steht jede diplomatische oder politische Aufwertung Rußlands im Gegensatz zur aktuellen Politik der USA. War diese zu Anfang der neunziger Jahre vom Gedanken einer umfassenden Kooperation geprägt, zielt die Clinton-Regierung heute darauf, Rußland auf den realen Status einer Regionalmacht zu reduzieren. In der Frage der ursprünglich von Bonn initiierten Ost-Erweiterung der Nato setzten sich die USA an die Spitze und ohne große Umschweife gegen Moskau durch. Ein Sonderstatus, der den Russen im Verhältnis zur Nato jahrelang versprochen worden war, kam auch durch die im Mai 1997 in Paris mit viel Pomp unterzeichnete »Gründungsakte über die gegenseitigen Beziehungen, Zusammenarbeit und

Sicherheit zwischen der Russischen Föderation und der Nato« nicht zustande. Statt dessen umgingen die USA im Vorfeld des Krieges gegen Jugoslawien wegen des erwarteten russischen Vetos den UN-Sicherheitsrat, wenige Tage vor Beginn der Bombardements wurden Ungarn, Tschechien und Polen in die Nato aufgenommen.

Dem Washingtoner Gipfel zum 50jährigen Jubiläum des Bündnisses Ende April blieben die Russen wegen des Luftkrieges gegen Jugoslawien fern. Dafür waren – im Rahmen ihrer Anbindung durch den Nordatlantischen Kooperationsrat (NACC) – u. a. die ehemaligen UdSSR-Staaten Georgien, Ukraine, Aserbeidschan, Moldawien, Armenien, Lettland, Estland, Litauen sowie Usbekistan, Kasachstan, Kirgisistan, Turkmenistan und Tadschikistan vertreten – allesamt Staaten, die die USA erklärtermaßen vom Einfluß Rußlands befreien wollen. Im Zentrum der US-Ambitionen stehen dabei die transkaukasischen und zentralasiatischen Gebiete, die neben immensen Erdgasvorräten über die weltweit nach der Golfregion zweitwichtigsten Erdölreserven verfügen. Seit Anfang der neunziger Jahre sind alle großen Fördergesellschaften in der Region präsent. Allein in der aserbeidschanischen Hauptstadt Baku tummeln sich vierzehn internationale Ölkonsortien, nach US-Angaben sind über 2.000 westliche Konzerne auf den kaspischen Ölfeldern aktiv.

In Anspielung auf die im 19. Jahrhundert in Zentralasien spielenden Rivalitäten zwischen dem Zarenreich und Großbritannien titelte das »Wall Street Journal« im April 1997: »Great Game II: Oil Companies Rush Into the Caucasus to Tap the Caspian«. Caspar Weinberger, ehemals Verteidigungsminister unter Ronald Reagan und heute als Berater in der Ölbranche tätig, trommelte wenig später in eigener Sache: »Zu der Zeit, da der Westen die offenbare Erweiterung der Nato in Mitteleuropa feiert, strebt Rußland danach, einen eigenen strategischen Sieg einzufahren, nämlich den Zugriff auf die Energievorkommen in der Region am Kaspischen Meer. Sollte Moskau erfolgreich bleiben, wäre dieser Sieg vielleicht bedeutsamer als die Nato-Erweiterung für den Westen.« Solche Warnungen sind gar nicht nötig. Im Kielwasser der wirtschaftlichen Durchdringung der politisch instabilen Großregion arbeiten US-Strategen und -Parlamentarier an einem »Silk Road Strategy Act«, ein Gesetz, das für ein kohärentes Vorgehen sorgen soll. In den Szenarien, die amerikanische Militärplaner für das kommende Jahrhundert entwerfen, gehört ein Konflikt mit Moskau wegen der Ölvorkommen um das Kaspische Meer mittlerweile zum festen Repertoire.

Die Lage in dem Gebiet, dessen wirtschaftliche Attraktivität entscheidend zur Abkühlung der amerikanisch-russischen Beziehungen beigetragen hat, wurde in der Zeitschrift »Le Monde diplomatique« im Oktober 1997 so zusammengefaßt: »Nach der Beendigung der akuten Konflikte stellt sich der Kaukasus als ein erstaunliches Geflecht von Allianzen dar, wobei jeder den Schutz einer oder mehrerer Großmächte sucht. Als Nachzügler versuchen die Vereinigten Staaten, sich einen guten Platz zu sichern und gleichzeitig die russische Präsenz wie die iranischen Ansprüche zurückzudrängen ... Demnach ist zu erwarten, daß die nächste Etappe in der Geschichte des Kaukasus einerseits vom wachsenden Einfluß der Amerikaner, andererseits vom Widerstand der Russen geprägt sein wird.«

Die von den USA energisch betriebene Abtrennung Rußlands von seinen Vor- und Hinterhöfen war auch ein Aspekt des Krieges gegen Jugoslawien. Die eiskalte Ignoranz, die die Clinton-Regierung jedem russischen Bemühen um Mitsprache entgegenbrachte, stieß hierzulande auf geschlossene Kritik. Gegen den Strom schwamm nur die »FAZ«. Anläßlich des Nato-Gipfels tat man dort sehr verwundert über ein »Umzingelungsszenario, das man in Moskau wahrzunehmen glaubt«. In einem Kommentar (7.6.) zum möglichen Kriegsende wird das Ergebnis der aktuellen US-Strategie vorweggenommen und Rußland zu einer »europäischen Regionalmacht« herabgestuft. Am 14. April durfte der ehemalige Sicherheitsberater Präsident Carters, Zbigniew Brzezinski, heute ebenfalls als Berater von US-Ölfirmen in Aserbeidschan tätig, ausführlich »über das gegenwärtige Regime in Moskau« herziehen, dem »in Tschetschenien mißlang, was Milosevic im Kosovo versucht«.

Da die »FAZ« (noch) auf eine enge deutsch-amerikanische Allianz setzt, bewertete sie die fortgesetzten, im Widerspruch zu den USA vorgetragenen und schließlich erfolgreichen Bemühungen Fischers und Schröders um ein mit Rußland abgestimmtes Ende der Kampfhandlungen als Nato-interne »Arbeitsteilung«. Tatsächlich machten nicht zuletzt die überbordenden, seit Beginn der Friedensinitiativen Fischers vorgetragenen rotgrünen Treuebekundungen an Washington deutlich, daß es um gegensätzliche Absichten und Interessen ging.

Deutschland ist der wichtigste Handelspartner Rußlands. Von den 170 Milliarden Dollar Auslandsschulden, die für Rußland im Mai 1998 errechnet wurden, entfallen mehr als 50 Prozent auf deutsche Gläubiger. Verbindungen strategischer Qualität gibt es im Energiesektor. Rußland ist Deutschlands bedeutendster Lieferant bei Energie-Rohstoffen, zudem sind deutsche Firmen fest mit dem russischen Energiegiganten Gasprom liiert, dem Ex-Premier Tschernomyrdin bis 1992 vorstand und der der wichtigste Gegenspieler der US-Expansion in Zentralasien ist. Im Dezember 1998 kaufte die Ruhrgas AG ein 2,5 Prozent-Aktienpaket der Gasprom und kündigte »weitere Projekte« mit dem russischen Partner an. Einige Tage nach Beginn des Kosovo-Krieges schloß die BASF-Tochter Wintershall einen milliardenschweren Kooperationsvertrag mit Gasprom, in dessen Rahmen das deutsche Unternehmen künftig an der Erschließung russischer Öl- und Gasreserven beteiligt wird.

Daß der Kölner EU-Gipfel Anfang Juni unter deutscher Führung neben dem Übereinkommen mit Milosevic auch gleich Leitlinien für eine intensivere wirtschaftliche, kulturelle und militärische Zusammenarbeit mit Rußland beschloß, war eine

Kampfansage an die Adresse Washingtons, die nicht einmal die »FAZ« ignorieren konnte: »Daß diese Offerte zeitlich mit dem Bemühen um eine sogenannte europäische Verteidigungsidentität zusammenfällt und damit, die Westeuropäische Union in die Europäische Union aufgehen zu lassen, verleiht dem Unterfangen eine besondere Bedeutung, hinsichtlich der künftigen transatlantischen Beziehungen allerdings auch eine gewisse Brisanz.« Auf solche Taten haben die linksliberalen Partei- und Medienarbeiter lange gewartet. Entsprechend distanzlos würdigten sie deshalb nach dem Ende der Kampfhandlungen in Jugoslawien den tieferen Sinn des Ganzen. »Erst der Krieg hat Europa aufgerüttelt: Es muß auch ohne Amerika gehen«, titelte die »Zeit«, und die »Woche« legte noch eine Schlagzeile drauf: »Deutschland vermittelt den Frieden. Der Kanzler hat den EU-Vorsitz klug genutzt – die Europäer emanzipieren sich von den USA.« Nasdrowje, Santé. Und Prosit.

Ralf Schröder schrieb in KONKRET 4/98 über deutsche Bemühungen um ein autonomes Kosovo

Konkret 07/99, S. 36

Walter van Rossum

Berserker der Humanität

Über den Spendensammler Rupert Neudeck

»Voller Tatendrang treten sie in die brüllende Hitze des Flugfeldes und, jawohl, auch des Abenteuers, das es immer noch bedeutet, sich für sterbende, krepierende, erschöpfte, verröchelnde Menschen einzusetzen.« Und in die brüllende Hitze des Abenteuers tritt auch Rupert Neudeck – auf dem Weg in das »wilde Regenwaldlager Biaro«. Da »sind noch sehr viele Menschen, Hutu-Flüchtlinge, zu retten«. Wohlgemerkt: Hutu-Flüchtlinge. Zwar hatten die kurz zuvor ungefähr eine Million Tutsi niedergemetzelt, aber ein Samariter kennt keine Partei: »Gott braucht Menschen. Auch die humanitäre Arbeit braucht Menschen, die sich auf den räuberischen Weg von Jerusalem nach Jericho – oder von Kisangani nach Biaro oder von Sarajevo nach Banja Luka – machen und die das nicht im Regierungsauftrag tun, um die Räuber dort auszukundschaften.« Auf ebenjenem räuberischen Weg radebricht sich Rupert Neudeck seine Bahn, um schon im nächsten Absatz die Räuber auszukundschaften: »An einem unverschämt schönen Sonnentag ... sitzen wir am Rande der Wiese bei Nova Kasaba (Nähe Srebenica), wo man Tausende von Ermordeten verscharrt hat. Bärbel Bohley hat mich dorthin mitgenommen. Als wir da sitzen und die Männer und Frauen aus dem Team von Paul Hacklund bei der Ausgrabung frischer Leichen aus den Massengräbern beobachten, kommt uns spontan der Gedanke: Das müßte doch eine Aufgabe für die deutsche Ärzteschaft sein ... Aber meine Rufe und Appelle verhallen unbeantwortet. Der Bedarf ist bei der schnellen Produktion neuer Massengräber in der Welt ungeheuer. ... In Namibia fragten mich jüngst die Leute um den tapferen Menschenrechtsverein von Phil Yanankola, ob ich nicht mit einem solchen Team von Ärzten nach Lubango (Angola) gehen könnte, um dort in Massengräbern nachzuschauen, die mit Opfern unschuldiger Swapo-Dissidenten gefüllt sind.«

Unverkennbar schöpft dieser Diener Gottes aus dem Anblick von Leichenbergen Ruhe und Zuversicht. Seine Aufgabe ist unendlich und nicht zu gewinnen. Heilige nehmen Maß an der Höhe ihres Scheiterns – möglichst barfuß: »Das Eros der humanitären Arbeit geht uns verloren, wenn wir uns nur noch auf unsere Scheckbuchdiplomatie verlassen, mit der wir Deutschen, die Regierung eingeschlossen, immer schon etwas tun, auch in Kisangani ... Das Wagnis, ob ich den ganz anderen, durch keine Arbeitsteilung und Tarifordnung begrenzten Herausforderungen gewachsen bin.«

Nur eines vermag den Tatendrang dieser humanitären Ausgabe Guido Westerwelles zu bremsen: die gesinnungslose Welt der Tarifordnung, der Sicherheitsdenker, der Rentenansprüche. 1996 kam dem Oberkommandierenden des steuerbegünstigten »Komitees Cap Anamur/Deutsche Notärzte e.V.« die Idee, mit Hilfe eines Bau-Friedenscorps Bosnien wieder aufzubauen. Und warum dafür nicht Arbeitslose für 500 Mark vom Arbeitsamt abwerben? Irgendwelche Tarifordnungsentseelte zögerten. Doch nach »einem Durchmarsch durch die geballten Bedenkenträger-Hierarchien erreichten wir es«, was aber den Durchmarschierer keineswegs versöhnte: »Ehrlich, eine solche Gesellschaft ist guillotinereif.«

Manchmal gehen ihm eben einfach die humanitären Pferde durch. Aber bevor seine Haßtiraden auf die Wohlstandsmentalität sein Publikum in die Flucht schlagen, blendet er noch schnell die Kontonummer seiner Menschenrettungsfirma ein. Und wenn die Gelder so tüchtig fließen wie anläßlich seiner jüngsten Rettung von Kosovo-Albanern, dann sieht die Sache schon anders aus: »Deutschland nimmt nicht nur Anteil am Elend der Flüchtlinge, sondern steht auch in vorderster Linie der Hilfsbemühungen. Deshalb gehöre ich auch nicht zu den Verächtern dieser Gesellschaft.« Und so fragt auch keiner, warum denn dieser Amateur des Guten die Kontrolle über die Vertreibungsopfer des Serbienkreuzzuges der westlichen Wertegemeinschaft bekommt. Wenn unter seinem Kommando Noch-nicht-Obdachlose 500 bosnische Dächer decken, dann hebt in deutschen Zeitungen ein Jubel an, als ob Rupert Neudeck allein und mit der bloßen Kraft des Guten den ganzen Balkan neu möbliert hätte. Der Mann ist ein Genie des Ablaßhandels.

Im Vergleich zum Ausmaß der realen Not sind seine Rettungsansprüche und Siegesmeldungen geradezu obszön. Es will auch keiner so genau wissen, was er eigentlich mit den üblichen etwa 10 Millionen Mark Spenden im Jahr macht. Im Pressearchiv finden sich Dutzende Homestories über diesen Reihenhausheiligen und nur wenig über seine Projekte und die, die sie für ein paar Mark durchführen. Mit ein paar Almosengroschen kauft sich die »guillotinereife« Gesellschaft im steuerlich absetzbaren und medial omnipräsenten Neudeck den Abglanz ihrer Menschlichkeit. Jene Menschlichkeit, die sich nicht in käuflicher Effizienz mißt, sondern im Heroismus des Unmöglichen. Der wahre Humanismus zählt nicht die Geretteten, er feiert das Hochamt der Vergeblichkeit – oder wie der Großmeister kalkulierter Demut selbst formuliert: »Die Kraft der humanitären Arbeit kommt in ihrer Schwäche zur Vollendung.«

Gerne bezichtigt er die Deutschen der Angst vor dem »Karriereloch« – das er selbst allerdings nicht zu befürchten hat: Seit 1977 beschäftigt ihn der Deutschlandfunk als Redakteur, obwohl er sich in jedem Text grausame Bodenkämpfe mit der deutschen Sprache liefert. Seit einigen Jahren erlaubt dem heute 60jährigen eine außerordentlich generöse Vorruhestandsregelung die hauptamtliche Vollstreckung des Humanitären. Wenigstens der Bundesrechnungshof scheint

noch nicht reif für die Guillotine. Seine steile Karriere verdankt Rupert Neudeck allerdings einer so unanständigen wie wirkungsvollen Vermischung von Propaganda und humanitärer Mission.

1979 hatte Neudeck in Paris André Glucksmann kennengelernt, der soeben vom maoistischen Glauben abgefallen war und eine Kampagne für die vietnamesischen Boat-people organisiert hatte. Auf der Stelle kopierte Neudeck die spektakuläre Aktion in Deutschland. Seitdem sucht er die heißen Schlachtfelder des Kalten Krieges, die politischen Krisengebiete und Nachfolgemassaker der Kolonialmächte nach humanitären Einsatzorten ab – vorausgesetzt, die Kameras der Weltgesellschaft haben das Katastrophenszenario im Visier: Somalia, Ruanda, Äthiopien, Bosnien, Nordkorea, Kosovo oder Mölln.

Dann schwebt Neudeck als Schutzheiliger des Grauens ins Inferno ein. Er inspiziert künftige Abenteuerplätze der Menschenrettung: Leichen, Verwüstung, Entsetzen, Vertreibung, Vergewaltigung – nichts kann den Experten des Bösen verwirren, alles wird ihm zum Anlaß großkotziger Auftritte. Er trifft die lokale Prominenz und nennt sie gerne bei ihren komplizierten Namen. Er redet mit Taxifahrern und Kulis, nie aber mit Huren. Mit Vorliebe schwadroniert er von humanitären Korridoren und denkt dabei oft und gerne an die Bundeswehr. Kurz nach der Ankunft am Einsatzort weiß er mit Sicherheit, daß Uno, Nato und die westliche Wertegemeinschaft humanitär total versagt haben – eine sichere Bank. Nur die konkurrierenden Menschenretterorganisationen können ihn noch mehr erzürnen. Bevor er wieder nach der Guillotine ruft, deutet er in aller Bescheidenheit einen Ausweg an: sein »Komitee Cap Anamur/Deutsche Notärzte e.V.«.

Auch nur Spurenelemente einer politischen Analyse sucht man vergeblich. Trotzdem reißen sich ein halbes Dutzend Zeitungen (etwa »Zeit«, »Tagesspiegel«, »FAZ« und »Taz«) um die Texte und Kommentare dieser Barbiepuppenausgabe eines engagierten Intellektuellen. Den Mangel an Information kompensiert das unvermeidliche Foto: Ein Berufsdissident schaut allen Gulags dieser Welt furchtlos ins Auge. Und wohl weil er sich selbst so sieht, ist Rupert Neudeck der erfolgreichste Ernstfalldarsteller unserer Tage geworden. Die Kunst dieses politischen Journalisten besteht darin, bestimmte Schlachtfelder als humanitäre Aufmarschgebiete in Beschlag zu nehmen. Selten läßt sich seinen hölzernen Abenteuergeschichten entnehmen, wer denn da warum und wie massakriert wird – nur bei Verdacht auf Kommunisten kommt er umstandslos zur Sache. Sorgfältig achtet er darauf, daß seine Sponsoren nicht mit politischer oder ökonomischer Rationalität belästigt werden. Im Zauber des blutroten Lokalkolorits kommt niemand auf die Idee, daß die meisten Diktaturen dieser Welt in den Diensten derer stehen, die er um Spenden anhaut. Ausdrücklich räumt er den Argwohn aus, Menschenrechte und Marktinteressen könnten miteinander nicht verträglich sein: In den USA »ist nicht entscheidend, daß der Botschafter die Etikette und Protokollitaneien auswendig kann, also eine Karrierediplomat ist. Es kann auch eine Schauspielerin sein (Shirley Temple in Prag), die Witwe eines berühmten Politikers (Pamela Hariman in Paris) oder ein Journalist. Sie haben bewiesen, was sie im Dienst der Menschenrechte und der amerikanischen Wirtschaftsinteressen leisten können.« Neudeck auch.

»Der Kinkel ist ein Mann, der, wie ich, von Eindrücken lebt und danach handelt«, gesteht der bekennende Intellektuellenhasser Neudeck. Auf dem Rechtsweg könnte das Gute an betörendem Aroma einbüßen: den Schweiß der Gerechten. Neudeck riecht streng und arbeitet hart und erfolgreich und sogar gegen Kinkel: z. B. am Krieg. Wer die Vorgeschichte des Nato-Krieges gegen Serbien untersucht, wird zwangsläufig auf diesen Wanderprediger des Kampfeinsatzes stoßen. Vielleicht war er sogar einer der ersten, die in Afrika und Bosnien den Einsatz der Bundeswehr gefordert haben. Der Samariter hat seit langem die Straße von Jerusalem nach Jericho verlassen, aber mit dem Prestige des Samariters hat er Zustandsbeschreibungen vom Kosovo geliefert, die nach und nach zur offiziellen Nato-Version geworden sind. In Rudolf Scharping hat der Hirte sein willigstes Kampfschaf gefunden. Bereits Anfang der 90er Jahre erweckte er mit seinen humanitären Reportagen den Eindruck, das eine bewaffnete und ethnisch motivierte serbische Mehrheit eine hungernde kosovarische Minderheit schikanierte, vertrieb und vergewaltigte. Daß eine zehnfache kosovarische Mehrheit eine ärmere serbische Minderheit durch separatistische Bestrebungen und mit den Waffen der UCK bedrohte, das hat bis zum 24. März 1999 niemand so konsequent übersehen wie Rupert Neudeck. Es gab eine Zeit in Deutschland, in der noch der dümmste Journalist wußte, daß die UCK allein ein Problem des BKA war. Aber während der Journalist Neudeck die Realitäten auf dem Balkan einfach umschrieb, brüllte der Menschenretter schon nach Bomben. Vor Jahren hatte er den humanitären Claim abgesteckt, den er jetzt ausbeuten will. Mit einem vervielfachten Spendenaufkommen will er jetzt die retten, die ohne seinesgleichen nicht in Not wären. Und Deutschland hat schon mal ein kleines Almosenprotektorat auf dem Balkan errichtet.

Walter van Rossum ist freier Autor und lebt in Köln

Konkret 07/99, S. 38

Günther Jacob

Per aspera ad acta

Aus »wissenschaftlicher Objektivität«ist »Verständnis für die Scham der Väter«, aus der Dokumentation des »Vernichtungskriegs« ein Persilschein für die erstmals kriegführende Bundeswehr geworden. Anmerkungen zu Rhetorik und Defizit einer Ausstellung

1

32 Städte in Deutschland und Österreich, 800.000 Besucher, Debatten in Rathäusern, Landtagen, im Bundestag, Ausstellungseröffnungen durch Brigadegeneräle a. D., Bürgermeister und Senatoren, außerdem ein Tatort-Krimi zum Thema (»Bildersturm«). Eine Erfolgsgeschichte also. Die Macher der Ausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944« sind stolz angesichts solcher gesellschaftlichen Anerkennung und zugleich irritiert, weil sie nicht erklären können, was da so gut läuft. Der irritierendste Aspekt dieses Erfolgs macht ihnen allerdings die geringsten Sorgen: Die Rückkehr der Ausstellung nach Hamburg findet statt, während die Bundesluftwaffe Belgrad bombardiert und Panzer in das Protektorat Kosovo einrollen, die das gleiche Eiserne Kreuz tragen, das als Skulptur den Mittelpunkt der Ausstellung bildet. Doch dazu kein Wort bei der Eröffnungsveranstaltung, während sich an anderer Stelle Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung (HIS) als Anhänger der antitotalitären Intervention (etwa Kraushaar in der »Taz«) empfehlen.

2

Klaus Theweleit hatte vor zwei Jahren die Hoffnung von vielen formuliert, als er in einem Interview mit der »Taz« sagte, diese Ausstellung sei »ein Schuß vor den Bug der Leute, die den verfassungsmäßigen Auftrag der Bundeswehr gern ausweiten würden. Deren Strategie wird von der Wehrmachtsausstellung empfindlich gestört.« Nun zeigt sich, daß diese Schlußfolgerung nicht zwingend ist. »Nie wieder Krieg von deutschem Boden aus« ist heute eine Losung von vorgestern. Fast alle Kategorien, welche die politische Linke im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus und dem Holocaust eingesetzt hat, haben nicht mehr ihre alte Bedeutung. Es hat sich eine neue Metapherngemeinschaft gebildet, an der die Linke nicht mehr beteiligt ist.

3

Der Metapherntheoretiker Ted Cohen nennt drei Grundvoraussetzungen, damit sich eine (neue) Metapherngemeinschaft herausbilden kann. Erstens: Der Schöpfer der neuen Metapher, z. B. Rudolf Scharping, gibt so etwas wie eine verschlüsselte Einladung: »Der Holocaust wiederholt sich in Serbien.« Zweitens: Das Publikum unternimmt eine gewisse Anstrengung, um die Einladung anzunehmen. Drittens: Das Publikum anerkennt in dieser Transaktion eine neue Gemeinsamkeit. Es könnte sich dieser Einladung auch verweigern, etwa weil ein widersprechendes Wissen den Austausch in Form der Metaphern stört. Doch das ist hier nicht der Fall. Das deutsche Publikum nimmt die entlastende Nato-Einladung dankend an, die Metaphern des Nationalsozialismus an »die Serben« weiterzureichen und sich so symbolisch in die »antifaschistische Koalition« einzureihen.

4

»Niemand von uns hätte, als wir die Ausstellung 1991 neben einer Vielzahl anderer Studien zur Gewaltgeschichte dieses Jahrhundert auf den Weg brachten, mit dieser Reaktion gerechnet« (Bernd Greiner). Die Ausstellung, so ihr Leiter Hannes Heer, hat »einen Nerv getroffen«. Sie hantiert, Gastredner Erhard Eppler zufolge, »hart am Nerv einer Generation«. »Da bricht eine längst vernarbte Wunde wieder auf«, ergänzt wiederum Heer. Warum so viele biologistische Metaphern? Warum »Narbe« und »Wunde« im Zusammenhang mit den Tätern? Sind sie die Gebrannten? Die Täter zeigen gerne ihre Narben wie Trophäen des Authentischen: »Glatter Durchschuß, Glück gehabt.« Nelly Sachs sprach von der »Wunde, die offenbleiben soll«. Martin Walser nahm diese Metapher wieder auf: »Wir müssen die Wunde namens Deutschland offen halten.« Die Metaphern des Holocaust werden nun offen angeeignet. Ein neues Nazi-Buch über »Vertreibungen« heißt: *Das letzte Kapitel unbewältigter Vergangenheit.*

5

Die Ausstellung »Vernichtungskrieg« dreht sich um zwei Themen: »Wie es war« und »Was es bedeutet«. Hinsichtlich der Frage »was war« ist die Ausstellung hervorragend und sind auch die Ausstellungsmacher einigermaßen kompromißlos. Die Ausstellung zeigt in drei Sektionen, die drei verschiedene Frontabschnitte über unterschiedliche Perioden dokumentieren –

der Partisanenkrieg in Serbien, die 6. Armee in der Ukraine und die Besetzung Weißrußlands – , daß die Wehrmacht an allen nationalsozialistischen Verbrechen aktiv und als Gesamtorganisation beteiligt war. Alle diese Massenmorde fanden auf der Basis von Befehlen über das »Verhalten der Truppen im Ostraum« statt. Darin wurde den Soldaten bestätigt, »Träger einer unerbittlichen völkischen Idee« zu sein, von denen die Einsicht in die »Notwendigkeit der harten, aber gerechten Sühne« am jüdischen, slawischen, asiatischen und bolschewistischen »Untermenschentum« verlangt wurde. Daß der Krieg im Osten von Beginn an als Rassen- und Vernichtungskrieg geplant war und daß der Holocaust nicht im Schutz, sondern mit Beteiligung der Wehrmacht durchgeführt wurde, das war bis dahin keine verbreitete Einsicht und wird auch nach der Ausstellung noch bestritten. Aber mit dieser Feststellung drehen wir uns ganz seriös im Kreis: Die Pointe der Ausstellung liegt doch darin, daß sie öffentlich Fotos und Feldpostbriefe zeigt, die auch in verstaubten Kartons auf den Dachböden der älteren Besucher zu finden wären, auf jeden Fall aber in ihrem Gedächtnis gespeichert sind, wovon auch ihre Nachkommen eine Ahnung haben. Die Besucher bringen Lupen mit, um zu sehen, ob sie selbst oder ihre Verwandtschaft »erwischt« wurden. Dieses unheimliche Spiel beschäftigt ihre Phantasien und strukturiert ihre Abwehr.

6

Die Äußerung »Es gibt Haie im Wasser« könnte eine Warnung sein, muß es aber nicht. Als Satz in einem Biologiebuch ist sie eine Information. Die performative Kraft dieser Äußerung als Warnung erkennt man nicht an dem Satz allein. Die entscheidende Frage der Ausstellung, die von ihr jedoch nicht beantwortet wird, lautet: »Was bedeutet, was sie zeigt?« Da sagt zum Beispiel ein Besucher: »Mein Vater ist von Partisanen in Jugoslawien aus dem Hinterhalt erschossen worden.« Der Kommentar zeigt nicht nur, daß dieser Besucher die Anwesenheit seines Vaters in Jugoslawien für legitim hält, sondern er zeigt auch, daß er die Aussage nicht annimmt, wonach dieser Krieg als Rassen- und Vernichtungskrieg konzipiert worden war. Eine Aussage kann nicht ohne assoziiertes Feld bestehen, in das sie sich einschreiben kann. Die Behauptung, daß die Erde um die Sonne kreist, bildet vor und nach Kopernikus nicht dieselbe Aussage. Die Aussagen über die Verbrechen der deutschen Wehrmacht bilden vor und nach dem als »Lehre aus Auschwitz« geführten Nato-Krieg gegen Jugoslawien nicht dieselbe Aussage. Was sich geändert hat, ist das Verhältnis dieser Aussagen zu ihren Anwendungsbedingungen.

7

Unterschätzt werden von den Ausstellern die Rezeptionsmöglichkeiten der gezeigten Fotos. Diese Fotos, denen das hauptsächliche Interesse der Besucher gilt, können leicht als eine mythologische Bilderwelt rezipiert werden, von der eine Art magischer Bann ausgeht. Anders als die Fotos, die nach der Befreiung der Vernichtungslager entstanden, zeigen sie die Väter und Großväter bei ihren Taten. Die Fotos zeigen sie in einer Situation absoluter Machtvollkommenheit, die gerade das Motiv ihres triumphalen Demonstrationsbedarfes ist. Die ursprüngliche Fremdheit der Ereignisse kann nun bei Betrachtern der Bilder, die sich mit Deutschland identifizieren, also nicht mit den Opfern, in eine gefährliche Vertrautheit umkippen. Die Fotos der Ausstellung stellen die Täter in den Mittelpunkt, was im Sinne einer Täterforschung sinnvoll ist. Zugleich erfolgt damit aber auch eine biographische Wende, eine Hinwendung zur Perspektive der deutschen »Zeitzeugen« und den Identifikationskrisen ihrer Nachkommen. Das erfordert ein klares Bewußtsein über die damit verbundenen Gefahren einer intimen und familiären (nichtjüdischen) deutschen Binnenperspektive. »Die Ausstellung, geplant als Beitrag zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts, holt die Geschichte des Krieges zurück in die Familiengeschichte« (Presseerklärung). Eine solche Konzeption kann die psychische Dimension der deutschen Kontinuität deutlich machen.

8

Die Psychoanalyse nimmt an, daß der Patient etwas Vergangenes noch einmal »durchspielt«. Diese Wiederholung, auf die sich Patient (Besucher) und Analytiker (HIS) gemeinsam einlassen, wäre jedoch für sich nur affirmativ. Das eigentlich Entscheidende ist die Deutung. Ohne sie wird der Analytiker zum Komplizen. So kann man davon ausgehen, daß nicht wenige junge Besucher das Kriegserlebnis mit den Alten affektiv-emotional teilen wollen, daß sie am Geist der Kameradschaft, am Ritual der Gleichheit, an der Willkür der Unbesiegbaren, am Selbstgefühl grenzenloser Macht über wehrlose Menschen (die die Fotos vor allem zeigen) teilhaben wollen. Denn heute denkt kaum jemand wie Niklas Frank, der Sohn des Generalgouverneurs von Polen: »Das Knacken Deines Genicks ersparte mir ein verkorkstes Leben, wie hättest Du mir mit Deinem Gewäsch das Hirn vergiftet. Wie der schweigenden Mehrheit meiner Generation, die nicht das Glück hatte, den Vater gehängt zu bekommen.« Heute spricht man – und nicht zuletzt die Ausstellungsmacher tun dies – von Verständnis. »Wir sollten nicht selbstgerecht auf dem totalen mea culpa bestehen, sondern Verständnis für die Scham der Väter aufbringen. 1968 waren wir zu dieser Haltung nicht fähig. Wir können heute anders damit umgehen, das zeigt der durch die Ausstellung in Gang gekommene Dialog der Generationen« (Heer).

9

Solche Forderungen nach Einfühlung im Zusammenhang mit der Ablehnung von »moralischer Verurteilung« und »Überheblichkeit« steigert sich oft bis zur »traumatischen« Warnung vor »Tribunalen« (»kein Tribunal gegen eine Soldaten-Generation«) und »Prozessen« (»es geht nicht darum, den Deutschen, die aktive oder passive Zeitgenossen der Shoah waren, heute den Prozeß zu machen«). Die Anerkennung der Forderung, die Ausstellung nicht als Anklage zu präsentieren, sondern als eine Mischung aus Fronleichnam und Tag der Deutschen Einheit, war die Bedingung, unter der die »Öffentlichkeit« bereit war, die schon ganz familiär als »Wehrmachtsausstellung« bezeichnete Show als legitimen Beitrag anzuerkennen. Und das HIS kann diesem Ultimatum nach, wobei zwischen Gehorsam und Überzeugung kein Unterschied zu erkennen ist: »Wir sind keine Staatsanwälte. Wir machen keine Aussagen über die Schuld irgendeines Soldaten« (Heer). Obwohl Bernd Greiner in »Mittelweg« (4/98) berichtet, daß Besucher Fotoalben schicken, aus denen die Namen etlicher Täter hervorgehen, wird beim HIS zwischen Forschung und Anklage strikt unterschieden: »Grundsätzlich steht Historikern die Rolle des Richters nicht zu. ... Zu richten und zu verurteilen bleibt den qua Amt und Auftrag Zuständigen vorbehalten. Wer die Ausstellung sieht, wird auch nicht übersehen, daß sie ... das Terrain desjenigen, der Material sammelt und präsentiert, zu keinem Zeitpunkt verläßt« (Greiner). Der »objektive« Historiker tritt hier als Verkörperung des Ideals des willenlos Erkennenden auf. Das Verbrechen wird durch die Trennung von Forschung und Anklage historisiert. Warum wurde von den rund 18 Millionen Männern und 500.000 Frauen, die zwischen 1939 und 1945 als Angehörige der Wehrmacht am Vernichtungskrieg teilgenommen hatten, praktisch niemand zur Rechenschaft gezogen? Unter den insgesamt 6.500 Männern und Frauen, die seit 1945 in Deutschland überhaupt wegen Kriegsverbrechen verurteilt wurden, waren nur die wenigsten Angehörige der Wehrmacht.

10

Unter diesen Voraussetzungen eröffnet sich nun ein neuer Raum für kollektive mentale Empfindungen. Der Wunsch, öffentlich mit den Toten oder den noch lebenden Verwandten zu sprechen, ihre Spuren zu lesen, Zugang zu ihnen zu finden, sorgt für eine eigenartige Unruhe, für eine neue Art Schmerz, Angst, Herzklopfen, Mitleid: »Nur wenn wir der Frage ›Vater, wo warst du?‹ die andere hinzufügen: ›Wo hätte ich damals gestanden? Wie hätte ich reagiert?‹, können wir diesen Krieg in unserem Volk (sic!) endlich beenden« (Heer). In dieser, in unzähligen Variationen zirkulierenden Identifikation mit den Tätern – »Wie hätte ich damals gehandelt?« – steckt sogar eine Drohung. Am Anfang stand (auch bei Heer) die Revolte gegen den Vater: Man wollte diesen wegen seiner Verstrickungen symbolisch töten. Doch die Geschichte endet hier nicht, weil die Söhne selbst allmächtig werden wollen, etwa so wie Joschka Fischer. Der Name des Vaters bleibt also das Symbol für das Gesetz. So entsteht das Bedürfnis, etwas zurückgeben zu wollen. Die persönliche Anteilnahme am »Schicksal« der Täter-Väter stellt sich am Ende dar als Gleichzeitigkeit von Beschuldigen und Entschuldigen, von Verurteilen und Bedauern. Sie werden beschuldigt, weil sie die Mordbefehle ausgeführt haben oder nichts dagegen unternahmen. Andererseits werden sie jedoch entschuldigt, läßt man sie eine passive Rolle spielen – als Opfer der Umstände. Legt man sich das ganze als Tragödie zurecht, betritt man ein Genre, dem Mitleid, Katharsis und Trauer eingeschrieben sind. Zu diesem Tausch gehört sogar der Eintrittspreis für die Ausstellung sowie die Inszenierung ihres kulturellen Rahmens. Es gibt Prominente, die zur Ausstellung gehen, angesehene Medien schreiben darüber. Man verliert also nicht, wenn man sich da sehen läßt.

11

Die »Wehrmachtsausstellung« ist nur eine von mehreren derzeit stattfindenden bedeutungsuchenden und bedeutungschaffenden Aktivitäten, die Teil der Erinnerungskultur einer »Nation« sind, die nach einem neuen Geschichtsbewußtsein sucht. Diese zwischen Triumph und Klage oszillierende Suche zeichnet sich grundsätzlich durch einen therapeutischen Gestus aus. Es heißt, man wolle der Vergangenheit gerecht werden, aber es ist immer klar, daß es um die Gegenwart und Zukunft der »Berliner Republik« geht. Die Vergangenheitskonstruktion der Alten kann dabei hinderlich sein, aber sie kann deshalb von den Nachkommen nicht einfach ignoriert werden. »Fairneß in der Beurteilung der Kriegsteilnehmer« ist also das wenigste, was eingefordert wird. Daran erinnern nicht zuletzt die rechten Angriffe auf die Ausstellung – bis hin zum Sprengstoffanschlag im März in Saarbrücken. Im kommenden Januar führen die Republikaner in Wiesbaden unter dem Titel »Verbrechen an der Wehrmacht« eine Gegenveranstaltung zur »Reemtsma-Antiwehrmachtsausstellung« durch. »Unsere Väter waren keine Mörder«, brüllen Jungfaschisten, wenn sie gegen die Ausstellung mobilisieren. Sie können sich dabei als Speerspitze eines rechten Bündnisses sehen, das bis in die CDU hineinreicht.

12

Die Ausstellungsmacher verteidigen zwar ihre Aussagen gegen solche Demagogie, aber sie betonen zugleich auf jeder Pressekonferenz, sie wollten weder die Angehörigen der Wehrmacht an den Pranger stellen noch die Bundeswehr angreifen. Besonders die geladenen Gastredner – Leute wie Erhard Eppler oder Hans-Jochen Vogel – dürfen gründlich

relativieren und den »stalinistischen Terror« dagegen setzen (ein HIS-Buch mit der These: »Die Wurzeln des Faschismus liegen in der radikalen Linken« ist für September angekündigt). Und Veranstalter Heer hält mit: »Auch die Bombardierung von Dresden ist selbstverständlich ein Kriegsverbrechen gewesen« (»Hannoversche Allgemeine«). Der ehemalige Brigadegeneral Winfried Vogel, der die Ausstellung in Mönchengladbach eröffnete, hat den Zusammenhang von aktuellem Krieg und dem »Nerv«, den die »Wehrmachtsausstellung« trifft, schließlich benannt: »Es wäre für die Bundeswehr unerträglich gewesen, den Einsatz deutscher Soldaten auf dem Balkan mit Soldaten aus einer Dietl- und Kübler-Kaserne zu bestreiten.« Das stimmt zwar nicht ganz, denn die Enkel starteten direkt von der »Generalfeldmarschall-Rommel-Kaserne« im westfälischen Augustdorf nach Makedonien und von dort ins Protektorat Kosovo (während zugleich die Deutsche Welle die Tradition des Wehrmachtssenders Radio Belgrad beerbt), aber im Prinzip trifft er die Sache. Er bestätigt damit übrigens eine These dieser Zeitschrift, die Jan Philipp Reemtsma in der »Zeit« vom 27. Mai 1999 (ohne den Gemeinten, Hermann Gremliza, beim Namen zu nennen), so zusammengefaßt hat: »Die einen sagen, diese Ausstellung ist der Weg, die Bundeswehr endlich schattenlos und einsatzfähig für einen Krieg zu machen wie jetzt in Jugoslawien.«

Die Ausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944« läuft bis 11. Juli in der Hamburger Freien Akademie der Künste

Konkret 07/99, S. 40

Karl-Heinz Hansen

Wir helfen Naumann aufs Pferd IV

Schröders Kulturbeauftragter hat geschworen, die 35 nach Hitleroffizieren benannten Kasernen umzutaufen. KONKRET hilft nach

Vor dem Militärgericht in Turin wird dem ehemaligen SS-Hauptsturmführer Theodor Saevecke der Prozeß gemacht. Während der deutschen Okkupation Italiens (ab Herbst 1943) war er als Chef der Sicherheitspolizei von Mailand verantwortlich für Folterungen, Morde und Deportationen. Trotzdem verfolgt Herr Saevicke die Vorgänge in Turin von seinem Ruhesitz in Bad Rothenfelde aus mit zufriedener Gelassenheit. Denn sein Fall ist einer der 88.274 eingestellten von insgesamt 94.756 eröffneten westdeutschen Verfahren gegen Naziverbrecher, die mit nur etwa 6.500 Urteilen endeten – abgesehen von den Fällen, in denen gar nicht erst ermittelt wurde. Als alter »Fachmann« machte der SS-Hauptsturmführer in der BRD Karriere beim Bundeskriminalamt: Kriminalrat, Leiter der Abteilung Hoch- und Landesverrat, stellvertretender Chef der Sicherungsgruppe Bonn.

Saevecke hatte sich schon in Polen als Judenverfolger »bewährt«, ehe er für die »Sonderbehandlung« der Juden in Nordafrika sorgte. Zuerst als SS-Verbindungsmann zur italienischen Kolonialpolizei in Libyen und ab November 1942 im von deutschen Truppen besetzten Tunis, wo er als stellvertretender Kommandeur eines SS-Einsatzkommandos die Juden zur Zwangsarbeit für die Wehrmacht zusammentrieb und Geld- und Goldkontributionen erpreßte. Indessen leistete die Wehrmacht ihren eigenen Beitrag. Im Juni 1942 ging der folgende Funkspruch an die »Pz.Armee Afrika«: »Nach vorliegenden Meldungen sollen sich bei den freien französischen Verbänden in Afrika zahlreiche deutsche politische Flüchtlinge befinden. Der Führer hat angeordnet, daß gegen diese mit äußerster Schärfe vorzugehen ist. Sie sind daher im Kampf schonungslos zu erledigen. Wo das nicht geschehen ist, sind sie nachträglich auf Befehl des nächsten deutschen Offiziers sofort und ohne weiteres zu erschießen ... Schriftliche Weitergabe des Befehls ist verboten. Die Kommandeure sind mündlich zu unterrichten.«

Der Oberbefehlshaber der Panzerarmee in Nordafrika hatte gerade Festung und Hafen von Tobruk erstürmt und war dafür von Hitler zum Generalfeldmarschall befördert worden: Erwin Rommel (1891 – 1944).

Nach ihm sind drei Bundeswehrkasernen benannt, in Augustdorf, Dornstadt und Osterode. Erwin Rommel aus Heidenheim war mit 21 Jahren Leutnant, erwarb im Ersten Weltkrieg beide Klassen des Eisernen Kreuzes und den preußischen Kriegsorden Pour le mérite. Nach dem Krieg machte er in der Reichswehr weiter und wurde 1935 als Major Lehrgangsleiter an der Infanterieschule Potsdam. Er wurde außerdem Verbindungsoffizier zur Hitlerjugend und gehörte 1937 zu Hitlers militärischer Begleitung auf dem Reichsparteitag in Nürnberg. Während der Besetzung des Sudetenlandes 1938 war Rommel Kommandeur des »Kommandos Führerreise«. 1939 ernannte Hitler ihn zum Generalmajor und Kommandanten des Führerhauptquartiers und hängte ihm 1940 für seinen Einsatz im Blitzkrieg gegen Frankreich an der Spitze der 7. Panzerdivision das Ritterkreuz an den Hals.

Im Februar 1941 wurde Generalleutnant Rommel Befehlshaber über das Deutsche Afrikakorps, später über die deutsch-italienische Panzerarmee, begann seine Karriere als deutscher Vorzeigegeneral. Nach der Eroberung Tobruks sollte es weiter in Richtung Kairo gehen. Aber bei El Alamein endete der gemeinsame Größenwahn Hitlers und Rommels, über den Mittleren Osten bis in die südliche Sowjetunion vorzustoßen, um die Ölvorkommen der gesamten Region zu erobern. Rommels Divisionen wurden von den Briten und Amerikanern zerschlagen und gefangengenommen; 21.000 Tote und Tausende von bis heute ungeräumten Minen blieben auf den Schlachtfeldern zurück. Der Generalfeldmarschall aber verzog sich rechtzeitig ins Reich, um seinen Propagandawert nicht mit einer Niederlage zu belasten.

Im Sommer 1943 besetzte Rommel die Villa Canossa am Gardasee. Von dort aus organisierte er gemeinsam mit dem Kamerad Feldmarschall Kesselring blutige Massaker an den verachteten (»kein Kriegsvolk«) italienischen Soldaten, die sich nach der Kapitulation ihrer Armee nicht freiwillig den deutschen Truppen unterwerfen wollten. Eine der Weisungen des Generalfeldmarschalls Rommel lautete: »Irgendwelche sentimentalen Hemmungen des deutschen Soldaten gegenüber Badoglio hörigen Banden in der Uniform des ehemaligen Waffenkameraden sind völlig unangebracht. Wer von diesen gegen den deutschen Soldaten kämpft, hat jedes Anrecht auf Schonung verloren und ist mit Härte zu behandeln, die dem Gesindel gebührt, das plötzlich seine Waffen gegen seinen Freund wendet. Diese Auffassung muß beschleunigt Allgemeingut aller deutschen Truppen werden.«

Und »Allgemeingut« wurde sie: Von etwa 600.000 italienischen Soldaten und Offizieren in deutschen Gefangenenlagern (nicht wenige trugen das Eiserne Kreuz) wurden mindestens 30.000 umgebracht und über 60.000 in Konzentrationslager verschleppt. Im Januar 1944 verlegte Rommel als Befehlshaber der Heeresgruppe B sein Standquartier nach Fontainebleau ins Schlößchen der Madame Pompadour und etwas später in das »hübsche« Schloß La Roche Guyon bei Paris. Von dort

reisten er und sein Troß kreuz und quer durch Frankreich, um im Auftrag des Führers die Kampfbereitschaft des »Nordatlantikwalls« zu überprüfen und zu verbessern.

Wenige Wochen nach der Invasion der Alliierten wurde Rommel bei einem Fliegerangriff verwundet und in die Heimat transportiert. Nach dem 20. Juli 1944 fälschlich als Mitwisser denunziert und vor die Alternative Anklage oder Gift gestellt, wählte er den Selbstmord. Seine Leiche ließ Hitler am 18. Oktober 1944 in Ulm mit einem pompösen Staatsakt feiern. Dabei tönte Generalfeldmarschall von Rundstedt über Generalfeldmarschall Rommel: »Sein Herz gehörte dem Führer!«

Die von den Schuldvertuschern und Geschichtsfälschern – allen voran der Hitlergeneral Speidel und Rommels Sohn Manfred – in die Welt gesetzte Legende vom Widerstandskämpfer Rommel werden der Haupttugend des Generalfeldmarschalls und Trägers des Ritterkreuzes mit Eichenlaub, Schwertern und Brillanten nicht gerecht, nämlich seiner tiefen Zuneigung zum Führer, seiner Bewunderung für dessen Feldherrengenie. Hitler hatte schon 1934 an dem loyalen Soldaten Gefallen gefunden, der noch nach der Invasion der Alliierten seinem Führer bei Rehbraten und Sekt verfaßte fachliche Änderungswünsche zur Verheizung des letzten Aufgebots (»durchschnittlich pro Tag 2.500 bis 3.000 Mann«) für einen »Abwehrsieg« im Westen übermittelte.

Goebbels schätzte Rommel vor allem als »propaganda-bewußtes« Talent und machte regen Gebrauch davon: Des Generalfeldmarschalls afrikanische Khaki-Trachten-Truppe beim »ritterlichen« Wüstenkrieg und in der Etappe beim fröhlichen Spiegeleier-Braten auf Panzerplatten waren Glanzlichter der tönenden Wochenschauen.

Nach 1945 fand Goebbels kongeniale Nachfolger für seinen kitschigen Rummel um Rommel: von Hollywoodfilmen (»The Desert Fox«, 1951; »Desert Rats«, 1954; beide Male James Mason als guter Soldat im bösen Krieg) über PC-War-Games (»Triumph & Fall of the Desert Fox«, 1998; ab 18 Jahre) und dem Machwerk des Glotzenhistorikers Guido Knopp (»Rommel – das Idol«, 1998; der Feldmarschall als »tragische Gestalt« unter Gestalten, die »in einem Sandsturm alle gleich« sind) bis zu »Holt's Battlefield Tours« nach El Alamein mit bezahltem Bundeswehr-Trompeter (»Ich hatt' einen Kameraden...«).

Rommel taugt nicht zum Zeugen für die Legende von der sauberen Wehrmacht. Er war ein beflissener militärischer Handlanger Hitlers, ein Mittäter im großdeutschen Verbrecherstaat.

Karl-Heinz Hansen schrieb in KONKRET 6/99 über die Heusinger-Kaserne in Hammelburg

Konkret 07/99, S. 41

Jürgen Elsässer

In diesem Sinne - Freispruch für Milosevic

Berliner Autonome hatten wieder einmal einen guten Riecher: Als sie Ende April, nach einem Monat Krieg, endlich ihre eigene Demonstration zustandebrachten, bewiesen sie ihren Lernvorsprung vor der PDS vor allem mit der schnellen und unbürokratischen Säuberung des Umzuges von serbischen Nationalisten. Als solche hatten all jene zu gelten, die etwa ein Bild des jugoslawischen Präsidenten mit sich führten.

Daß die ostentative Trennung von Milosevic und seinem politischen Anhang ein kluger Akt der Karrieresicherung war, sollte sich vier Wochen später weisen, als der Serbe zur weltweiten Fahndung ausgeschrieben wurde. Die Anklage, ausgestellt vom UN-Kriegsverbrechertribunal in Den Haag, lautete unter anderem auf Deportation und Mord. Was Chefanklägerin Louise Arbour in Nürnberger Pose als Crimes against Humanity verkaufte – Nazism sells! – , fällt freilich schon auf den ersten Blick gegenüber dem historischen Vorbild deutlich zurück: Für 340 Morde soll Milosevic seit 1990 verantwortlich sein – das hatten die Eichmänner damals pro Stunde abgearbeitet.

Man sollte sich jedoch nicht auf die juristische und völkerrechtliche Verfahrenskritik beschränken. Es geht um Politik: Als George Bush Milosevic 1990 als den »Lincoln des Balkans« lobte, hatte er wohl eine Vorahnung davon, daß der andere, wie's dem einen geschehen war, von bewaffneten Separatisten in einen Kampf gezwungen werden würde, um den Erhalt des Bundesstaates zu verteidigen. Jedenfalls gehen die Toten der Sezessionskriege, ob in Vicksburg oder in Vukovar, nicht auf das Konto derjenigen, die den Status quo hatten bewahren wollen. Selbst wer diese Analogie für zu schmeichelhaft hält, wird Milosevic nichts Schlimmeres nennen können als den »Schröder des Balkans«: einen neoliberalen Sozialdemokraten mit nationalistischer Phraseologie. Im Unterschied zum niedersächsischen Parvenu hat der dienstälteste Präsident Europas allerdings keinen souveränen Staat überfallen – trotz zeitweise 700 Prozent Inflation, 60 Prozent Arbeitslosigkeit und bedeutenden Gebietsverlusten. Wetten, daß deutsche Sozis unter vergleichbaren Bedingungen bereits wieder kurz vor Paris stünden – oder in Dachau säßen?

Der französische Regisseur Claude Lanzmann hat kürzlich den Medienkrieg, der die Nato-Bombardements flankierte, als neue Dreyfus-Affäre bezeichnet, mit Serbien in der Rolle eines kollektiven Dreyfus. Zur Erinnerung: Nachdem die Rechte die Kampagne gegen Dreyfus losgetreten hatte, verweigerte die Linke lange Zeit die Solidarität – schließlich war Dreyfus ein bürgerlicher Offizier einer bürgerlichen Armee. Wollen die Reste der Linken gegenüber dem bürgerlichen Präsidenten eines bürgerlichen Staates dieses ruhmreiche Vorbild kopieren?

Konkret 07/99, S. 41

Michael Schilling

In diesem Sinne - Charaktermaske, stirnzerfurcht

Damit das parlamentarische Regime die Regierten nicht durch Langweile auf dumme, nämlich einen klugen Gedanken bringt, bedarf es in ziemlich regelmäßigen Abständen einer sogenannten Herausforderung durch eine erst fundamental, dann gemäßigt, später partiell grundsätzliche Opposition, die den Wähler glauben macht, es gehe auch – ganz, ein wenig oder zu Teilen – anders, und er, der Souverän, könne etwas dafür oder dagegen tun. Seit Erfindung des Parlamentarismus hat diese Aufführung mehr Wiederholungen erlebt als der Inspektor Tappert im Sommerprogramm des deutschen Fernsehens und doch seine Faszination nicht völlig verloren, wenngleich die Zahl der Souveräne, die vom Besuch des Stücks absehen und deshalb politikverdrossen genannt werden, stetig wächst und in Großbritannien bei den jüngsten Europawahlen 75 Prozent der Wahlberechtigten erreicht hat.

Daß dem Stück nicht der letzte Reiz verloren geht, dafür sorgt seit je das Charakterfach des Stirnzerfurchers. Der unterscheidet sich vom jugendlichen Helden, der das Jahrhundert in die Schranken oder hilfsweise den Cerruti in den Schrank fordert, und der komischen Alten, die das ganze Jahr Kirchentag feiert, durch alterslose Betroffenheit. Er macht sich Sorgen, leidet, verhütet Schlimmeres, vergibt seinen Feinden, kurzum: Er ist ein bißchen zu gut für diese Welt, ein Idealist, der immer wieder an der rauhen Wirklichkeit scheitert und immer wieder redlich sich bemüht.

Der Stirnzerfurcher ist der eigentliche Held des parlamentarischen Regimes, er sorgt mit Widerwort und Mienenspiel dafür, daß der jugendliche Held und die komische Alte nicht vor leeren Reihen auftreten. Auf offener Szene zerreißt er Hemd und Maul, weil Krieg ist, und zum Schlußapplaus erscheint er mit dem Helden, der den Krieg erklärt hat, vor dem Vorhang. Der drückt ihm dankbar die Hand. Weil Ströbele geweint hat, hat Fischer gut lachen.

Konkret 07/99, S. 41

Rolf Surmann

In diesem Sinne - Moralisches Projekt

Wir quadriert man einen Kreis: Die Sammelklagen von NS-Opfern in den USA sollen im Interesse der deutschen Wirtschaft vom Tisch, aber das darf nichts kosten – ? Verständlich, daß die Bundesregierung angesichts dieses Problems wissenschaftlichen Beistand gesucht hat. In Lutz Niethammer, Historiker an der Universität Jena, hat sie ihn gefunden. In einem Interview mit der »Welt« hat er kürzlich seine Problemsicht umrissen. Er meint, es werde die Frage, was jeder einzelne bekomme, vorschnell gestellt. Denn es sei ein Unterschied, ob ein einzelner Konzern wie VW die »überlebenden Zwangsarbeiter seines Hauses« entschädige oder ob dies 16 Unternehmen für die Geschädigten aller deutschen Unternehmen täten.

Die Argumentation entbehrt nicht einer gewissen Logik. Denn wer möchte bestreiten, daß für die einzelnen kaum etwas bleibt, wenn lediglich 16 Konzerne bereit sind, Zahlungen (nach eigenem Gutdünken) zu leisten. Doch für diese Schwierigkeit hat der Professor eine Lösung bereit. Sie heißt □ moralisches Projekt□ . Damit wird klargestellt, daß eine rechtliche Verpflichtung für Zahlungen nicht anerkannt wird. Auch in diesem Fall wird deshalb nach dem ehernen Grundsatz der Entschädigungspolitik gehandelt: Die Täter bestimmen darüber, wie mit den Opfern verfahren wird. Der Weg zur Aussonderung und Hierarchisierung ist damit frei.

Der erste Schritt ist folglich, daß von deutscher Seite der Kreis der □ Berechtigten□ definiert wird. Bei Niethammer klingt das so: □ Deshalb haben wir gesagt: Wir nehmen KZs und KZ-ähnliche Haft ...□ Daß diejenigen, die in der Landwirtschaft zur Zwangsarbeit gepreßt waren, jetzt nicht □ genommen□ werden, begründet er gleich mit. Es gäbe unter ihnen □ vor allem aus Stalins Sowjetunion□ solche, □ die ihre Zeit auf einem deutschen Bauernhof als die schönste Zeit ihres Lebens erinnern□ . Dann wird in einem zweiten Schritt der Schlüssel für die Höhe der Zahlungen festgelegt. Nach letzten Angaben von Sprechern der Konzerne soll sie sich an der Höhe des Rentenniveaus in den Staaten orientieren, in denen die Opfer jetzt leben. Das bedeutet: Für alle wird es gleichermaßen sowieso nur ein Almosen sein, aber für die in Rußland lebenden Opfer wird dies noch kleiner ausfallen als für die in den USA lebenden. Als □ Gebot der Mitmenschlichkeit, der nationalen Selbstachtung und der politischen Kultur des zusammenwachsenden Europas□ will Niethammer diese Konzeption verstanden wissen. Aber sicher doch. Denn von Schuld und historischer Verantwortung ist bei ihm nicht die Rede.

Konkret 07/99, S. 43

Rayk Wieland

Der sanfte Volksfreund

Ihr Medien entwirklicht oder, besser, verformt jedes Mitgefühl, indem ihr zuerst mitbombt und dann die Stories der Gebombten verkauft, so wie eure Staaten, deren Spießgesellen ihr seid, zuerst Zerstörer waren und dann Friedensrichter spielen.
Peter Handke

Wenn dereinst im Rückblick auf den nunmehr, so scheint's, vorläufig beendeten Krieg gegen die Bundesrepublik Jugoslawien von den paar vernehmlichen Stimmen die Rede sein wird, die in der bürgerlichen Öffentlichkeit unmißverständlich jede Legitimation der Nato-Killer und Humanitäts-Hyänen bestritten und zurückgewiesen haben; wenn unsere Enkel, wie jetzt immer wieder prophetisch-hypothetisch veranschlagt wird, eines fernen und kaum seligeren Tages fragen, ob da nicht vielleicht Einer die Demagogie und Barbarei dieses Menschenrechts-Interventionismus kenntlich gemacht hätte; wenn also, neben anderen, vor allen der Name von Peter Handke fällt und Partien seiner Notizen, offenen Briefe und Interviews herumgereicht werden, bestürzende Dokumente seines, unseres, wie nur wenige bornierten Zeitalters, wird man sich dann eventuell auch nach den Umständen erkundigen mögen, die aus nahezu allen seiner Kollegen, Berichterstattern, Kommentatoren, Handke nennt sie »Lohnjournalisten« und »Zeitungsratten«, radikalkonformistische Kriegserklärungslieferanten machten? Unwahrscheinlich ist es nicht, und für Klaus Theweleit, der genau dies schon durch die Inspektion etwa der Biographien von Gottfried Benn und Knut Hamsun rekonstruieren wollte, wäre hier ein weiteres, noch nicht abzusehendes Betätigungsfeld zu sichten, vorausgesetzt, Faktoten wie Peter Schneider oder Wolf Biermann verlohnten ein anderes denn polemisches Interesse, was getrost bezweifelt werden darf.

Oder Günter Grass, dessen SPD-Patriotismus allerdings nicht wirklich überrascht hat. Seit Jahrzehnten macht er den Duftwasserträger der Partei, für die seit ca. 1914 fast – so viel Blattdisziplin und Loyalität muß sein – kein Ernstzunehmender mehr einen Beitragsgroschen gegeben hat. Grass freilich schafft sein ganzes Vermögen dorthin. Als Kriegsbefürworter bekennt er sich immerhin zwar »mitschuldig an der Bombardierung von Zielen, die absolut nicht militärisch« seien, doch auch die Kriegsgegner »beladen sich mit Schuld«. Dergleichen Sonntagsredensarten sind seit den ersten Kriegstagen zu hören, doch Grass übererfüllt noch das staatsbürgerliche Soll und rührt seine Blechtrommel für das rotgrüne Kriegskabinett. Jämmerlich findet er, der offenbar ein deutsches Paralleluniversum mit einer kritikversessenen Parallelöffentlichkeit bewohnt, wie die deutschen Medien die Leistung der Bundesregierung während des »Kosovokonflikts« würdigen, »wie die Presse insgesamt mit so einem hervorragenden Außenminister wie Fischer und so einem hervorragenden Verteidigungsminister wie Scharping umgeht«. Auch der Bundeskanzler agiere »anerkennenswert«: »Ich ziehe da meinen Hut, ich habe jeden Respekt vor Fischer, Scharping und Schröder.«

Es war einmal ein Schriftsteller, ist man versucht mit Handke zu sagen, der mit dieser Wendung renommierte westeuropäische Zeitungen wie »El pais«, »Le Monde«, »Die Zeit« wg. Kriegspropaganda disqualifizierte. Doch war er, Grass, wirklich einmal einer? Taugte sein Werk jemals zu mehr als, sagen wir, ambitionierter Heimatdichtung? Müssen wir jetzt noch einmal Grassens dickleibiges Œuvre zu Rate ziehen, um auch hier literarisch verbrämte Macht- und Gewaltphantasien des Autors dingfest zu machen? Finden sich in der Schilderung des *Treffens in Telgte* womöglich Passagen, die nicht nur die Tagungen der Gruppe 47 nachbereiten, sondern auch den Ausgang des Treffens der G 8 in Petersberg bei Bonn vorwegnehmen? Mag sein. Mag im *Butt* und in der *Rättin* nachlesen, wem der noch jeden Verfassungspatriotismus unter sich lassende politische Klartext nicht genügt. Sachdienliche Hinweise, die zur Überführung des Schreibtischkriegers führen, nimmt das nächstgelegene PEN-Zentrum aber bestimmt nicht entgegen.

Zu befürchten ist allerdings, daß die dafür benötigten literaturkritischen Ressourcen momentan nicht zur Verfügung stehen. Seit Wochen sind die zuständigen Stellen damit beschäftigt, die Texte eines anderen Autors auszuweiden – Peter Handkes. Man muß, und dies ist wahrhaft zu degoutieren, weder dessen Werk noch die zahlreichen Kritiken kennen, um vorherzuwissen, was hier stattfindet: Hetze. In Zeiten der nationalen Mobilmachung ist Literaturkritik die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Die »Berliner Zeitung« läßt einen Alfred Goubran antreten und über das Gesamtwerk des Delinquenten richten. Handke sei kein Schriftsteller, sondern Zerstörer: »Und man kann von ihm lernen, wie man Welt durch Sprache zerstört. ... Ich habe nie verstanden, warum die Serben sich Handke so bereitwillig als Wirtskörper überlassen haben.« Alles klar. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann der Internationale Gerichtshof in Den Haag Anklage erhebt.

Nicht daß Handkes antimoderner Spätexistenzialismus, sein Hang zu Idylle und Tagtraum, zu religiösem Pathos, Bedeutungshuberei und blödem Landsmannkitsch sowie seine unverhohlene Serbophilie verborgen geblieben wären (s. in diesem Heft den Beitrag von Gerhard Scheit, S. 46) – aber im deutschen Feuilletonscharmützel geht es nicht um Werk oder

künstlerische Konfession. Hier wird auf den Literaten gezielt, um den Kriegsgegner zu treffen, und das ist nur ein weiterer jener kalkulierten und vollauf beabsichtigten Kollateralschäden dieses Krieges.

Als ausgewiesenes militärisches Ziel erwiesen sich Handkes in der »Süddeutschen Zeitung« auszugsweise veröffentlichten Notate seiner Reise durch das zerbombte Jugoslawien. Hier kommen Stil- und Genrekritik zum Einsatz, moniert wird, daß der Reiseschriftsteller es an Realismus fehlen lasse und, statt die Ansprüche seiner Kritiker zu bedienen, den eigenen folgt. »Handke ist, dies dürfte interessanter als alle politischen Mitteilungen sein, die man seinem Serbienbericht (!) entnehmen kann, auf seiner Zeitreise pünktlich zum Jahrhundertende bei der völkischen Literatur der Zeit um 1914 angekommen«, schreibt im Regiment der vielen einer, Gustav Seibt, in der »Berliner Zeitung«. »Der Schmelz von Hans Grimm (*Volk ohne Raum*), das Pathos des Literaturhistorikers Josef Nadler, der Geist und Geschichte landschaftlich verräumte, das Lob der Armut in den Heimatromanen von Rosegger und Waggerl, all das ist wieder da.« So kann man es sehen, doch sollte man dann nicht das Wiederauftauchen des Völkerbundes miterwähnen? Sowie den Umstand, daß Handke, anders als Seibt und seine Weltkriegs-I-Patrioten, den deutschen Invasoren die Stimme eben nicht leiht?

Bemerkenswert und auch bezeichnend ist, daß Handkes deutliche Absicht, nämlich die Propaganda der westeuropäischen Frontzeitungen gegen Jugoslawien und ihre technizistische resp. Diplomatensprache zu konterkarieren, durchweg verschwiegen wird. Am 19.4.99, dem 27. Kriegstag, notiert Handke die Reaktionen der Bombenpresse auf die Freiluftkonzerte in Belgrad: »Dazu in ›Le Monde‹ ein fernsehender Kritiker: auch die afrikanischen Stämme, bevor sie ihre Jungen in mörderische Kriege schicken, putschen sie auf mit Tänzen und Musik ähnlich dem ›Rock‹ in Belgrad. ›Le monde‹: es war einmal eine Zeitung. Weiter eine andere Schlammfeder dazu in ›Die Zeit‹: laut Völkerpsychologen X.Y. gebe es ein neuartiges Phänomen einer pathologischen kollektiven Todesbereitschaft und des Massenselbstmords – interessant, siehe das Volk von Belgrad. ›Die Zeit‹: es war einmal eine Zeitung.«

Es war einmal? Märchen, die so beginnen, gehen meist gut aus. Handke ist inzwischen zwar aus der katholischen Kirche ausgetreten, jedoch nicht, weil die zu viel Frömmigkeit gezeigt hätte, sondern zu wenig. Er ist, wer wollte das bestreiten, gewiß kein großer Autor. Im Moment ist er der größte.

Konkret 07/99, S. 44

Kunst & Gewerbe

Auto kaputt

»Papa, ich habe solche Angst vorm Krieg. Wie Eltern jetzt mit ihren Kindern reden sollten« ist eine psychologisch einfühlsam formulierte Familienberatung in der »Funkuhr« (21/99) überschrieben: »Sprechen Sie erst darüber, wenn Sie die Kinder fragen. Wählen Sie Beispiele und Vergleiche aus der Vorstellungswelt der Kinder. Zum Beispiel: ›Manchmal ist man so wütend, daß man etwas kaputt macht oder den anderen haut. Weißt du noch, als Max dir das Auto nicht geben wollte?‹ Oder: ›Menschen streiten oft so lange, bis sie sich Böses tun. Deshalb ist es wichtig, daß wir lernen, Meinungsverschiedenheiten anders zu lösen.‹ Lassen Sie Ihre Kinder zu einer eigenen Meinung kommen. Weichen Sie Fragen niemals aus. ›Kommt der Krieg auch zu uns?‹ Diese häufige kindliche Befürchtung sollten Eltern klar mit Nein beantworten. ›Müssen noch mehr Menschen sterben?‹ Hier können Eltern ehrlich sein. ... Anstatt vor den Kindern immer wieder den Ärger über den Krieg zu äußern, lieber Hoffnungen auf Frieden aussprechen. Verurteilen Sie die Reaktionen Ihrer Kinder nicht. Kampfspiele mit den Nachbarskindern im Garten: Nach einem Gespräch über Krieg kann das schon passieren. ... Geben Sie der Seele Ihres Kindes einen Augenblick des Friedens. Der Psychologe: ›Ein besinnlicher Moment – mit den Kindern eine Kerze anzünden, gemeinsam für die Opfer des Krieges beten. Das hilft.‹«

Tickt die »Funkuhr« noch richtig? Auf die Sekunde. Denn so müssen wohl die Eltern ihren kleinen Scharpings den Krieg damals auch erklärt haben. Und kaum anders wollen die ihn uns heute weismachen.

Rayk Wieland

Schamlose Christin

Der Presse-Abteilung des Verlagshauses Hoffmann & Campe verdanken wir die Information, daß Uta Ranke-Heinemann sich »glücklich« schätze, »ein in einem silbernem Medaillon eingefaßtes Partikelchen des Kreuzes Christi zu besitzen«. Früher war sie nur abergläubisch; jetzt ist sie lebensmüde. Jedenfalls tut sie so. In einem der »Zeitung gegen den Krieg« gewährten Interview hat sie verkündet: »Ich möchte manchmal aus der Menschheit austreten – derartig schäme ich mich. Daß das Wort ›humanitär‹, was ja wohl ›menschlich‹ heißen soll, derartig mißbraucht wird, daß man denkt, man müsse auch aus der Sprache austreten. Alles wird verdreht, barbarisiert. Ich schäme mich für die, die solche Sätze bilden und solche Bomben werfen.«

Verhaltensforscher stehen vor einem Rätsel. In allen bekannten Kulturen meiden Menschen, die sich schämen, schicklicherweise die Öffentlichkeit. Uta Ranke-Heinemann aber entblößte ihre Scham vor aller Augen und bewarb sich um das höchste Amt im Staate. Während sie noch behauptete, vor lauter Scham aus der Menschheit austreten zu wollen, streckte die stolze Selbstmord-Kandidatin schon die Hand nach dem Generalschlüssel für die Villa Hammerschmidt aus. Geschehen konnte das allein in jener immer noch blühenden Kultur, die der Psychologe Horst-Eberhard Richter vor einigen Jahren so trefflich als »Schamkultur« bezeichnet hatte.

Gerhard Henschel

Schnell verhaften

Eine Internet-Versandbuchfirma läßt z. Zt. großaufgemacht mehrere mehr weniger als mehr »prominente Nutzer von buecher.de« für sich werben. In einem »Steckbrief«, der eigentlich ein Fragebogen ist, verkleiden Ottos wie Graf Lambsdorff, die garantiert noch nie ein Buch gekauft haben, sondern diese staubenden Schwarten nur geschenkt ins Haus lassen, jedenfalls im Leben nicht auf die Idee gekommen wären, übers WWW Literatur zu ordern, sich als buecherwuermer.de und »geben Auskunft über ihre persönlichen Vorlieben«.

So auch einer der unsympathischsten und unsaubersten Abwehrspieler der Nachkriegszeit, Thomas »Ellbogencheck« Berthold vom MVfB Stuttgart. Nicht ganz gewiß scheint zu Beginn, ob er, gewohnt, »die in ihn gesetzten Erwartungen« (»Sportschau«, 1988-99) zu enttäuschen, seine Fans nicht wieder einmal einfach nur verscheißern will. So antwortet der notorische Eigenbrötler auf die erste Frage (»Mein Lieblings-Satz«): »Einer für alle, alle für einen.« Auch sein »Lieblings-Autor«, irgendeine »Donna W. Cross«, klingt verdächtig nach einem Fall von der Dopingliste. Und Bertholds Auskunft über den »Lieblings-Roman« – *Kampf um Rom* – mutet wie eine besonders dröge Anspielung auf die WM 1990 an.

Die Nennung betr. »Lieblings-Fachbuch« jedoch verleiht seiner Sympathie für den populärsten teutonischen Schinken des 19. Jahrhunderts unerwartet Glaubwürdigkeit. *Geheimgesellschaften und ihre Macht im 20. Jahrhundert*, die

durchfallbraun getönte Verschwörungsphantasie Jan van Helsings, recte: Jan Udo Holeys, die sich hunderttausendmal verkaufte, ehe sie von der Staatsanwaltschaft wegen allzu offenbarem Antisemitismus kassiert wurde, hat es Berthold angetan. Paßt ins Bild, das er auf dem Rasen machte.

Und es ist fast zauberschön, so unverblümt mitgeteilt zu bekommen, wie die Medienkonzerne die rechtlosen Räume des Internets zu besetzen gedenken: Kriegen sie ihren inkriminierten Dreck nicht mehr im Laden verdealt, bleibt ihnen doch und allemal der Cyberspace. Aber – ist es nicht strafbar, für ein indiziertes Buch ganzseitig Werbung zu machen? Herr und Frau Staatsanwalt? Und, wenn Sie Zeit haben: Könnten Sie nicht einmal überprüfen, von wem Berthold den Helsing geschenkt bekommen hat? Man kann es sich ja denken. Aber im Vorfeld rumzumeiern, schickt sich nicht.

Kay Sokolowsky

Gegen-Jubiläum

Fünfzig Jahre BRD und fünfzig Jahre Grundgesetz – sie wurden angemessen gefeiert: mit den Trinksprüchen eines abtretenden Bundespräsidenten, zu dem allen höflichen Beobachtern das Naheliegende, das sie aber verschweigen, einfällt; und mit dem Feuerwerk der ebenfalls fünfzigjährigen Nato in Jugoslawien.

Der Gegenpomp des Anderen Deutschland blieb aus: Die Ressourcen der Deutschen Demokratischen Republik wären für mancherlei Hardcover, Paperbacks und Paraden gut gewesen, geben jetzt aber nichts mehr her. Wer nach einem Gegenprogramm sucht, ist also allein auf fünfzig Jahre Kritik verwiesen.

Am 18. Juli wird Helmut Ridder achtzig. Wer ihn ärgern will (oder nicht genug über ihn weiß), nennt ihn einen Staatsrechtler. Er ist emeritierter Professor für Öffentliches Recht – für ihn ist das etwas anderes als das Recht des Staates – und Politische Wissenschaft an der Universität Gießen sowie seit Jahrzehnten Ideengeber, Kritiker und aktiver Kombattant aller radikaldemokratischen und vernunftgeleiteten Außerparlamentarischen Bewegungen in der Bundesrepublik: vom Kampf gegen die Notstandsgesetzgesetze über den Krefelder Appell bis – heute – zum Hohn über die Wiedergängerei des Reiches von 1871. (Letzterer ist noch eine einsame Sache.)

Für einen Platz im Bundesverfassungsgericht ist er viel zu gescheit. Es hätte ihn auch keine der dafür in Frage kommenden Parteien aufs Ticket genommen. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten hat er die juristischen und politischen Lebenslügen des westdeutschen und gesamtdeutschen Staates, welche immer wieder in Karlsruhe abgesegnet wurden, aufgedeckt. Dies wird ihm nicht verziehen werden. Daß er gut schreibt, verschlimmert das Delikt noch.

Zum Quadrupel-Jubiläum – Fünfzig Jahre BRD, Grundgesetz, Nato, achtzig Jahre Helmut Ridder – legt der Verlag Pahl Rugenstein Nachf. die Bibliographie des hier zu Ehrenden vor: eine CD-ROM (Helmut Ridder für Einsteiger und Fortgeschrittene, 34,90 Mark). Als Dreingabe enthält sie das Transkript einer Rede vom März 1990, in welcher der Referent – »Meine sehr verehrten lieben grünen, bunten Damen und Herren« – auf 39 Seiten alles Nötige zur damals bevorstehenden Wiedervereinigung sowie zur deutschen Geschichte seit 1806 ausführte.

Wer das Verzeichnis mit seinen insgesamt 491 Titeln (sieben davon in KONKRET) kauft, hat die größte Arbeit noch vor sich: Jetzt muß man sich die Schriften, deren Fundstellen da angegeben sind, aus den verschiedensten Büchern und Blättern – teils vornehme Fachorgane, teils Zirkulare aus der politischen Diaspora – noch zusammensuchen. Einfacher ist die Rekonstruktion von fünfzig Jahren Aufklärung nicht zu haben.

Georg Fülberth

Robuste Zeiten

Wenn dereinst ein Linguist die Geschichte der deutschen Sprache im vierten deutschen Reich schreiben sollte, wird er um ein kleines Wörtchen nicht herumkommen: Es heißt »robust«. Bezeichnete das Adjektiv in längst vergangenen zivilen Zeiten ausschließlich die Eigenschaft von Autos wie auch von winterharten Sträuchern oder galt die Gesundheit so manches abgehärteten Kerls als schwer robust, so haben nunmehr die rotgrünen Kriegsherrn das kleine harte Wort für sich entdeckt. »Für die wirksame Implementierung einer Verhandlungslösung«, heißt es in einer Erklärung des Auswärtigen Amtes, »war und ist eine robuste militärische Absicherung unabdingbar.« Der Außenminister Fischer knarzt vorm deutschen Bundestag: »Wir brauchen eine robuste internationale Friedenstruppe mit einem klaren Auftrag.« Und Kanzler Schröder tönt an selber Stelle: »Der Einzug einer robusten internationalen Friedenstruppe mit 50.000 Soldaten wird schwierig sein.«

Natürlich quatschen diese Leute, die nicht nur am Drücker sind, sondern auch noch Parvenüs, das kleine Wort bloß nach: »Robust« gibt's auch im Englischen und war wohl schon in einigen Nato-Papieren zu lesen. Doch verströmt die kraftmeiernde Vokabel auch ein Parfum von Eichenlaub und Schwertern, das zwar den Herren Schröder, Fischer usw. gar nicht unwillkommen ist, aber – wetten wir – kaum bewußt. »Robustus« nannten die Römer etwas, was aus dem Stamm der Eiche gemacht war, und »robur« hieß für sie das Eichenholz. Zugleich aber, so weiß das Lexikon, war das Robur auch ein

»unterirdischer Kerker für schwere Verbrecher im carcer Mamertinus zu Rom am Abhange des Kapitols, mit Eichenplanken ausgeschlagen«. Wie schön wär's doch, würd' der noch mal geöffnet, und irgend jemand expedierte die roten und grünen Krieger für ein paar Jährchen ganz robust dorthin.

Christian Y. Schmidt

Feindliche Übernahme

Nachdem sich dt. Großbrauereien bereits das Internet, das Fernsehen, den Sport und den Verbraucher untertan gemacht haben, krallen sie jetzt die letzte Bastion des Geistes, die Kultur, und zerren deren würdevolle Institutionen in den Schlamm ihrer niederen Gesinnung hinab.

500.000 Mark Pachtzins pro Jahr kostet »eine Brauerei«, wie die »FAZ« im Juni berichtete, die feindliche Übernahme des Schauspielhauses Mönchengladbach. Man wird sechs Millionen investieren, um das leerstehende Kunstkolleg zum Tempel »für Boulevardtheater und Musicals« auszubauen. Die Stadt schloß einen Vertrag über fünfzehn Jahre. Fünfzig Prozent der Nettoeinnahmen fließen in die Kassen der Administration.

Alle Beteiligten scheinen's zufrieden. Wer anders als die Altbierschädel des Hauses Hannen könnten nun daran gehen, die bislang verwaiste Schmiere spätestens »zur ›Milleniums-Party‹ mit Erlebnisgastronomie, Einkaufsspaß und Kultur« zu garnieren. »Altbier statt *Urfaust*«, sorgt sich die »FAZ«, »Mönchengladbach als Tabellenführer eines bundesweiten Trends«. So übel muß es nicht kommen. Unter Beteiligung des Gemeinschaftstheaters kann eine synergetische Synthese von Rausch und Bühnenweihrauch sprießen, ein Pakt für die Neuinterpretation des lädierten Kunstgedankens entstehen, ein neopostmodernes Fluxus-Bündnis für die Zukunft, um dem Fatum der monetären Mittel- und temporären Bierknappheit zu entrinnen, denn keine Leber darf trocken bleiben bei »Madame Butterfly«.

Entspannen mit Hannen? Zufrieden lehnen sich Mönchengladbachs Finanz- und Wirtschaftsdenker zurück, lassen ein Rotes einlaufen und blicken über imposante Wänste voller Freude auf das lebenslang gültige Deputat, die in jeder Ecke ihrer Amtsräume gestapelten Kasten. Zu Mönchengladbach ist alles möglich, was unmöglich ist. Immer öfter.

Jürgen Roth

Konkret 07/99, S. 46

Gerhard Scheit

Ein Volksstück

Über Handkes Fahrt nach Serbien und Peymanns Fahrt nach Berlin

Das Stück spielt »ein Jahrzehnt nach dem vorläufig letzten Krieg in Jugoslawien«: Ein amerikanischer und ein spanischer Regisseur wollen gemeinsam einen Film über diesen Krieg drehen. Zu diesem Zweck lassen sie sich in einer Art weltanschaulichem Casting oder theatralischem Hearing die Parteien und Zeugen des Konflikts vorführen: auf der einen Seite die Einheimischen (»Waldläufer«, »Chronist«, »Fellfrau« etc.) – auf der anderen die »Internationalen« oder »Mountainbiker«, Karikaturen des amerikanischen und europäischen Journalismus. In seiner allegorisierenden Darstellung bezieht sich das Stück, das ursprünglich vom Bosnien-Konflikt handeln sollte, gleichzeitig auf sämtliche Auseinandersetzungen der neunziger Jahre im ehemaligen Jugoslawien, und so braucht es auch für den jüngsten Nato-Krieg im Kosovo kaum aktualisiert zu werden. Als Ergebnis der eigenartigen Vorführung beschließen die beiden Regisseure zuletzt, die Produktion abzubrechen: »Die Gesellschaft zerfällt mehr und mehr in Horden. Und diese gebärden sich um so hordenhafter, je stärker die Lüge von der Gesellschaft und Gemeinschaft weitergeistert ... Es ist die Zeit nach den letzten Tagen der Menschheit ...«

Die unpathetische Bestandsaufnahme gehört zu den hellsichtigsten Stellen des Stücks, nicht zufällig nimmt sie rückblickend auf Karl Kraus' Weltkriegsdrama Bezug. Am besten ist Handkes Stück in solchen Momenten ruhiger Reflexion. So läßt er am Beginn den »Chronisten« über das Auseinanderfallen der »Zeitrechnung« im Vorkrieg berichten. Damit meint er »nicht bloß die verschiedenen Feste der verschiedenen Religionen – nein, die profane Zeit war es, die in unserem Dorf allmählich furchtbar auseinanderfiel ...« Näher ist Handke kaum je den innerjugoslawischen Ursachen des Kriegs gekommen. Als Ungleichzeitigkeit erfaßt er das Auseinanderfallen der Produktivität im alltäglichen Verhältnis der Bevölkerungsgruppen zueinander, die ungleiche Distanz zur Weltmarktzeit in den einzelnen Regionen des alten Jugoslawiens wird dadurch sinnfällig – und so hat die Ungleichzeitigkeit das Land tatsächlich reif für Beutekriege gemacht und seine Aufteilung interessant für Deutschland und Rest-Europa werden lassen.

Auch das Unbewußte der »Internationalen«, die sich selbst über den Charakter dieses Kriegs hinwegtäuschen wollen oder müssen, wird dabei zum Sprechen gebracht: »... ich habe auch das ganze Volk hier und alle hiesigen Völker von Anfang an gehaßt, so wie bis zum Ausbruch des Krieges höchstens mich selber – nein, anders als mich selber, fragloser, freiheraus, meinen alten Selbsthaß endlich los!« Angedeutet ist damit ein innerer Zusammenhang: »An unserer Zerfallenheit könnt ihr die eure sehen«, entgegnet der »Waldläufer« den »Internationalen«. Und an einer Stelle wird sogar der Zusammenhang mit der Vergangenheit deutlich: Die gefälschte Darstellung eines serbischen »KZs« wird als »späte Rache derer, die für das Urbild verantwortlich sind«, kenntlich gemacht.

Im Einbaum zum Sein

Aber Handkes Stück hat einen doppelten Boden – darauf verweist schon der doppelte Titel: *Fahrt im Einbaum oder Das Stück zum Film vom Krieg*. Was auf den ersten Blick als Dialektik des inneren Zusammenhangs erscheint, entpuppt sich als deutscher Tief- und Stumpfsinn, die Fährte des Waldläufers ist ein Heideggerscher Holzweg (»im Wald ist Zukunft«): Das Ende der Gesellschaft wird als Ursprung der Gemeinschaft beschworen, die Regression als Heil verkündet. Wenn die beiden Regisseure auf der Ebene des Films erkennen, daß die Gesellschaft mehr und mehr in Horden zerfällt und diese sich um so hordenhafter gebärden, je stärker die Lüge von der Gemeinschaft weitergeistert, so versucht Handke auf der Ebene des Einbaums selber nichts anderes, als diese Lüge bloß überzeugender zu erzählen. Die Zeit nach den letzten Tagen der Menschheit wird als Zeit des Heils geoffenbart; die Kriegsflüchtlinge und Vertriebenen als »Vorhut der ... hoffnungslosen, aber um so heller weitertuenden ursprünglichen Menschheit«.

Vor Jahren sprach Michael Scharang schon von Handkes »Wortgebimmel« und »Ankündigungsprosa« (KONKRET 10/87). Nun wird deutlicher, was eigentlich eingeläutet und angekündigt wird. In den Traumbildern der »Fellfrau«, der die alte romantische Frauenrolle der Erlöserin zufällt, werden Vorstellungen von echter Heimat und wahrem Sein projiziert. Und wenn einer die gemeinschaftliche Fahrt im Einbaum stört und kritisch »im Tonfall der Internationalen« zu fragen wagt: »Ist im Halbschlaf nicht jeder allein?« – dann erhält er die zornige Antwort: »Nein, du Ignorant: an dieser Grenze existiert noch ein Wir wie sonst nirgends mehr.«

Die ontologisierende Abstraktion hat ihren eigenen Konkretionswahn. Sie spricht nicht von Individuen, sondern von Völkern, und als Kern des beschworenen »Wir« wird ein bestimmtes Volk, das serbische, herausgeschält: »Wenn heute noch Volk, dann ein tragisches. Und das hier ist ein tragisches Volk. Und mein Platz ist beim tragischen Volk.« So der »Grieche«, der mit den Journalisten gebrochen und damit die Seite gewechselt hat. Aus der Perspektive dieses tragischen Volks gewinnt nun auch die Darstellung der »Internationalen« eine andere Qualität. Handke hat sich nie um einen Begriff

von der abstrakten Herrschaft des Kapitals bemüht und um kritische Theorie immer einen großen Bogen gemacht. Wenn er jetzt nicht mehr aus und ein weiß vor berechtigter Wut über die Medien, gerät er sofort in Versuchung, eine Weltverschwörung zu phantasieren, die in ihrer Struktur der antisemitischen Projektion verwandt ist: »Ihr habt leicht reden«, sagt der »Grieche« zu den »Internationalen«, »habt nie ein Land im Sinn gehabt ... Ihr aber seid Kadaverschweine ... Quallen, Medusen: inexistente, formlose Unheilanrichter ... Und während die kleinen Völker hier sich um Erdbrocken stritten, bemächtigtet ihr euch der Welt.«

Wen wundern da noch die Sympathien Martin Walsers für Peter Handkes Friedens-Engagement? Und die Handke-Kritiker in »FAZ« und »Zeit«, die in ihrer »internationalen« Gesinnung immer nur Deutschland und Europa im Sinn haben und sich darüber freuen, daß von diesem großen völkisch vereinten Erdbrocken wieder ein Krieg ausgeht, sie haben leicht reden, solange Kriegsgegner wie Handke ihnen mit solchen völkischen Phantasien das beste Alibi verschaffen, das in Deutschland derzeit zu haben ist. Aber die Entzweiung in Freunde und Gegner des Kriegs ist hier ohnehin immer nur eine vorübergehende: Deutschland bringt den Krieg, und es verheißt auch den Frieden. So sind Antiamerikaner und Nato-Freunde – Augstein und Schröder, Walser und Grass – auf der Basis einer rein europäischen Kriegs- und Kulturunion sofort vereint – zum Wohle einer Nation, die aus Krieg ebenso wie aus Frieden gestärkt hervorzugehen vermag und einen weiteren wichtigen Schritt zur Weltmacht getan hat. Die Amerikaner – und speziell das mit ihnen phantasierte »Finanzjudentum« – werden bald von allen als die eigentlichen Internationalen, die nie ein Land im Sinn gehabt, als die inexistenten, formlosen Unheilanrichter identifiziert werden.

Der integrative Regisseur

Die Inszenierung des Stücks durch Claus Peymann – letzte Premiere seiner Ära am Wiener Burgtheater – wirft auch ein Schlaglicht auf die Theatergeschichte der 68er-Bewegung. Solange Peymann hauptsächlich mit Österreich beschäftigt war, sein Theater gegen Waldheim und andere Wiener Publikumslieblinge mobilisierte, solange also Thomas Bernhard der Hausautor jenes Nationaltheaters war, das Peymann offenkundig immer mit sich führt (»Das wanderte mit uns erst nach Bochum, dann nach Wien«), solange schien (anders als bei Peter Stein und der Berliner Schaubühne) das ursprüngliche politische Engagement im österreichischen Sumpf gleichsam konserviert. Bernhard aber ist seit zehn Jahren tot, und Österreich entsorgt neuerdings seine Vergangenheit im Kosovo.

Unter diesen veränderten Bedingungen geschieht es, daß die Mumie des politischen Theaters kurz vor dem Abtransport nach Berlin plötzlich zerfällt. Peymann bringt Handkes Projektionen bruchlos und unverfremdet mit der ihm eigenen Verspieltheit auf die Bühne. Sie sind ihm nicht mehr als poetische Bilder für etwas, das zu begreifen er mittlerweile ebenfalls jede Anstrengung scheut. Im Interview mit der Zeitschrift »Novo« (40/99) spricht er von einem »wirklich poetisch-politischen Gegenkosmos«, den Handke »herbeizuträumen« versuche: »Er schreibt aus einem halbwachen, seherischen Zustand der Inspiration heraus. Jenseits aller Denkklischees (sic!) stellt er unserer heutigen Apokalypse eine friedliche, suchende Welt gegenüber.«

Während Handke in seinen frühen Stücken immerhin noch wacher war und die Schein-Konkretheit der Literatur und des Theaters in Frage gestellt hat, bietet er heute genau jene Fetischisierung, die das Theater braucht, um sich über das Real-Abstrakte der Gesellschaft hinwegzusetzen – da es doch an sich ungenießbar und eigentlich nicht darstellbar ist. In früheren Klassiker-Inszenierungen war es Peymann allerdings immer wieder gelungen, dieses abstrakt werdende gesellschaftliche Verhältnis, das nicht mehr in persönlichen Beziehungen aufgeht, gerade als das Unheimliche, Gespenstische in den Beziehungen zu betonen; und in den Texten von Jelinek und Turrini suchte er zugleich nach inszenierbaren Metaphern, um das im Dialog nicht mehr faßbare Verhältnis zwischen den Menschen doch noch unmittelbar und auf schockierende oder auch komische Weise zum Ausdruck zu bringen; bei Handke aber fand Peymann die ontologischen Bilder, die ins abstrakt Gewordene ein ewig Konkretes projizieren: erhabene Utopie statt nüchterner Negation.

Das in Sachen Krieg gespaltene Publikum klatschte einmütig. Die Solidarität mit Handke, die Peymann im Interview bekundet, ist ohnehin eine mehr gefühlsmäßige – und auf Publicity bedachte. Er schätzt an dem Dichter vor allem »manischen Nonkonformismus«, sonst aber findet sich im üblichen Theatergewäsch vom »halbwachen, seherischen Zustand« und »poetisch-politischen Gegenkosmos« kaum ein kritisches Wort über die Kriegspolitik der rotgrünen Koalition. In der Inszenierung macht er nicht nur die drei »Internationalen« zu harmlosen Clowns, sondern legt auch den »Griechen«, der Handke zweifellos am nächsten steht, als teilweise lächerliche Figur an. Ist Peymann womöglich schon auf dem besten Wege, der Joschka Fischer der Theatergeschichte zu werden? Er hat sich jedenfalls schon früh auf eine Situation eingestellt, die Friedensbewegte und Nato-Freunde wieder national integriert, indem sie Deutschland den Nimbus des Friedensbringers verschafft. »Ich hatte immer eine deutliche linke Positionierung«, sagt er nicht ohne Stolz und verweist darauf, daß er aus Stuttgart rausgeschmissen wurde, weil er im Theater für die RAF-Häftlinge Geld für Zahnersatz sammeln ließ. »Vielleicht wirkt gerade meine Person integrativ für ›Linke‹, und ›Konservative‹.« In diesem integrativen

Sinn entwirft der einstmals polarisierende Burgtheater-Direktor den künftigen Spielplan fürs Berliner Ensemble: Dem alten Brecht fühlt er sich so nahe wie dem neuen Botho Strauß.

In die moralische Anstalt der Berliner Republik möchte Peymann vor allem Handke und Jelinek mitnehmen. Während die eine die Serben als »krankes Volk« bezeichnet und ihnen eine »Erziehungsdiktatur« verschreiben will, sieht der andere in ihnen ein »tragisches Volk«, von dem er sich eine heilsgeschichtliche Wendung erwartet (so oder so – »Volk« muß es sein). Die falsche Alternative von Political Correctness und deutscher Romantik, von abstrakter Rationalität des Kapitals und ontologisierender Irrationalität seiner Reaktionsbildung scheint das einzige zu sein, was übrigblieb von der politischen Spannung der österreichischen Literatur und des Theaters der 68er-Bewegung. Auf Berlin warten also aufregende Theaterzeiten.

Konkret 07/99, S. 48

Otto Köhler

Mars' Theater

In einem U-Boot-Bunker bei Bremen hat Johann Kresnik Szenen aus »Die letzten Tage der Menschheit« von Karl Kraus choreographiert

Wir fahren in den Krieg. Zurück in die Zukunft, vorwärts in die Vergangenheit. Heute. Vom Anlegeplatz nah dem Theater am Goetheplatz mit dem Ausflugsdampfer »Hanseat« die Weser hinunter. Es gibt Würstchen, Bier, Frikadellen. Und einen 1988 von Thomas Mitscherlich gedrehten Film über den Ort, der uns erwartet, errichtet von rund 14.000 Sklavenarbeitern.

Einer berichtet, was ihm geschah: Sie hatten Hunger, heimlich töteten sie eines SS-Wächters Hund, zerlegten ihn in Windeseile, fraßen ihn roh. Das Verschwinden des Hundes wurde entdeckt. Was geschehen war, daran hatte die SS keinen Zweifel. Aber wer? Appell für die Häftlinge. Er, der uns berichtet, hatte noch Blutspuren am Mund. 30 Peitschenschläge, die keiner mit Bewußtsein übersteht. Als er aus der Ohnmacht erwacht, ist er an die Hundehütte angekettet. Man stellt ihm einen Teller Suppe hin. Friß. Kein Löffel. Er darf den Teller auch nicht in die Hand nehmen. Er muß ihn leer schlabbern, mit der Zunge, wie ein Hund. Er ist der Hundeersatz. Noch einen Teller und noch einen und noch einen. Bis er kotzt. Das Erbrochene muß er sorgfältig auflecken. Wenn SS-Leute vorbeigehen, hat er Männchen zu machen, kommen Häftlinge, muß er bellen.

Eine Szene wie aus den *Letzten Tagen der Menschheit*. Doch stattgefunden hat sie acht Jahre nach dem Tod von Karl Kraus. In der Realität. Hier, in Bremen-Farge. Wir sind angekommen.

»Die Aufführung des Dramas, dessen Umfang nach irdischem Maßstab etwa zehn Abende umfassen würde, ist einem Marstheater zugedacht. Theatergänger dieser Welt vermöchten ihm nicht standzuhalten«, schrieb Kraus 1926 im Vorwort zu den *Letzten Tagen*. Das Marstheater steht vor uns, ein Bunker-Koloß an der Weser. Seine Ausmaße in der geläufigen deutschen Maßeinheit: sechs Fußballfelder in der Fläche. Oder einen halben Kilometer lang, siebzig bis hundert Meter breit und fünfundzwanzig Meter hoch mit viereinhalb Meter dicken Wänden und sieben Meter dicken Decken – ein Ungeheuer aus Beton, das mindestens viertausend Zwangsarbeiter verschlungen hat. Hier hat – man muß ihn dafür loben – Rudolf Scharping seiner humanitären Katastrophe das Denkmal gesetzt. Scharping, der zu den »Operettenfiguren« gehört, die die »Tragödie der Menschheit« (Kraus) spielen. Scharping, der in seiner unerschöpflichen Naivität tatsächlich glaubt, was ihm jeweils gesagt wird – bis hin zu den gebratenen Föten, die der Feind wieder in den Mutterleib setzt. Scharping, der keinen Krieg führt – er kämpft für Menschenrechte, für die Humanität, indem er die feindlichen Kollateralmenschen zu Tode bomben läßt. Dieser Scharping machte es möglich, auch den dritten deutschen Angriffskrieg in diesem Jahrhundert angemessen und unverfälscht darzustellen.

Als Volker Rühe noch auf Scharpings Sessel saß, hatte der Bremer Intendant Klaus Pierwoß sich im Verteidigungsministerium darum bemüht, in dieser mächtigen Betongrabhalle die *Letzten Tage der Menschheit* aufführen zu dürfen. Rühe sagte nein, Pierwoß war gerade als Erstunterzeichner einer Erklärung gegen das feierliche Gelöbnis von Frischuniformierten aufgefallen. Doch Scharping sagte ja – er ist doch kein Banause.

Aber wieso waren die beiden Herren überhaupt entscheidungsbefugt? Nun, der Bunker ist – jedenfalls nach herkömmlichen deutschen Begriffen – Eigentum der Bundeswehr. Sie ist auch in diesem Fall Rechtsnachfolgerin der Mörder von gestern. Jeden zweiten Tag sollte, so war es von diesen geplant, ein U-Boot für den Kriegseinsatz fertiggestellt werden. Es kam bis Mai 1945 nicht mehr dazu. Hitler ist tot, sein Nachfolger Dönitz, der Chef der Kriegsmarine, landete im Kriegsverbrechergefängnis – aber die Bundesmarine macht sich heute am Ort des Verbrechens breit.

Dazu konnte es kommen, weil in diesem Land das der Vernichtung durch Arbeit gewidmete Bauwerk selbstverständliches Eigentum der Rechtsnachfolgerin der Vernichter ist, der Bundeswehr also. Und nicht etwa Eigentum derer, die es gebaut haben, oder der Erben der Ungezählten, die entkräftet in den noch frischen Beton fielen und noch heute dort eingemauert sind – ihr Grab gehört den Rechtsnachfolgern ihrer Mörder.

Wir sind drinnen. Wir befinden uns dort, wo Richard Wagner auf freilich andere Art hinwollte: in einem Gesamtkunstwerk, in dem die Künste gleichrangig zur Geltung kommen. Dichtung – hier Dokumente, die Karl Kraus zur Dichtung machte. Musik – hier die Geräusche des Krieges von Serge Weber. Tanz – hier die Choreographie Johann Kresniks, die Grauen in bewegte Bilder setzt. Und Bildende Kunst – hier der Bunker, ein apokalyptischer Ort. Der Boden aufgerissen wie von Bomben, nur dort, wo wir uns bewegen, glätten Bohlen den Untergrund.

Hinter den Seilen der Absperrung verstecken sich KZ-Häftlinge in den Kuhlen des unebenen Untergrunds, werden von SS-Leuten gejagt, erschossen. Direkt vor mir. Erschrocken trete ich einen Schritt zurück, spüre etwas Weiches unter meinem

Fuß, drehe mich um. Da liegt ein KZ-Häftling, unbeweglich. Mitten im Publikum, abgeknallt. Ich hätte ihm beinahe die Hand zertreten.

Das Publikum ist Teil des Gesamtkunstwerks, das Johann Kresnik aus Karl Kraus gemacht hat. Ich bin mittendrin und zugleich Teil einer Agitation gegen den Krieg. KZ-Häftlinge ziehen aneinandergekettete Lazarettbetten mit Schwerverwundeten durch den Raum. Auf dem Rahmen des letzten Bettes sitzt, den Verletzten den Rücken kehrend, ein grinsender Kriegsberichterstatter und schreibt und schreibt. Er ist das Schlußlicht. Plötzlich fällt mir auf, wie ich die Szene verdopple: Ich renne hinterher und notiere im Laufen meine Eindrücke. Wir stehen uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber – der Schauspieler als Journalist und ich, der über den Reporter berichten will.

Das Freudenmädchen eines Offiziers, der sein hundertstes Todesurteil feiert, darf auch mal schießen, erst erlegt es einen Lehrer beim Schulausflug, dann zielt es auf mich. Wir stehen mitten im Verbrechen, im Krieg, der sich immer stärker über den ganzen Bunker ausbreitet.

Das Publikum, das durch den gewaltigen Raum ziehen muß, befindet sich im Zustand des ständigen Hin- und Hergetriebenseins. Wir sind Flüchtlinge. Hilflos uninformiert, wo sich gerade die Bühne befindet, überall und nirgends. Da und dort Lautsprecher, die vorgeben, man sei am richtigen Ort des Geschehens, und dann spielt es doch anderswo. Es gibt keine Bühne, überall ist Krieg. Die Lautsprecher führen in die Irre. Man weiß nicht, wo was inszeniert wird, manchmal wünscht man sich verzweifelt einen Publikumsführer herbei, ausgestattet mit einer jener Textilien, die man Fahne, Flagge, Standarte nennt, um zu erfahren, was ihm, dem Publikum, gerade geschieht. Aber genau das versagt Kresnik ihm zu Recht, es muß die Inszenierung ergründen, womöglich zwei oder drei Mal sehen.

Wer die täglichen Verlautbarungsrituale der Nato verfolgt hat, versteht die Kresnik-Szenerie sofort: Die Pressekonferenz, auf der eine Art Jamie Shea zugleich sein tägliches Geschäft verrichtet – der Adjutant darf ihm mit einer Rolle Toilettenpapier den Arsch abwischen. Die Berichterstatter hämmern alles, was ihnen gesagt wird, auf Stahlhelme. Das »Hamburger Abendblatt« hat gerade mitgeteilt, wie sehr sich die Sekretärin des Natosprechers darüber freut, daß die Journalisten alle auf »unserer Seite« sind.

Bilder, die für die »FAZ« nicht zu verstehen sind: »Häftlinge, die schutzsuchend in die Panzerketten kriechen«, retuschiert die »Zeitung für Deutschland« zu »sorgsam komponierten Effekten« von Kresniks »drastischer Ästhetik«. Schutzsuchend? Die Häftlinge sind Bestandteil der Panzerketten geworden, die sie herstellen mußten im Prozeß ihrer Vernichtung durch Arbeit, und den kann auch kein »FAZ«-Feuilleton weginterpretieren. Natürlich ist die Wahrheit, die Kresnik über die drei deutschen Kriege gegen Serbien verkündet, politisch unzulässig. »Denn dass«, zetert die »Zeit« korrekt bis in die neudeutsche Rechtschreibung hinein, »die Serben in diesen Kriegen mal Opfer, mal Täter gewesen sind, gilt ihm gleich.« Und sie beanstandet, daß bei Kresnik »ständig irgend etwas in Flammen« aufgeht – richtig, die Rechte für solche Inszenierungen liegen bei der Nato.

Doch diesmal sind die Deutschen die Opfer. Am Ende reitet durch das brennende KZ-Tor ein nackter Mann auf einem Schimmel aufs Publikum zu. Er reitet für Deutschland. Weil er nackt ist, ist er wie neugeboren: unschuldig. Und darum hat der Nackte in aller Unschuld auch wieder einen Helm auf dem Kopf und Stiefel an den Füßen. Denn Deutschsein heißt Unschuldigsein. Und aus dem Raum ertönt die Stimme: »Ich habe es nicht gewollt.« Wilhelm II. hatte dies gesagt, als sein Krieg am Ende war. Kraus hat daraus die Stimme Gottes gemacht – des deutschen Gottes.

Da stand das Publikum erfreulich ratlos da. Irgendwann löste sich ein schüchterner Applaus, der stärker wurde und ohne Antwort blieb. Das Ensemble war verschwunden, tauchte nicht wieder auf aus den Abgründen des Bunkers. Nur die vier Wach- und Schließmänner standen wie seit Beginn regungslos hinter dem brennenden KZ-Tor in der Mitte des Raumes. Bereit, das Tor wieder zu öffnen, das nun verschlossen ist. Ende. Ende offen.

Wir verlassen den Bunker, gehen in die Nacht hinaus. Was soll mit diesem Ort geschehen? Darf er in den Händen der Bundesmarine bleiben, deren Kasernenkommandant auf Schildern hinterm Drahtverhau vor unzulässigem Betreten warnt? Bald werden sie wieder an ihren Ort ziehen, die christlichen Ministerpräsidenten und die Kanzlergattinen, die Creme der Rüstungsindustrie und die nach Krieg hechelnden Kulturschaffenden – nach Bayreuth. Auch Joseph Fischer sollte diesmal nicht fehlen. Aber warum nicht ein Gegenbayreuth schaffen, hier, an der Weser? Einen Ort, wo alljährlich immer andere Szenen aus den *Letzten Tagen der Menschheit* gespielt werden, oder auch andere Stücke. Eine Spielstätte gegen den Krieg – hier in diesem Marstheater.

Der Bunker galt nach dem Krieg als bautechnisches Wunderwerk und als Beleg für die ungebrochene deutsche Leistungskraft. Der Bremer »Weserkurier« bestaunte ihn damals als »nicht vollendetes Bauwerk aus der Zeit der Pharaonen«, als »achtes Weltwunder, Betongebirge, Riese und Koloß«. Es gab viele Pläne zu seiner Nutzung. Als Atombunker. Mit einem Ausflugslokal auf seinem Dach.

Dieser Bunker sollte nicht länger der Bundeswehr gehören. Er sollte überführt werden in eine öffentlich-rechtliche Stiftung – zum Zwecke, einen Aufführungsort für jene Kunst zu schaffen, die nicht vergessen kann, die nicht retuschieren will, was

Deutschland in diesem Jahrhundert vollbracht hat.

Weitere Aufführungen:22.-26. und 29. Juni, 2.-4., 10. und 11., 13. und 14. Juli. Theaterkasse 0421/3653-333, Fax 3653-322. Bis 27. Juni sind in der Kunsthalle und in der Städtischen Galerie am Buntentor choreographische Entwürfe Kresniks zu sehen, später in Klagenfurt, Köln und Heidelberg. Der Katalog, der einen guten Überblick über Kresniks Bühnenzeichnungen bietet, ist für 39 Mark an der Theaterkasse in Bremen erhältlich.

Otto Köhler schrieb in KONKRET 6/99 über Rudolf Scharpings Kriegsrapport vor deutschen Unternehmern

Konkret 07/99, S. 59

Holm Friebe

Melodie & Rhythmus

Atari Teenage Riot: 60 Second Wipe Out. Digital Hardcore Recordings

Kann sein, daß die diesjährigen Kreuzberger Maifestspiele weniger konfrontativ verlaufen wären, wenn nicht Atari Teenage Riot vom Lautsprecherwagen herunter den passenden Soundtrack besorgt hätten. Die Band hätte sich die polizeiliche Ingewahrsamnahme und Einbußen beim Equipment sparen können. Andererseits, ein besseres Video hätte sich kaum inszenieren lassen: Frontmann (hier paßt der Begriff mal) Alec Empire, wie er unter flappernden Polizeihubschraubern die Massen agitiert, anschließend von einer Überzahl an Staatsschützern überwältigt wird.

Sanfte Zwischentöne und uneigentliches Sprechen sind ihre Sache nicht. Auch das dritte Album »60 Second Wipe Out« macht ohne Umschweife und ohne spürbare Ermüdung deutlich, worum es geht: »What we gonna go for? Revolution Action!!!!« Das Konzept Stadtguerilla wird digital hochgepitcht und für die virtuelle Ära fitgemacht: laut und schnell und krachig, wie Turbopunkrock, der in ein Computerinferno geraten ist. Eine Million Ausrufungszeichen im Booklet können an und für sich nicht irren.

Britta: Irgendwas ist immer. Flittchen Records

Etwas abgeklärter sieht inzwischen die Berliner Formation Britta die Dinge. »Post riot« nennen sie ihr musikalisches wie inhaltliches Konzept und wissen, wovon sie reden. Schließlich hatte Schlagzeugerin Britta Neander ehedem schon bei Ton Steine Scherben getrommelt, bevor sie zusammen mit Sängerin und Texterin Christiane Rösinger zwei Drittel der Lassie Singers war.

Den Stoff für ihre Texte bezieht Rösinger, die angibt, »von Beruf Desillusionistin« zu sein, aus dem halböffentlichen Halbdunkel der Hauptstadtboheme, wo gerade einiges schief und den Bach runter zu gehen scheint. Zwischen Anything goes und Rien ne va plus steht Murphy’s law. »Irgendwas ist immer«, lehrt die Anschauung und heißt die Platte. Gemeint ist die anthropologische Konstante der Unzulänglichkeit, die schon Johann Peter Hebel mit »bald fehlt der Wein, bald fehlt der Becher« resigniert auf den Punkt gebracht hat. Die programmatische »neue Bitterkeit« sieht vor, sich jenseits von Larmoyanz und Naivität einzurichten, in der Dekadenz noch den Charme zu erkennen und es bis auf weiteres mit Adornos Diktum zu halten: »Denn nichts als Verzweiflung kann uns retten.« Bis man sich irgendwann fragt: »Woher kommt bloß diese Heiterkeit?«

Bestimmt kommt sie nicht aus der naiven Hoffnung darauf, daß bald irgendwas besser würde, politisch womöglich (vgl. auch »Die Sterne«). Es muß sich mehr um jene Form des Trostes handeln, wie ihn Literatur stiften kann, wenn sie die unabänderlichen Dinge wenigstens trefflich beim Namen nennt. Entsprechend finden sich auf der Platte neben Alltagsfundstücken (»Ich bin zwei Öltanks«) und vertrackten Beziehungsgesprächsprotokollen Anklänge an die großen Lakoniker Heine und Flaubert.

Die Sterne: Wo ist hier. L’Age d’Or

Anstelle von Vakuum spricht D. Diederichsen in *Der lange Weg nach Mitte* lieber, was aufs selbe rausläuft, vom Berliner Zentrum als »schwarzem Loch«, in dem alle popkulturellen und subversiven Konzepte und Projektionen kollabieren. Fast idiotisch gut in dieses Bild paßt aber, daß jetzt auch die Hamburger Sterne ins Gravitationsfeld dieses schwarzen Lochs geraten sind. »Big in Berlin« heißt die neue Single. Wie man hört, will die Band für das Video auf Pferden einschlägige hauptstädtische Locations abreiten. Da fällt es schwer, eine Textzeile wie »Der Ort, an dem wir leben, ist im Vergleich zu dem, der kommt, ein Kaff« aus dem Auftaktstück »Ich variiere meinen Rhythmus« nicht buchstäblich als Absage an Hamburg zu interpretieren, zumal die Hamburger Zusammenhänge bekanntlich schon seit längerem in Auflösung begriffen sind. Auch wenn in der ostentativen Berlin-Euphorie mindestens fünfundachtzig Prozent Ironie mitschwingen, wird eine gewisse Orientierungslosigkeit spürbar, und das nicht nur, weil die Platte für die Sterne ungewohnt platt mit »Wo ist hier« betitelt ist. (Unwillkürlich fühlt man sich an Grobi aus der »Sesamstraße« erinnert, der unbedingt »dort« sein will, nur, wenn er »dort« angekommen ist, ist »dort« auch wieder »hier«. So geht das, bis Grobi die Puste ausgeht.) Fast scheint es, als hätten sich die Sterne aus schierer Ratlosigkeit in Richtung – schlimmes Wort: – Jazzrock entwickelt. Beim zweiten Hören löst sich der Verdacht jedoch mangels Masse in Wohlgefallen auf, und der Zustand stabilisiert sich. Auf einmal ist da wieder dieser hypnotische Sterne-Groove, in dem die Textteile wie Mantras oder allein lebensfähige Glieder eines Ohrwurms eingebettet sind. Schön und gut: »Es hat keinen Sinn zu warten, bis es besser wird. Das bißchen besser ist das Warten nicht wert.«

Konkret 07/99, S. 50

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Das zu Herzen gehendste Märchen
Aus tausend&einer serbischen Nacht
Hat uns Scheherazade Elisabeth Schönert
In der »Bildzeitung« dargebracht
*
Es ist die Story des Sanften Serben
Welcher stand in des Schlächters Sold
Doch als man ihm befahl: Los, massakre!
Da hat er sich mutig getrollt
*
Soo viele Serben spielten Fußball
Mit Köpfen von Kosovarn
Er nicht. Ihn dünkte solch Kicken
Ein sportlich suspektes Verfahrn
*
Soo viele Serben massakerten muckslos
Wenn es ihnen der Schlächter befahl
Doch er sprach laut und deutlich:
Ich massakre auf gar keinen Fall!
*
Eines Tags nun befahl ihm der Oberst
Kurz und knapp ohne Papperlapapp
Stückrer fünfundzwanzig Kosovaren
Mirnixdirnix zu knallen ab:
*
Die da das Xindl da drüben
Das muß holterdipolter weg
Wie eine vollgeschißne Windel
Oder ein gebrauchtes Plastikbesteck!
*
Hopphopp die Patronen gesattelt
Und rüber damit im Galopp
Und zielt mir nicht neben die Ohren
Sondern mitten inn Kopp!
*
Da sprach der Sanfte Serbe
Ja, Herr Oberst, sehn sie denn nicht
Ich blas doch nicht Frauen und Kindern

Vom Docht das Lebenslicht
*
Und dieses Flehen und Winseln
Ja, Herr Oberst, hörn Sie das nicht
Nein, sins mir nicht bös, Herr
Oberst
Mir ist nach Massakerverzicht
*
Da schrie der mordgeile
Oberst
Den Sanften Serben an:
Du verfluchte Albanahure
Du bist kein serbischer
Mann!
*
Und er drückte den Lauf der
Pistole
Auf des Sanften Serben Stirn
Um ihn zwengs Massakerver-
weigrung
Stante pede zu exekutiern
*
Doch nicht faul griff der Sanfte
Serbe
Zu seiner Marken-MP
Und zog sie dem Oberst übern
Scheitel
Daß der fiel wie eine Jalousie
*
Und rundrum um den Sanften
Serben
Der seinen Oberst umgelegt
Hat sich kein anderer Vorgesetz-
ter
Über den Niederschlag aufgeregt
*
Und mit einem Ia-Gewissen
Und zufrieden schlagendem
Herz
Entwich der Sanfte Serbe
Dem Massakerzwang London-
wärts

*

Ach, Scheherazade Elisabeth
Schönert
Was haben wir durchgemacht
Bei dem zu Herzen gehendsten
Märchen
Aus tausend&einer serbischen
Nacht

*

Doch sag an: Wie erging es dem
Oberst
Ist er wieder an Bewußtseins
Bord
Und was wurde aus dem durch
seine Ohnmacht
Unterbrochenen Massenmord

*

Und was treibt der Serbe der
Sanfte
Ist er wie der Mops im Paletot
froh
Und dreht er Balkanspieße im
»Kingsley's«
Oder den Leierkasten in Soho

*

Ach, Lisbeth, komm, erzähl doch
Und möglichst lang und breit
Noch ein Kapitel aus der guten
Alten Massakerzeit

Konkret 07/99, S. 51

Christel Dormagen

Buch & Deckel

Hanna Mittelstädt, Anna Rheinsberg: Liebe Hanna. Deine Anna. Briefe über Liebe und Literatur. Edition Nautilus 1999, 219 Seiten, 29,80 Mark

Womöglich hat Hanna Mittelstädt und Anna Rheinsberg sowas wie der Briefwechsel zwischen Mary McCarthy und Hannah Ahrendt vorgeschwebt. Doch auch wenn es bei den beiden Mittvierzigerinnen mit dem Berühmtwerden pressieren mag – zum Üben hätte ich ihnen erstmal die zu Unrecht so verpönten »Verlag-sucht-Autoren«-Verlage empfohlen. Wie es sich aber fügt, ist die eine Schriftstellerin zufällig auch Angestellte des Nautilus-Verlags, und da ist es dann eben doch billiger, das zielstrebige Vorhaben: Wir schreiben einander jetzt mal ein Jahr lang jede Woche einen Brief, um ihn gleich dort zu veröffentlichen. Und so geht's denn auf die Plätze fertig los zwischen den beiden Plaudertaschen, was Männer, Liebe, Leben und, ja gewiß, auch das literarische Schaffen so hergeben. Natürlich heißt Männer-Liebe-Leben diskursambitioniert »Begehren«, und Plaudern versteht sich bei Schriftstellerinnen natürlich selber als Reflexion. Rauskommen tut trotzdem nichts Nennens- und Bedenkenswertes. Nicht einmal für Außenstehende – und das sind wir angepeilten Leser/innen außer den beiden ja allesamt – verständliche Geschichten oder Erfahrungen. Biographische Histörchen werden nur angetippt – ja ja, damals, als ich noch Anarchistin war... (Hanna); Lebenserkenntnisse bewegen sich auf dem Niveau von Selbsterfahrungsgruppen: »Ich kenne die Männer so gut ... es gefällt mir nicht, daß (und wie) sie verraten. Sich selbst, die Frauen, die Welt« (Anna); und: »Ich habe gelernt abzulehnen, mich zu schützen« (Hanna); übers Verfertigen von Literatur wird kokett bekannt: »Übrigens verwurste ich gnadenlos, ich recycel« (Anna); Politik kommt in rhetorischer Frageform vor: »Ja, wie macht man Freiheit, wie weit kann man gehen?« (Hanna) oder als gefühlige Sülze: »U. a. liegen auf dem Friedhof etliche ermordete Zwangsarbeiterinnen ... Ich hab (für mich) den Namen jeder einzelnen Frau laut gelesen. War eine Art Meditation, und ich dachte, dieses sinnlose Sterben« (Anna). Und wenn es ans Menschlich-Weibliche geht, werden echte Gedanken gestemmt: »Der Blick auf die Frau (auf manche Frauen natürlich nur) hat so etwas Nahes, Vertrautes, was mir gut tun kann. Aber manchmal ist auch die Distanz gut, beides gehört dazu, sich selbst zu finden« (Hanna). Oh yeah!

Dies ist, ich weiß, durchaus ein gemeiner Zusammenschnitt. Zwischendurch liest sich's nämlich auch normalnett über Parfüms, Würstchenessen, Geburtstagsfeiern, Tanzkurse, Englandferien etc. So geht's halt dahin. Jahr rum. Schreiben aus. Buch raus. Schon vergessen.

Konkret 07/99, S. 51

Gerhard Henschel

Buch & Deckel

Rolf Dieter Brinkmann: Briefe an Hartmut. Rowohlt, Reinbek 1999, 286 Seiten, 45 Mark.

Vor und nach Rolf Dieter Brinkmanns späten Gedichten hat es in der deutschsprachigen Lyrik nichts gegeben, das mit ihnen vergleichbar wäre. Fast alles, was zu seinen Lebzeiten im deutschen Sprachraum gedichtet worden ist, wirkt akademisch, plump, steril und verkniffen, wenn man es an Brinkmanns nachgelassenen Gedichten mißt. Er ist keiner deutschen Tradition gefolgt und hat keine gebildet. In den frühen 60er Jahren, als er zu dichten anfing, war die Hegemonie der Ziselierer starrer, einrahmbarer Naturlyrik noch nicht gebrochen. Als er US-amerikanische Einflüsse aufnahm und sie in Deutschland zu popularisieren versuchte, traten neue Langweiler das Erbe der alten an und ersetzten die Ödnis der dichterischen Schnarchlaute von ehedem durch die Ödnis von Pamphleten, in denen die Literatur für tot erklärt wurde. Die Wiederbelebungsversuche am lyrischen Ich durch die Kitschiers aus dem Umfeld des Lucy-Körner-Verlags hat Brinkmann nicht mehr erlebt, auch nicht die Inthronisation des Dichterfürsten Durs Grünbein, der seit einiger Zeit sehr erfolgreich mit aufgeklapptem Fremdwörterbuch vor Augen dichtet und das nach einem Zyklus von rund vierzig Jahren wiedergekehrte Bedürfnis des Feuilletons nach lyrischem Zartgemüse befriedigt: »Seltsam, wie Klänge sich ändern. Im Jahrhundert der Violinen / War das Zertrümmern der Schneckenhäuser Musik...«

Brinkmann starb 1975 durch einen Verkehrsunfall, mit 35 Jahren, arm wie eine Kirchenmaus und auf der Höhe seines Könnens. In den Briefen an seinen Freund Hartmut Schnell, die der Rowohlt Verlag jetzt veröffentlicht hat, machte Brinkmann kein Geheimnis aus seiner persönlichen und finanziellen Misere: Das Telefon wurde ihm abgeklemmt, in diversen Kneipen Kölns hatte er unbezahlte Deckel stehen, und er schäumte vor Wut, auf alle Welt, auf Köln, auf die Frauen (»Weiber, die nicht mehr richtig ficken und essen kochen können, aber chic angezogen sind«), auf die Menschheit im allgemeinen (»zum Reinschlagen in ihre Massenmedienfressen und Gesichtszuckungen«), auf die SPD und den DGB (»hier ist alles ein einziger Brei geworden durch die Wirtschaft und die Ansprüche«), auf Fernsehansagerinnen (»die deutsche Ansagerinfotze ist nicht zum aushalten, links & rechts ihr Tritte und Ohrfeigen geben, das wäre eine Wohltat«) und noch einmal auf jedermann: »Ich könnte eine ganze Straße zusammenschlagen, jedenfalls meiner Wut nach, jede Tür eintreten, jeden Laden zusammenschlagen, jede Wohnung zusammenprügeln, jede dressierte Menschenform auf der Straße in den Arsch treten, daß die Fetzen nur so fliegen, Gesichter ohrfeigen, grundlos und ohne eine Erklärung abzugeben, Hunde durchtreten, Autos mit Brechstangen kaputtschlagen, die Gesichter in den Läden, die rausglotzen, immer reinschlagen, ihnen ihr mieses Stinkmaul mit den angelernten Redensarten und Ansichten stopfen, faule Putzlumpen ihnen in ihre Mäuler stopfen...«

1979, als das Buch *Rom, Blicke*, aus dem Nachlaß Brinkmanns, erschienen war, wurde sein Förderer und Freund Hermann Peter Piwitt heftig angefeindet, weil er im »Spiegel« Brinkmanns Affinität zum Faschismus zur Sprache gebracht hatte. Die wilde Mordlust, die aus den *Briefen an Hartmut* spricht, setzt Piwitt, zwanzig Jahre nach seinem Sakrileg, leider restlos ins Recht. Brinkmann war ein Genie, der einzige deutsche »Beatpoet« (Klaus Theweleit), und er wurde zeitlebens unter Wert gehandelt. Es ist nicht verwunderlich, daß es ihn wütend machte, wenn er nach Kneipenbesuchen sein Bier nicht aus eigener Tasche bezahlen konnte, während ringsherum Jahr für Jahr die üblichen Esel, die auch damals schon Karasek und Reich-Ranicki hießen, das Kulturelle Wort verwalteten. Doch der Wunsch, Türen einzutreten, Tritte auszuteilen, in den »Brei« zu fahren und Mäuler mit Putzlumpen zu stopfen, verbindet Brinkmann innig mit der deutschen Volksgemeinschaft, die er haßte.

Wie und warum er einige der schönsten, leichtesten und besten Gedichte seines Lebens und der deutschen Literatur parallel zu seinen schauderhaften SA-räumt-auf-Ausbrüchen schreiben konnte, ist vorläufig noch ein Rätsel; mir jedenfalls.

Konkret 07/99, S. 52

Mathias Wedel

Dichter, Pilz und Schimmel

Bereits vor dem Krieg in Jugoslawien ist ein Kapitalverbrechen der DDR enthüllt und fast vergessen worden: die gnadenlose Exhumierung Goethes

Es gibt Texte, die in ihrer Schönheit weit über sich und den Tag hinausweisen, für den sie angeblich bescheidenerweise gebastelt und gebaut sind. Sie lassen hoffen, daß guter Journalismus in guten Blättern immer noch ist, was er doch eigentlich sein soll: Wortkanönchenknatterei im Kampf für das Gute, die Freiheit vor allem.

Ginge es lediglich um Tatsachen, könnte man die »Sonderakte Goethe«, der die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« am Donnerstag, den 18. März, zwei Seiten ihres kostbaren Feuilletons widmete, beiseite legen: Was unterm schlaftrunkenen Himmel zu Weimar vom 2. auf den 3. November 1970 in der Fürstengruft geschah, in der die heiligen Reste des klassischen Deutschlands horizontal gebunkert sind, liegt klar zutage. Man kann das dem Protokoll entnehmen (die DDR hat immer sorgsam protokolliert): Goethes sündiges Fleisch wurde von Goethes Gebein getrennt. Und zwar vermittels einer, gemessen an den damals ausgebildeten Fertigkeiten der pathologischen Anatomie, nicht zu beanstandenden Methode. So wurden die Goetheknochen, soweit noch vorhanden, vor dem Fraß des Gewürms bewahrt, dem das Goethefleisch schon anheimgefallen war – und nicht nur diese: auch der Lorbeerkranz! Das kann man begrüßen oder bedauern – es ist so. Bedauern könnte man es mit dem moraltheologischen Verweis, daß auch das Skelett – oder/und gerade! – das Dichterskelett »das Recht« habe, der Bestimmung alles Irdischen zu folgen und zu Staub zu werden. Begrüßen kann man das, wenn man gern die Gewißheit wie ein süßes Ziehen im Busen spüren möchte, daß in der Kiste, zu der man gewallfahrt ist, ein Krümel – wie minimiert auch immer – vom Genius, daß dort »Authentisches« abliegt auf immerdar.

Ungewiß an diesem Vorgang ist nur, warum die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten Weimar nicht umgehend, wenn nicht sogleich am nächsten Morgen, die »FAZ« von der Mazeration (Fleisch runter vom Knochen oder umgekehrt) in Kenntnis setzte und nachholend Erlaubnis erheischte. Die »FAZ« deshalb, weil es bekanntermaßen nichts und niemanden anderes gibt, dem Goethe näher stand und das Goethe näher steht. Also, das hätte sich vielleicht gehört. Aber sonst?

Aber sonst kann man die Geschichte auch so erzählen, wie man beinahe alle Geschichten erzählen kann, die sich zwischen DDR-Erschaffung und DDR-Ende innerhalb ihrer Mauern abgespielt haben. Man dachte nur, es sei genug nun. Es sei alles geklärt. Das Gebilde sei erledigt. Die Föten in den Wassereimern, die monströsen Schwimmerinnen, denen das Bursthaar aus dem Badeanzug quoll, die Nervenärzte mit dem Folterauftrag, die Mauerschützen mit kaltem Herz und Auge, die Schließer mit den Scherenhänden, die Richter und Staatsanwälte, die nach Blut dürsteten, und die IM, die »Biographien zerstörten«. Nein, nun muß auch noch Goethe genotzüchtigt worden sein, und zwar von oben, denn – so einer der mutmaßlich schuldhaft Beteiligten: »Einen Goethe kann man nicht aufs Gesicht legen.« Wie man das erzählt? Na, so:

Zuerst hat man einen Aufmacher gleich unterm Titelstrich. Dort flicht man ein, daß in der Abteilung der goethegeilen Dunkelmänner sich wohl »Funktionäre« befunden haben müssen. Eine quasi geheimdienstliche Aktion von nationaler Bedeutung kann und darf nicht ohne Bewacher abgelaufen sein. Zweitens findet man, daß eine Mumifizierung des Dichters nicht mehr möglich war »wie bei den Gebeinen Lenins«. Ah ja! Goethe sollte »eine Trophäe für den Sozialismus« werden. Er sollte wohl wie Schneewittchen im Palast der Republik herumliegen und spitzbübisch herauslugen, wenn ein Kinderballett den Tanz »Faust und Gretchen« tanzt.

Es ist wahr – wie oft haben die Ausrufer »Goethe ist unser!« oder »Beethoven war Sozialist!« gebrüllt! Tausendfach ist der Osterspaziergang als Aufstieg zur klassenlosen Gesellschaft gelernt worden. Und Faust war Meister Falk – und das wiederum war ein Tausendsassa mit buschigen Augenbrauen in einer Fernsehserie, der die wissenschaftlich-technische Revolution meisterte. Die Klassen- und Friedensfrage in *Kabale und Liebe* – der *Nathan* als Schablone der sozialistischen Menschengemeinschaft. Es ist schrecklich viel Unsinn verzapft worden. Reicht der nicht?

Nicht der »FAZ«. Die empfiehlt: »Der Leser erschrickt: Es ist, als hätte er ein nächtliches Gesicht erblickt, wie es sich an die Fensterscheibe drückt.« Der umnachtete Kopf, der derlei aufschreibt, heißt Thomas Steinfeld. Er kann und will sich die Empörung nicht verhalten: Als die Leichenschänder, »eine Gruppe sorgfältig, ja beinahe festlich gekleideter Herren«, am offenstehenden Sarg (vermutlich haben die amerikanischen Besatzer daraus schon ein Zwischenkieferknöchelchen mitgehen lassen) sich die Suppe aus Pilz, Goethe und Schimmel berochen hatten, fällten sie dreist eine Entscheidung, nämlich alles Verwertbare irgendwie zu retten – »als habe es nur diese eine Möglichkeit gegeben«!

Nein, die Herren hätten, den leeren Bollerwagen mit sich ziehend, auch wieder heimschleichen können. Vielleicht aber haben sie geargwöhnt, daß die »FAZ« fast dreißig Jahre später sie für die unterlassene Hilfeleistung an der hilflosen Person J.W.v.G. als Hochverräter hätte enttarnen können, wenn Herr Steinfeld in die Lade geblickt hätte und kein Stückchen Goethe wäre mehr drin gewesen. Wie man’s macht, ist’s falsch, werden sie geseufzt haben. Es gibt kein richtiges Leben im falschen.

So aber haben sie die Knochen mit Feinwaschmittel (wahrscheinlich FeWa für Perlonstrümpfe) ausgekocht, ihre Täterhände in Wofasept desinfiziert, nach dem die ganze DDR roch, und so für Ordnung, Sauberkeit und Disziplin in der Literatenbude gesorgt.

Aber das Schlimmste kommt noch, eine unglaubliche Roheit, sagt die »FAZ«: »Goethes Leichnam wurde aus allen Winkeln aufgenommen.« Aus allen Winkeln! Darunter vielleicht auch aus Perspektiven, in denen der Dichter ausgesprochen unvorteilhaft aussah. Der Fotograf ging nicht etwa diskret vor. Er »stieg auf eine Leiter, um einen ungehinderten Blick von oben« – wozu sonst eine Leiter? – »zu bekommen, jedes Detail am verfallenden Körper hielt er fest«. Und Goethe konnte sich nicht wehren. Das fotografische Handwerk war exakt dasselbe, auf das man sich auch bei der Aufnahme von Tierkadavern besinnt. Oder von Mistkäfern im Morgentau! Oder von Bundeskanzlern! Oder von Vaginas im Uhse-Katalog! Wie man's macht – es ist nicht recht getan, denn es gibt kein richtiges Goethebegucken im falschen System. Einer der heutigen Hauptbeschuldigten, der Pathologe Bolck, verteidigte sich matt in der »Welt am Sonntag«: »Es muß doch nachweisbar sein, wie das damals ausgesehen hatte, sonst sagt noch einer, ihr habt wohl nicht fotografieren können.«

Daß die parteieigenen Goethefunktionäre mächtig mit den Knochen herumgesaut haben müssen, zeigt sich schon daran, daß sie spontan ein Schweigegelübde ablegten, und zwar ohne zuvor in die Mündung einer Kalaschnikow geblickt zu haben. Wo Heimlichkeit ist, ist entweder Weihnachten oder ein Verbrechen. Allerdings haben wildfremde Weimarer der Vertrauensperson Steinfeld den ganzen Schlamassel schon vor Jahren auf dem Zwiebelmarkt zugeflüstert. »In den achtziger Jahren konnte es einem Besucher passieren, daß ihm das Geheimnis hinter vorgehaltener Hand zugeflüstert wurde. Viele (!) wissen davon.«

Also doch kein Geheimnis? Na, sagen wir mal so: Es durfte nicht darüber gesprochen werden. »Und weil darüber nicht gesprochen werden durfte, wurde aus einer Angelegenheit, von der die Öffentlichkeit ausgeschlossen war, ein« – Kreuzworträtselfreunde wissen es, richtig – »Geheimnis«. Also doch ein Geheimnis, »dem Verdächtigen benachbart«! Irgendwann wurde das dem Rechercheur zu bunt, und er hat die Leute auf den Kopf zu gefragt und mußte sofort »merkwürdige Erfahrungen machen. Die meisten verneinen, je von einem solchen Unternehmen gehört zu haben, aber das sagen sie auf eine Weise, die das Gegenteil ahnen läßt. Die DDR muß eine Gesellschaft von Verschwörern gewesen sein.« Das war sie! Das war sie so schlimm, daß die Bürger selbst nicht mehr ahnten, wann sie das Gegenteil ahnen lassen wollten und wann lieber nicht. Vorsichtshalber zwinkerten sie immer.

Genauso, aber umgekehrt, war das mit den Trophäen! Trophäen sind ja eigentlich dazu da, daß blödes Volk wie blöde um sie herumtanzt und alle Propagandasender Märsche spielen. Aber nicht in der DDR! »Die DDR wollte Goethe in eine Trophäe verwandeln, und das tat sie im Verborgenen«, logisch! Aber dann – wenn schon, denn schon – natürlich »mit um so größerer Brutalität«. Das ist die Steinfeldsche Trophäen-Relation: je heimlicher, desto mehr Trophäe.

Wer jetzt ein bißchen mitgedacht hat, weiß natürlich, wie die Funktionäre mit dem Protokoll umgegangen sind, das von der Gebein-Desinfizierung angefertigt wurde. Da standen nun wirklich unappetitliche Dinge drin – vom zermanschten Dichterantlitz war die Rede und davon, wieviel Sand maximal in seinen Gehirnkasten paßt. Das mußte unbedingt vor Volk und »FAZ« geheimgehalten werden. Deshalb – und nicht etwa »dennoch« – legte man das Beweisstück für die Leichenschändung »in einer violett marmorierten Kladde« »an einen für viele zugänglichen Ort«, nämlich in die Bibliothek, wo Bücher, die nicht gelesen werden sollen, bekanntlich hingehören. »Die DDR vertraute auf das Desinteresse« an allem, was sie öffentlich irgendwo hingelegt hatte. Aber Thomas Steinfeld ist dem Regime zum guten Schluß doch noch auf die Schliche gekommen.

»Wer sich noch an die Debatte zwischen den beiden deutschen Staaten erinnert, der kommt nicht umhin, sich zu fragen, warum Goethe als Trophäe hergerichtet wurde.« An eine Debatte zwischen den beiden deutschen Staaten erinnere ich mich beim besten Willen nicht. Aber ich will gern annehmen, daß die Sanierungsarbeit am Dichterskelett eine Trophäenherrichtung war. Und nun komme ich tatsächlich nicht umhin zu fragen: warum? Steinfeld kriegt Tiefgang: »Der DDR erschien, getreu ihrer materialistischen Philosophie vom Menschen, gerade die Vergänglichkeit Goethes wie ein Vergehen gegen den Anspruch der sozialistischen Gesellschaft auf das Erbe der klassischen deutschen Kultur.« Weil Materialisten glauben, daß Leichen nicht verwesen? Oder daß Dichterleichen nicht verwesen? Oder daß Dichterleichen auf sozialistischem Boden nicht verwesen? Und weil, wenn eine Dichterleiche verwest, auch sein »Erbe« sich verkrümelt auf Nimmerwiedersehn?

Das fragt sich der Leser natürlich, wenn er nicht gerade vom Schreck vor einem nächtlichen Gesicht gelähmt ist. Und was fragt er sich weiter? »Und er fragt sich weiter, was mit diesem Leichnam, den man wie die Reliquie eines Heiligen präpariert hatte, noch geschehen sollte.« Denn ihn einfach zum 50. Jahrestag der DDR in der Gruft liegen zu lassen – das hätten die Roten auf keinen Fall übers Herz gebracht. Frisch in Feinwaschmittel gebadet, hätte er von der Haupttribüne winken müssen.

Mathias Wedel schrieb in KONKRET 4/99 über die »Kulturstadt 1999« Weimar

Konkret 07/99, S. 54

Gerhard Scheit

Eine große Erzählung

Die Geschichte von Mythos, Kult und Religion ist die Vorgeschichte des Kapitals – auf dieser These beruht eine monumentale Studie des Philosophen Ulrich Enderwitz

Manchmal kommt der Erforschung fremder Völker und alter Religionen die nützliche Funktion zu, den gesunden Menschenverstand aus dem Häuschen zu treiben. So gehört etwa das Staunen über die frühen Formen der Gesellschaft zum Besten von Claude Lévi-Strauss' Wirkung. (Auch der bekennende Positivist Daniel Goldhagen überstieg ja den Alltagsverstand seiner Zunft unter anderem darum, weil er sich als Historiker der deutschen Bevölkerung ganz bewußt wie der Anthropologe einem fremden Stamm näherte.) Die große Stunde der Wissenschaft schlägt allerdings, wenn sie den Blick vom Fremden oder längst Vergangenen auf das Eigene oder Gegenwärtige wendet – und damit das Staunen über das Selbstverständliche bei sich selbst, gleichsam im eigenen Heim, eröffnet. An dieser Selbstreflexion aber ist letztlich der gesamte französische Poststrukturalismus gescheitert.

In bestimmter Hinsicht verdankt auch Marx seine Fragestellung in den ersten Kapiteln des *Kapitals* einer reflexiv gewordenen Ethnologie und Religionsgeschichte. Bekanntlich wurde der Begriff des Fetischs von den völkerkundlich forschenden Europäern im Zuge der Kolonialisierung Afrikas geprägt, um die verschiedenen unbekannten Kulte der »Wilden« verallgemeinernd zu kennzeichnen. Einiges spricht jedoch dafür, daß die Aufklärer aus Europa damit vor allem das Fremde und Ungreifbare ihrer eigenen Kultur auf die mit dem Fetisch benannten Phänomene projizierten. Wenn dies zutrifft, dann kommt in der Marxschen Theorie des Warenfetischs diese unbewußte Selbstreflexion zu Bewußtsein (etwas Ähnliches geschieht später in Freuds Psychoanalyse). Wenn nun aber Begriffe wie »Magie« und »Fetisch« zur Charakterisierung der warenproduzierenden Gesellschaft verwendet werden können, was heißt dies für jene Phänomene, die ursprünglich mit ihnen bezeichnet worden sind und mit Waren und Kapital nichts oder noch wenig zu schaffen (gehabt) haben?

Gott ist tot, es lebe das Kapital

In einem großangelegten Werk mit dem Titel *Reichtum und Religion* versucht Ulrich Enderwitz, die Geschichte von Mythos, Kult und Religion als Vorgeschichte des Kapitals zu rekonstruieren. Das Problem des Reichtums ist der rote Faden: Was das »automatische Subjekt« des Kapitals (Marx) automatisch tut, ist bei den ursprünglichen Formen des Reichtums mythisch, kultisch und religiös vermittelt. Gott ist der Vorgänger des Werts, und er tritt an diesen seine Rechte ab, wenn der Reichtum vollständig zu Kapital geworden ist und sich damit in eine durchgängige innere Formbestimmtheit der Subsistenzmittel selber verwandelt hat. Dann erst treibt sich eben auch der Philosoph auf dem Marktplatz herum und schreit: »Gott ist tot«, hat er doch vor Ort den Sinn seiner Existenz und das Wesen der Gesellschaft gefunden.

Doch Enderwitz – und das ist das Bemerkenswerte an seiner Studie – interpretiert diese Entwicklung nicht teleologisch. Er geht von einer permanenten Krise aus, die durch die Produktion von Reichtum entsteht, und verfolgt die verschiedenen gesellschaftlichen Reaktionsweisen – vom Mythos bis zur monotheistischen Religion, von der Stammesgesellschaft bis zur Polis – , denen, so wie er sie beschreibt, allen etwas Zwanghaftes, Obsessives, Neurotisches anhaftet. Während üblicherweise Phänomene wie Toten- oder Opferkult, mythische Epen und dionysischer Fruchtbarkeitskult als eigentlich Selbstverständliches, Allgemeinmenschliches präsentiert werden – als Sehnsucht des Menschen nach dem Ewigen etc. – , gelingt es Enderwitz in ungewöhnlich konsequenter Weise, seinen Gedankengang von solchen Rationalisierungen des gesunden Menschenverstands freizuhalten und das Dargestellte als etwas zunächst völlig Unverständliches, in gewisser Weise Ungeheuerliches kenntlich zu machen, zu dessen Verständnis es durchaus bestimmter psychoanalytischer und -pathologischer Kategorien bedarf. Ja, durch seine Studie wird Freuds These, Religion sei »eine universelle Zwangsneurose«, zum erstenmal materialistisch entwickelt.

So sehr es Enderwitz vermag, dieses Obsessive und Zwanghafte an Mythos, Kult und Religion herauszuarbeiten, so sehr bekommt seine Darstellung mit ihren bisweilen langen, den Gegenstand immerfort umkreisenden Satzgebilden und den beschwörungsartigen Wiederholungen selbst etwas Obsessives, Zwanghaftes. Ja, in dieser eigenartigen Mimikry besteht die besondere Faszination von Enderwitz' Schriften – freilich nur für den, der sich auf die ›Erzählweise‹ einzustellen bereit ist und die Vorgaben akzeptiert, die jenseits des akademischen Usus liegen. Enderwitz zitiert nicht, und er legt keine Quellen als Beweise vor. Allerdings lassen seine Überlegungen durch Quellen sich zum wenigsten belegen – die Entwicklung religiöser Bewußtseinsformen kann durch den Hinweis auf religiöse Gegenstände oder durch Zitate aus kanonischen Schriften kaum erklärt werden – , fast so wenig wie der Warenfetisch durch den Gebrauchswert der einzelnen Ware: Was sagt ein Opferstock über das Bewußtsein der Opfernden aus? Was selbst das Neue Testament über den Glauben der Christen? Wer jedoch keinerlei Wissen über die frühen Formen der Religion wie auch über die Entstehung der Klassengesellschaften mitbringt, wird vermutlich auf Rezeptionshindernisse stoßen: Der Autor, der vom Konkreten

abstrahiert, setzt dessen Kenntnis voraus.

Vom Fest zum Opferkult

Im Grunde entwickelt Enderwitz einen einzigen Gedanken, der bereits am Beginn des ersten Bandes seiner Untersuchung in bestechender Klarheit exponiert wird: »Der Mythos handelt vom qualitativen Sprung in der gesellschaftlichen Produktion, vom Moment des Umschlagens gemeinschaftlicher Subsistenz in gesellschaftlichen Überfluß, vom Augenblick der Entstehung gesellschaftlichen Reichtums.« Das ritualisierte Fest der Stammesgesellschaft dient dazu, diesen stets neu anfallenden Überschuß zu verzehren und zu zerstören, um die Identitätskrise der Stammesgesellschaft, die durch diesen Überschuß entsteht, immer wieder zu beseitigen, die Einheit des Stammes zu bewahren. Doch der ständig wiederholte Potlatsch vermag sich auf Dauer dem Ansturm der Produktivität, der Fülle und Permanenz des Reichtums, nicht zu widersetzen. So greift man nach einer neuen Strategie und schickt dem Heros, dem verstorbenen Herrn des Festes, den Überschuß ins Totenreich nach (d. h. vergräbt ihn). Aber auch der Totenkult schafft keine endgültige Abhilfe, »weil dank der auf Grund arbeitsteiliger Kooperation zunehmenden Arbeitsleistung und wachsenden Produktivkraft des Stammes immer mehr gesellschaftlicher Reichtum nachwächst«. Woher aber kommt der Impetus zur Steigerung der Produktivität – aus dem einzelnen Stamm selbst? Ist er »naturwüchsig«, wie das Marxsche Verlegenheitswort lautet?

An diesem Punkt, beim Wiederauftauchen des ursprünglichen Dilemmas in neuer Form, verläßt die Studie die Immanenz des einzelnen Stammes und berücksichtigt den Umstand, daß die Stammesgesellschaften kaum jemals in völliger Isolation voneinander existierten und also die Immanenz bereits eine Abstraktion darstellt. Erst hier beachtet Enderwitz auch das, was man die Gebrauchswertseite von Arbeit und Produktivität nennt: Denn jene Gesellschaftsform, die das Dilemma des Totenkults überwindet und die Reichtumsproduktion in Regie nimmt, die Theokratie mit ihrem Opferkult, läßt sich nur aus dem Zusammenstoß verschieden entwickelter und Verschiedenes produzierender Stämme erklären. Enderwitz spricht von einer »stratifizierten Gesellschaft«, die »Resultat der wachsenden Reichtumsunterschiede zwischen armen, nomadischen und reichen, agrarischen Stämmen ist«. Die nomadisch-kriegerischen Eroberer, die sich als aristokratische Oberschicht etablieren können, eignen sich nicht nur den Reichtum der agrarisch-produzierenden Gesellschaften an, die damit zur Unterschicht herabsinken, sie verdrängen nicht nur jenen Häuptling, der in der Stammesgesellschaft noch als Stellvertreter des ins Totenreich verabschiedeten Heros fungierte, sondern sie ersetzen auch den Totenkult durch den Opferkult, das Totenreich des sterblichen Heros durch den Himmel der unsterblichen Götter, in deren Namen und als deren Stellvertreter auf Erden sie sich nunmehr das Mehrprodukt der agrarisch produzierenden Bevölkerung aneignen. Der Olymp mit seinen ätherischen Göttern entsteht gewissermaßen aus der Notwendigkeit der neuen Herrn, den Totenkult zu verhindern, den Reichtum im Diesseits zu arretieren, um ihn sich überhaupt aneignen zu können. »Sowenig die Götter dem Priesterkönig zu seinen Lebzeiten ins Handwerk pfuschen, sosehr stehen sie im Falle des Todes bereit, durch ihren formalen Eigentumstitel auf den Reichtum jedem Wiederaufleben des früheren Totenkults zu wehren.«

Dennoch muß die Aneignung durch die Priesterklasse legitimiert, der Eigentumstitel der Götter bestätigt werden: »Das Mittel, dem Priesterkönig seine Legitimation zu erhalten, findet die theokratische Gesellschaft im Opfer, darin, daß sie dem Priesterkönig eine in Reichtumsgaben sich manifestierende materiale Anerkennung des formalen Eigentumsanspruchs der Götter abnötigt.« Und in der »Absicht, den jenseitig wahren Herren des Reichtums eine empirisch tragende Basis zu verschaffen, die der realen Appropriation des Reichtums durch ihn, den Statthalter auf Erden, standzuhalten vermag, wählt der Priesterkönig paradigmatischen Reichtum, exemplarischen Überfluß aus, den er den jenseitigen Herren parte pro toto dessen, was er ihnen schuldet, ostentativ übergibt und als Teil des Ganzen, das ihnen zusteht, demonstrativ zur Verfügung stellt.«

Der Fruchtbarkeitskult als imaginärer Widerstand

Weniger entwickelt und etwas dunkel erscheint, welche Projektionen Ulrich Enderwitz in der vorherrschenden Opferpraxis – im kultischen Töten und Schlachten – am Werke sieht. Hier wie auch schon bei der Deutung des Festes und des darin entsprungenen Mythos vom Heros spricht der Autor von einem »anderen Subjekt«, das den Stammessubjekten bzw. der Opfergemeinde plötzlich epiphanisch gegenübertrete und in dem die Selbstzurücknahme des Reichtums Gestalt und Ereignis werde: »Weil das andere Subjekt, das bei Gelegenheit der Opferhandlung neu erscheint, die theokratische Gesellschaft mit der gleichen schrecklichen Irrealisierung bedroht wie einst das aus Anlaß der Reichtumserzeugung erschienene andere Subjekt die Stammesgemeinschaft, weigert sich die Opfergemeinde, das andere Subjekt als die singularische wahre Identität der Götter anzuerkennen, erklärt es zu einem ex nihilo auftauchenden sakrilegischen Störenfried und läßt den Priesterkönig es als Sühneopfer sakrifizieren.« Der Darbringungs- und Weiheakt verkehrt sich ins Schlacht- und Sühneopfer. Plötzlich wird die »in voller Leibhaftigkeit diesseitig wahre Gestalt der jenseitigen Reichtumsbesitzer« sichtbar, deren wirkliche Identität: nämlich nichts als Reichtum zu sein, stellt jedoch die Priesterkönige in Frage, und um dies zu vereiteln, gehen die Priester zum Sühneopfer über und werden zu Schlächtern.

An diesem Umschlagpunkt des Kultes sieht Enderwitz denn auch den Ansatzpunkt der Auferstehungsreligionen, die vielfach als agrarische Fruchtbarkeitskulte mißverstanden werden, in Enderwitz' Sicht aber so etwas wie eine Projektion des Widerstands darstellen – aus der Perspektive der unterworfenen argarisch produzierenden Unterschicht. Das bei der Opferhandlung erscheinende andere Subjekt »übt auf die am Rande des Opfergeschehens postierte und von dorther mit gemischten Gefühlen zuschauende Unterschicht eine geradezu elektrisierende Wirkung und schier unwiderstehliche Faszination aus. Zutiefst zerfallen, wie sie ja ist, mit der zu lebensartlicher Apartheit entfalteten aristokratischen Reichtumssphäre, kann die Unterschicht gar nicht anders, als in dieser Negativität des anderen Subjekts eine Artikulation und Bestätigung ihres eigenen, gegen jene Sphäre der Oberschicht sich regenden Ressentiments zu gewahren.« Der Rausch, die Ekstase, in die der Dionysoskult versetzt, erweist sich als Krisenbewältigung mit imaginären Mitteln, als scheinhafte Aufhebung der Unterdrückung und irreale Wiederherstellung der Subsistenzverhältnisse – im Gegensatz zum mythologischen Fest, in dessen Vollzug doch der Reichtum tatsächlich, wenn auch nur vorübergehend, beseitigt wurde. Was als Fruchtbarkeitskult erscheint und Subsistenzverhältnisse beschwört, ist in Wahrheit Reflex und Abglanz der Reichtumserzeugung.

Im dritten Teil seiner Studie schließlich, der sich offenkundig zu drei Bänden auswächst (Indien/Griechenland/

China und Israel), behandelt Enderwitz unter dem Titel »Die Herrschaft des Wesens« die Ablösung der opferkultlich theokratischen Ordnung durch einen auf Transzendenz und ethisches Verhalten abgestellten, monotheistischen »Wesenskult«. Dieser Kult eines abstrakt gewordenen Wesens wird dabei als Antwort auf die orgiastischen Natur- und Fruchtbarkeitskulte begriffen, in denen die sozialen Spannungen überall ihren religiösen Ausdruck fanden. Abermals gelingt es Enderwitz, eine historische Konstellation aus seinem Grundgedanken zu entschlüsseln, wenn er im jüngst erschienenen Band das seltsame Zwitterwesen der griechischen Polis, ihr »Zugleich von kommerzieller Bestimmtheit und aristokratischer Verfaßtheit«, analysiert. Ursprünglich der priesterköniglichen Reichtumsverwaltung entstammend, erweist sich hier das Handelskapital bald als Kuckucksei im theokratischen Nest, als neues Organisationsprinzip und Kristallisationspunkt der Polis, die schließlich auch die aristokratische Oberschicht köpft, den Priesterkönig entmachtet und mit dem Rumpf der landbesitzenden Aristokratie eine Symbiose eingeht. Für die aristokratischen Herrn wird damit jedoch eine Befreiung von den opferkultlichen Verpflichtungen möglich, die ihnen in der theokratischen Ordnung auferlegt sind: Sie ziehen in die Stadt, die nun nicht mehr das Zentrum einer Theokratie ist, sondern Marktzentrum, und können sich damit von der Pflicht räumlich und zeitlich festgelegter ritueller Anerkennungsgesten und kultischer Darbringungshandlungen emanzipieren, müssen nicht mehr den Opferer vom Dienst spielen, den Verbindungsmann zu den Göttern mimen, sondern können im Rahmen der Polis wesentlich freier über ihren Reichtum verfügen, den sie gleichwohl noch immer aus derselben Quelle beziehen: der Ausbeutung einer in agrarischer Fron produzierenden Bevölkerung. Aber diese Emanzipation gibt es nicht gratis: Der in der Polis residierende Aristokrat muß etwas hergeben von seinem Reichtum, der Stadt übereignen, herschenken. Die »Liturgie« bezeichnet dieses Entgegenkommen: Mit den Mitteln der Aristokraten wurde schließlich all das Schöne finanziert, was dem Bildungsbürger die Griechen so wert macht.

Auch die Religion der Polis ist demnach schon bestimmt durch die (letztlich monotheistische) Abstraktion von allen konkreten kultischen Bezügen. Der Bezug auf ein abstraktes Wesen soll der sozialkritischen Negativität des dionysischen Kults die Spitze nehmen (so ungefährlich und irreal ist also der dionysische Rausch denn doch nicht) und überhaupt die traditionellen Garanten des gesellschaftlichen Reichtums, die Götter, ebenso überflüssig wie alle opferkultlich-rituelle Abhängigkeit von ihnen obsolet werden lassen. Vielleicht könnte die Religion der Polis als eine Art Gleichgewicht zwischen der alten opferkultlichen Praxis und dem abstrakten Wesensbezug vorgestellt werden – und das gesellschaftliche Leben der antiken Aristokraten als ein Balanceakt zwischen der Entrealisierung der Welt, die durch den Bezug aufs abstrakte Wesen droht, und der Freiheit, die Dinge dieser Welt ungestört zu genießen. Als Inbegriff dieser Balance zwischen Schein und Sein kann das Theater gelten, dessen Metaphorik Enderwitz nicht zufällig zur Beschreibung der aristokratischen Lebensweise in der Polis bemüht: Der Wesensbezug erlaube es dem Aristokraten, die Welt den Göttern und ihrem Verfügungsanspruch als ein Ganzes des Scheins »agnostisch zu entreißen und, wenn schon nicht zu seinem Schöpfungswerk, seiner Kreatur, zu erklären, so doch zu seinem Bühnenwerk, seiner Kulisse zu machen, erlaubt es ihm andererseits, sich auf dieser Bühne der Erscheinungswelt narzißtisch zu inszenieren ...«

Es könnte in gewisser Hinsicht auch von einem säkularisierten Opferkult gesprochen werden, der in der Polis praktiziert wird: Statt Priester und Opfergemeinde stehen sich Aristokrat und Bürgerschaft gegenüber, während der Opferpriester aber an den Kult geschmiedet bleibt, braucht der Aristokrat von der Bürgerschaft Zustimmung und Anerkennung, um sich von ihm lösen zu können, und diese muß er immer wieder aufs Neue erringen – bei Strafe des Untergangs, der ihm in Gestalt von Scherbengericht und Verbannung droht. Solchermaßen gelingt es der Polis, den aristokratischen Reichtum zu integrieren. Die Demokratie bewährt sich als praktikable Umverteilungsmaschine des Reichtums: Einerseits integriert sie den aristokratischen, andererseits diffundiert sie auch den handelskapitalistischen.

Offene Fragen: Produktivität und Sklaverei

Die Abstraktionshöhe, die Enderwitz durchhält und die manchmal schwindlig macht, beruht auf der realen Abstraktion, die durch die Formveränderung der Reichtumsproduktion entsteht; sie faßt das real Gemeinsame vieler verschiedener Gesellschaften zusammen. Wenn Enderwitz dabei auch vom Geschlechterverhältnis abstrahiert, so bleibt er ebenfalls in der Immanenz der Abstraktion – obwohl gerade sein Grundgedanke nicht wenig zur geschichtlichen Entwicklung des Geschlechterverhältnisses beitragen könnte: Die Durchsetzung der olympischen Götter war schließlich, wie auch der Wesenskult, immer mit einer bestimmten Abspaltung und Depotenzierung des Weiblichen verbunden.

Probleme ergeben sich also vor allem dort, wo die Immanenz der realen Abstraktion etwas von den gesellschaftlichen Konflikten verdeckt, über die hinweg und durch die hindurch sie sich behauptet. Am meisten gilt dies für Enderwitz' neuen Band über die Polis. Die Bedeutung der Kriege (mit Ausnahme der Perserkriege) und der Sklaverei wird unterbelichtet; ebenso im Hintergrund bleiben die kleinen Landbesitzer, die freien Bauern (wie sie etwa bei Aristophanes die Szene beherrschen). Die Rolle des Handelskapitals kann gewiß nicht überschätzt werden, wohl aber die des Handwerks: Enderwitz sieht in dessen Produktivitätssteigerung eine entscheidende Kraft der Akkumulation und spricht von einem regelrechten »Produktivitätsgefälle«, das dadurch entstanden sei. Abgesehen davon, daß Fachwissenschaftler wie Moses I. Finley einer solchen Behauptung energisch widersprechen würden, könnte ebensogut gefragt werden, warum dieses Gefälle bei einer so hoch entwickelten Kultur wie der griechischen so gering blieb – etwa im Vergleich zum westeuropäischen Mittelalter – und die Arbeit bekanntlich einen schlechten Ruf genoß. Hier wäre wiederum auf die Funktion der Sklaverei für die antike Polis hinzuweisen, die einer Produktivitätssteigerung entgegenwirkte, und vielleicht auch auf die geringe Bedeutung des Pachtbesitzes, während im westeuropäischen Feudalismus offenkundig Leibeigenschaft, Lehenssystem und später Pachtbesitz zum Stachel der Produktivität werden sollten, wie es zumindest Perry Andersons Studie über den absolutistischen Staat nahelegt.

Doch sind dies allesamt Probleme, die dem Grundgedanken, dem Enderwitz folgt, nichts anhaben, sondern zeigen, daß dieser Gedanke noch weiter in verschiedenen Richtungen entwickelt werden könnte. Enderwitz selbst steuert freilich schon auf das abendländische Finale zu: Mit dem Christentum wird er im folgenden (wievielteiligen?) Band den Übergang zur »Macht des Kapitals« darstellen und die Brücke schlagen zu den Theorien über Faschismus und Bürgertum, Antisemitismus und Volksstaat, wie sie aus seiner Untersuchung *Der Konsument als Ideologe* (von 1994), vor allem aber aus seinem Buch *Antisemitismus und Volksstaat* (von 1991) bereits bekannt sind. Letzteres hat neben Moishe Postones Aufsatz über »Antisemitismus und Nationalsozialismus« wesentlich die Diskussion des Antisemitismus in der deutschen Linken nach 1989 mitbestimmt. Darum hat Enderwitz' Verlag (Ça ira, Freiburg) jetzt eine Neuauflage herausgebracht, die um einen älteren Text über den »revolutionären Staat« als »Paradox der bürgerlichen Gesellschaft« und ein neues Vorwort erweitert ist.

Kapitaler Potlatsch und deutsche Volksgemeinschaft

Faschismus und »Volksstaat« zeichnen sich Enderwitz zufolge als das letzte Kapitel von Reichtum und Religion ab. Wenn der Reichtum vollständig zu Kapital geworden ist und auf den in allen produzierten Gütern steckenden Wert reduzierbar wird, dann treten die Aneigner des Reichtums als Subjekte zurück und sind bloß noch Anhängsel des automatischen Subjekts. (Die Schicht der bürgerlichen Ideologen, Künstler, Philosophen etc. entsteht nicht zuletzt aus der Notwendigkeit, den immer gigantischer werdenden Reichtum zu konsumieren, damit der produzierte Mehrwert auch realisiert werde.) Das Bürgertum, das dem Kapital seine politische Autonomie verdankt, bringt diese Autonomie letztlich dem Kapital selbst zum Opfer, sobald die Krise der Reichtumsproduktion erneut zuschlägt. Als konsumtiver Hauptnutznießer der Akkumulation läßt sich dieses Bürgertum freiwillig entmachten und veranlaßt den Staat, in die Rolle eines autokratisch handelnden Subjekts von kapitalen Gnaden zu schlüpfen.

In dem Text aus dem Jahr 1981, der der Neuauflage des *Volksstaats* beigefügt wurde, erscheint manches davon noch arg verkürzt: Napoleon wird geradezu als erster Faschist, Kierkegaard als dessen Philosoph interpretiert; die Revolution, gegen die Napoleon und der faschistische Staat mobilisiert worden sind, wird umgekehrt als rein subversive Bewegung betrachtet, die nur das eine Ziel gehabt habe, Staat und Kapital abzuschaffen. Andererseits konnte Enderwitz Napoleon und Hitler nur darum einander so naherücken, weil er offenkundig damals die Bedeutung des Antisemitismus noch kaum berücksichtigte und zu sehr auf die bürgerliche Klasse fixiert blieb, die Arbeiterschaft als integrierten Bestandteil des Staats aber weitgehend ausklammerte.

Dies wird durch den nunmehr wiederaufgelegten Text zurechtgerückt: Der Volksstaat bewährt sich gerade in der Integration der revolutionären Kraft – im selben Maß, in dem der Antisemitismus eine Art Ersatzobjekt in den erneut ausbrechenden Krisen der Reichtumsproduktion bereithält. Im neuen Vorwort heißt es dazu abschließend: »Ausgeliefert sind die Staatsbürger dem im Faschismus kulminierenden leviathanischen Staat nicht etwa deshalb, weil er übermächtig, ein sie in seiner Objektivität und Selbständigkeit erdrückendes fremdes Subjekt, sondern weil er von ihnen bevollmächtigt, ihre zum fremden Subjekt verselbständigte und objektivierte eigene Macht ist.« Als solche macht sich der Staat »den drei entscheidenden gesellschaftlichen Kräften Arbeiterschaft, Kapital und Bürgertum gleichermaßen unentbehrlich und

etabliert sich als jene objektive gesellschaftliche Identität, in der alle drei ihre komplizenhaft ineinander verwirkte Existenz ... haben.« Damit gelangt Enderwitz schließlich in die Gegenwart, wobei er – kaum überraschend – auf die Kategorien von Reichtum und Religion zurückgreifen kann: »Weil der (Zweite Welt-)Krieg in einem Potlatsch ohnegleichen, einer gigantischen Zerstörung gesellschaftlichen Reichtums, resultiert und, negativ betrachtet, Not und Armut, positiv genommen, einen schier unerschöpflichen Bedarf an Subsistenzmitteln und Konsumgütern hinterläßt, kann die reale Erbin und Rechtsnachfolgerin des faschistischen Staatswesens, die nach dem Vorbild des letzteren retablierte westdeutsche Republik, kraft der qualifizierten gesellschaftlichen Arbeit, über die sie nach wie vor verfügt, und dank des Kapitals, das amerikanische Hegemonialmachtpolitik ins Land pumpt, ein ökonomisches Wiederaufbauprogramm starten, das sich mit den politischen Institutionen einer repräsentativen Demokratie bestens verträgt ...«

Doch was geschieht, wenn der nächste Potlatsch notwendig werden sollte – notwendig im Sinne der Verwertung des Kapitals, wenn die Reichtumsproduktion erneut zur Krise drängt – und die »finale Krise«, wie Enderwitz glaubt, sich als »unausweichlich« erweist? »Sollte es unser Los sein, Zeitzeugen der großen Krise zu werden und den faschistischen Staat in seiner Agonie zu erleben, bleibt uns nicht einmal mehr die Hoffnung auf Gott – jedenfalls nicht auf den Gott, der den Leviathan erschuf – denn dieser Gott sind wir selbst.«

Ulrich Enderwitz: *Reichtum und Religion*. Vier Bücher in sieben Bänden. Ça ira-Verlag, Freiburg; Buch 1: *Der Mythos vom Heros*, 1990, 197 S., 24 Mark; Buch 2: *Der religiöse Kult*, 1991, 303 S., 28 Mark; Buch 3: *Die Herrschaft des Wesens*. Bd.1: *Das Heil im Nichts*, 1996, 186 S., 25 Mark, Bd. 2: *Die Polis*, 1998, 498 S., 48 Mark

Ulrich Enderwitz: *Antisemitismus und Volksstaat. Zur Pathologie kapitalistischer Krisenbewältigung*. Ça ira-Verlag, 2. Aufl. Freiburg 1998, 203 S., 24 Mark

---

Gerhard Scheit schrieb in KONKRET 3/99 über den Nazifilm »Heimkehr«

Konkret 07/99, S. 56

Stefan Wirner

Mi verst ndnis Antisemitismus

Ulrich Enderwitz deutet den Antisemitismus als Ersatzhandlung in Zeiten wirtschaftlicher Umbrüche. War der Holocaust gar nicht so gemeint?

War die Durchführung des Holocaust eine Ersatzhandlung, ausgelöst durch die Zuspitzung ökonomischer Widersprüche innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft Deutschlands? Der in Berlin lebende Publizist Ulrich Enderwitz legt in: Antisemitismus und Volksstaat – Zur Pathologie kapitalistischer Krisenbewältigung, *das nun in zweiter, erweiterter Auflage bei a ira erschienen ist, diese Deutung nahe.*

In dem Buch, das zwei Abhandlungen aus den Jahren 1981 und 1991 und einen philosophischen Essay mit aktuellen Bezügen umfaßt, analysiert Enderwitz die Geschichte der deutschen Staatenbildung: vom Feudalismus über den preußischen Obrigkeitsstaat und die sozialdemokratisch-populistische Weimarer Republik bis hin zum nationalsozialistischen Volksgemeinschaftsstaat. Dabei sind seiner Theorie nach die Juden Opfer einer neurotischen Verschiebungsleistung in Zeiten wirtschaftlicher Umbrüche und Krisen. Dies betreffe den mittelalterlichen »Burgjuden« auf ähnliche Weise wie den »Hofjuden« im Absolutismus und den »Liberalitätsjuden« der Neuzeit. Juden dienten als Prügelknaben und erlitten stellvertretend den Zorn derjenigen gesellschaftlichen Gruppen, die bei wirtschaftlichen Veränderungen den kürzeren ziehen. Antisemitismus ist bei Enderwitz ein vom jeweiligen Staat eingesetztes Instrument der Gefahrenabwehr, das die Auflehnung gegen die Wirtschaftsordnung, für die der Staat gegenüber seiner Klientel bürge, kanalisiere und von ihrer Zielrichtung ablenke. Enderwitz These besagt, »daß der europäische Antisemitismus nicht Problemen entspringt, welche die europäischen Gesellschaften mit ihren Juden haben, sondern von Anfang an Ausdrucks- und Projektionsmittel interner Konflikte der betreffenden Gesellschaften selber ist«. Im Vergleich zum Antijudaismus früherer Zeiten charakterisiert Enderwitz den »modernen« Antisemitismus als vor allem politökonomischer Natur, als »Symptomhandlung oder Abreaktion«, als »Ablenkungsmanöver«, Juden fungierten als »Projektionsmedium eines verschobenen Protestes«.

Antisemitismus als umgeleiteter sozialer Protest: eine Deutungsvariante, die spätestens seit Goldhagen auf dem Prüfstand steht. Enderwitz kann das enorme Gewaltpotential, das sich im »Dritten Reich« gegen Juden entlud, in seiner Analyse nicht fassen. Wenn er auch einleuchtend die Konfliktbewältigungsstrategien des bürgerlichen Staates in der Krise darlegt, den Umschlag in den barbarischen Terror – den »eliminatorischen Antisemitismus«, wie es bei Goldhagen heißt, vermag er nicht schlüssig zu erklären. Wie kann eine am »Ersatzobjekt Jude geübte Verdrängungspraxis« in das Grauen von Auschwitz münden? Nach Enderwitz verwandelte sich der eher mit herkömmlichen Zügen ausgestattete Antisemitismus der frühen 30er Jahre »plötzlich – mitten im Krieg« in eine eliminatorische Praxis. Das Jüdische stelle sich »dem Führerstaat plötzlich als ein ernstzunehmender, im Felde greif- und angreifbarer Gegner dar«. Vielleicht haben aber auch diejenigen, die in den 30er Jahren Mein Kampf *gelesen haben, schon vorher gewußt, worauf das »Dritte Reich« hinauslaufen sollte.*

Matthias Küntzel u. a. haben Enderwitz in ihrem Buch Goldhagen und die deutsche Linke *kritisiert: »Während Goldhagen plausibel macht, daß der Vernichtungskrieg im Osten die Gelegenheit für die Durchführung des lange vorher gehegten Vernichtungswunsches bot, ergibt sich bei Enderwitz die Vernichtung der Jüdinnen und Juden in Europa erst als Konsequenz aus der Logik des totalen Krieges.« Tatsächlich vermag Enderwitz nicht darzustellen, wie eine »volksgemeinschaftliche Aggression« sich zu einer »Ausrottungs- und Beseitigungsaktion« steigern kann. Wenn der Staat als übergeordneter Interessenverwalter eine Seite seiner Interessenten zur begeisterten Teilnahme an Massentötungen bewegen kann, dann läßt dies gewisse Dispositionen vermuten, die schon lange vor der Kriegshandlung virulent gewesen sein müssen. Das dialektisch-materialistische Geschichtsbild Enderwitz kann bestimmte Phänomene nicht adäquat fassen: Warum gibt es Antisemitismus auch in Zeiten, da er nicht in staatlich-wirtschaftlichem Interesse liegt? Wenn die Ermordung der Juden hauptsächlich der Kriegslogik geschuldet war, wie konnte dann ein Bericht über jüdische Flüchtlinge und Displaced Persons in Europa im Jahre 1946 zu folgendem Schluß kommen: »Man kann ruhig offen sagen, daß achtzehn Monate nach Kriegsende der Krieg gegen die europäischen Juden noch nicht zu Ende ist« (zit. nach Michael Brenner:* Nach dem Holocaust. *München 1995, S. 25). So kamen zwischen 1945 und 1947 noch 1.000 Juden bei Pogromen (vor allem in Polen) ums Leben. Auch die Tatsache, daß der Antisemitismus gerade in Deutschland eliminatorische Praxis wurde, kann mit der »Not der gesellschaftlichen Verspätung« nicht vollständig erklärt werden. Bei Enderwitz steht hinter dem Antisemitismus (im faschistischen Staat) die »komplizenhaft ineinander verwirkte Existenz« von Bürgertum, Arbeiterschaft und Kapital. Warum jedoch die wirtschaftlichen Verlierer immer wieder aufs neue auf das Täuschungsmanöver Antisemitismus, das der jeweilige Staat laut Enderwitz inszeniere, hereinfallen, bleibt offen. Nach Enderwitz schlägt der Antisemit den Sack und meint den Esel. Was aber, wenn er doch den Sack meint? Das ist das Missing*

link dieser dennoch sehr lesenswerten Abhandlung über das Verhältnis von Antisemitismus und staatlichem Handeln.

Ulrich Enderwitz: Antisemitismus und Volksstaat. Zur Pathologie kapitalistischer Krisenbewältigung. *Ça ira, 2. erw. Auflage, Freiburg 1998, 203 Seiten, 24 Mark*

Konkret 07/99, S. 59

Mark-Stefan Tietze

Melodie & Rhythmus

Tom Waits: Mule Variations. Epitaph/Pias/Connected

Was reden die Leute da immer? Natürlich gibt es auch heutzutage noch stabilisierende, kontinuierliche Geschichtserfahrungen. Nehmen wir zum Beispiel die neue Platte von Tom Waits, seine erste seit sechs Jahren. Sie klingt praktischerweise wie die von Tom Waits davor und die davor usf. – und ermöglicht dergestalt allen alten Freunden des famosen Sängers und Multiinstrumentalisten eine »organische Verbindung zur Vergangenheit ihrer eigenen Lebenszeit« (E. Hobsbawm). Ein bißchen Programming und ein paar Turntables sind zwar in die Aufnahmen hineingebacken worden, aber der störrische Kerl hat keinesfalls die Absicht, seine Blues-Folk-Balladen-Geräusche-Mixtur an die Sounds der Jetztzeit anzuschließen; er will sich ja nicht wie der große Bruder von Beck anhören.

Nötig hat Waits das freilich auch nicht, denn er ist schon lange sein eigenes Markenzeichen, das auf eine schier unvorstellbare Menge von Bildern aus der US-amerikanischen Populär- und Subkultur verweist. Statt aber zu den Verlierern der Großstadt geht die melancholische Reise diesmal eher ins Ländliche: Man hört s unter anderem am krähenden Federvieh und dem Getrampel auf den Holzdielen, das den Mann mit der schorfigen Stimme und den seltsamen Geschichten begleitet, wenn er erneut den Blues bis auf die Bohnen herunterschrubbt und Marc Ribots Gitarre schräg dazu sägt. Auch die »Mule Variations« bieten also edles Kunstgewerbe mit Echtheits-Zertifikat und Underdog-Referenzen und Anklängen an alles Erhabene und Schmutzige, was die Musik seit Menschengedenken ausgebrütet hat.

Nicht daß ausgerechnet dieses Album musikhistorisch wirklich not getan hätte – aber man kann es als ein explizit Zeitloses (soll heißen: die Zeiten Überbrückendes) durchaus liebgewinnen. Wie Waits die eigenen vier Wände in einigen Texten feiert, paßt dazu ebensogut wie der gewichtige Anteil von Gattin Kathleen Brennan als Koautorin und Koproduzentin an dem Werk. Diese gut geölte Maschine mit dem sorgsam aufgetragenen Rost produziert eben gehobenen Konsens für alle über Dreißig, die ihre wilden Jahre in engen Jeans verbracht und dabei gern mal einen über den Durst getrunken haben.

Konkret 07/99, S. 60

Georg Seeßlen

Dahinter steckt immer irgendwas

Über eine Anzeigen-Kampagne der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Deutschland«

Eine Postkarten-Fotoserie führt uns an denkwürdige, imposante und auf irgendeine Art besonders lichtdurchflutete Orte: ein Opernhaus, eine altehrwürdige Bibliothek, ein Atelier, ein Gewächshaus, ein Sportstadium, antike Ruinen, eine Wüstenlandschaft, eine mittelalterliche Burg, die Lettern des »Hollywood«-Schriftzuges auf dem Mount Lee, die Spitze eines Skyscrapers in New York, die Quadriga, die Gemächer eines Rokoko-Schloßes, ein Lavafeld auf Lanzarote. Das Licht, wie gesagt, spielt in diesen Aufnahmen eine besondere Rolle. Es kommt ziemlich tief aus diesen Räumen und geht tief in sie hinein. Etwas durchaus Sakrales liegt in der Luft, es fehlt nicht viel, und Architektur und Licht verbündeten sich zu einem triumphalistischen Kitsch, der die Wahrnehmung des Ortes zugunsten seiner Wirkung erschlägt. Man bewegt sich am Rande dessen, was bürgerlicher Geschmack erträgt. Man schaut hier nicht neugierig, sondern will sich beeindrucken lassen.

Irgendwo in dieser Effektarchitektur nun sitzt jemand und liest die Zeitung. Einmal sind es auch zwei, ein andermal darf einer dabei liegen. Was es mit diesen Zeitungslesern und Zeitungsleserinnen auf sich hat, erfahren wir auf zweierlei Art. Oben links steht, scheinbar recht bescheiden in eckige Klammern gesetzt, der Slogan: »Dahinter steckt immer ein kluger Kopf«. Und eine Fußzeile klärt uns darüber auf, wer es denn nun ist, der an diesen ungewöhnlichen Orten, statt den Blick schweifen zu lassen, sich hinter einer »Frankfurter Allgemeinen« versteckt. Nur zum Beispiel: JÖRG IMMENDORFF, Maler, HANNA SCHYGULLA, Schauspielerin, VICCO VON BÜLOW, Loriot, BODO H. HAUSER, ULRICH KIENZLE, Journalisten, ALBERT MANGELSDORFF, Posaunist, HANS MAGNUS ENZENSBERGER, Schriftsteller, JUPP HEYNCKES, Fußballtrainer, JOSCHKA FISCHER, Abgeordneter, KURT MASUR, Dirigent, PATRICIA KAAS, Sängerin. Die üblichen Verdächtigen eben. Die Pointe der Bilder ist es, daß diese Kulturprominenten nicht nur hinter ihrer angeblich so faszinierenden Lektüre verborgen sind (was natürlich den gewünschten Nebeneffekt einer Suspense-Frage erzeugt: Sind das überhaupt die echten?), sondern auch recht klein und bescheiden im Hintergrund und an der Peripherie. Der große Raum und der kleine Mensch: der »FAZ«-Leser und die »FAZ«-Leserin, so scheint es, machen sich aus diesem Augenblick der Bedrohung und Erhabenheit nichts. Entweiht der Bürger seine eigenen Kultstätten, oder läßt er umgekehrt den Glanz des Ortes auf seine Lektüre fallen, auf daß er selber mit dem aufgefalteten Blatt vor dem mehr oder minder klugen Kopf zu einer Ikone verschmelze, der Ikone des sich selbst für hinreichend aufgeklärt haltenden Bürgers?

Man könnte diese Reklame-Fotoserie wohl unter dem Motto »Ganz nette Idee, aber schnell zu Tode geritten« ablegen. Aber ach, sie erzählt zuviel über das Selbstverständnis von Kultur in diesem Land. Es ist eine Geschichte der Dummheit in diesen Bildern versteckt.

Sehen wir uns noch einmal die Orte an. Sie weisen auf ihre schiere Größe und auf ihren rituellen und ornamentalen Charakter hin. Stets öffnen sich die Räume hin zu einer »unendlichen« Weite; keine der Architekturen und Landschaften vermittelt den Eindruck von Geschlossenheit (was gelegentlich durchaus in Widerspruch mit ihrem sozialen Gebrauch steht). Sie repräsentieren aber genau das, was wir an Positivem in der Innenwelt des prominenten Zeitungslesers vermuten dürfen. Die Aussage der Fotografien ist also immer die gleiche:

· Jemand ist privilegiert genug, an einem kultischen Ort allein zu verweilen. Wir normalen Menschen kommen in diese Situation nicht; wenn überhaupt, gelangen wir an diesen Ort nur als Mitglied einer demokratischen Konsumentenmasse.

· Dieser Jemand genießt nun keineswegs den Augenblick der Erhabenheit. Während unser Blick vollkommen gebannt ist von der Magie des Ortes, ist seiner vollkommen verschwunden. Er liest nicht den Ort, im Falle von Hans Magnus Enzensberger ignoriert er sogar eindrucksvolle Reihen von Büchern, um an einem exponierten, wenn nicht gar waghalsigen Platz die Zeitung zu lesen. Freilich: Wenn man genauer hinsieht, handelt es sich weniger um ein Zeitunglesen, sondern um die Darstellung des Zeitunglesens. Unsere Kulturhelden und -heldinnen verwandeln sich in Statuetten des Zeitungslesers.

· Der Widerspruch des großen und des kleinen Kults, des Erhabenen und des Alltäglichen, des Einzigartigen und des Massenhaften löst sich daher in einer Geste der mehrfachen Verweigerung auf: Die »Frankfurter Allgemeine« liest man eben nicht in der U-Bahn, in einem Straßencafé oder in einer Warteschlange. Man genießt sie vielmehr als narzißtisches Kulturwerkzeug, das sich in seiner Form ebenso wie in seiner Idee die demokratische Zumutung verbittet.

· Die bürgerliche Kultur hat es in diesen Bildern wie im wirklichen Leben fertiggebracht, das kulturelle Erbe zugleich zu besetzen und zu ignorieren. Der Kulturbürger inszeniert sich inmitten des angemaßten Ortes als Ikone, die »das Wissen« und das Sich-Verbergen noch einmal auf den Punkt bringt. Warum denn muß der kluge Kopf immer *dahinter* stecken? Nicht etwa sich darüberbeugen, hinter dem gefalteten Papier genügend Raum für den Griff nach der Kaffeetasse oder den Blick auf eine Nachbarin oder einen Nachbarn freigeben, sich bewegend mit der Lektüre in den sozialen Raum? Nein: die »Frankfurter Allgemeine« verkauft sich als eine perfekte Maske, eine scharfe Grenzlinie zwischen Ich und Welt. Die

behauptete Klugheit des dahintersteckenden Kopfes ist nicht nachprüfbar, seine Ignoranz freilich wird vollkommen sichtbar in der Geste, in der ein namhaft gemachter Kulturheld sich in das lebende Bild der »FAZ«-Reklame verwandelt. (Nur Loriot darf diesen Abbildungsprozeß unterlaufen: Er schläft unter der Zeitung, bewacht von einem Mops. Soll niemand sagen, bei der »FAZ« verstünde man keinen Spaß!)

· Warum die »FAZ«-Leserin und der »FAZ«-Leser freilich so gelassen und ignorant gegenüber der Außenwelt sein können, hat noch einen anderen Grund, sie ist nämlich eine semiotische Tautologie: Die Außenwelt ist nur dazu da, die Innenwelt zu symbolisieren. Das wird bei einem der neuesten Modelle der Kampagne, Helmut Kohl, der an Bord des Schiffes »European Freeway« inmitten schwer-eiserner Poller, Winden und anderer bulliger Gerätschaften fotografiert wurde, durch die verantwortliche Werbeagentur Scholz & Friends so erklärt: »Das Bild soll die Leistung des Europapolitikers Kohl symbolisieren, den alten Kontinent wieder in Fahrt gebracht zu haben.« Ah ja.

Der Widerspruch zwischen der Sogkraft des dramatischen und tiefenscharfen Bildes für den Betrachter, der marginalen Ignoranz des darin verborgenen »FAZ«-Lesers hätte nun gerade den bescheidenen ästhetischen und dramaturgischen Reiz eines Ostereier-Suchens. Die Produzenten der Fotoserie haben es indes damit nicht bewenden lassen, sondern die breit ausgefaltete Zeitung (wir müssen vermuten, daß für Einstellungen mit längeren Wartezeiten unsere Kulturhelden durch Leistungssportler und

-sportlerinnen gedoubelt wurden) durch Lichtführung in ihrer Leuchtkraft verstärkt. Daß das weiße Stück Papier auch noch bedruckt ist, kann man bei manchen Bildern nur noch ahnen. Durch diese Beleuchtung wird aus dem Ikon, das in der erhabenen Landschaft oder Architektur verborgen ist (der Bürger als unberührbares, autonomes Wahrnehmungswesen in einer erdrückend expressiven Umgebung, die nichts anderes auszudrücken in der Lage ist als die »Leistungen« dieses Bürgers selbst) auch ein Emblem. Die ausgebreitete Zeitung vor dem angeblich klugen Kopf wird zur Signatur der Ordnung in der suggestiven und mehrdeutigen Welt. Unser Blick, bewußt in die Tiefe und die Ambiguität geführt, »befestigt« sich am Emblem und liest die Umgebung nur noch von ihm ausgehend. Mit einem Mal bekommt alles seinen eindeutigen Sinn. Die Welt hat kein Für-Sich, sie ist auch nicht Wille, und von Vorstellung kann schon gar keine Rede sein. Sie ist vollkommene Tautologie, die Gewißheit des getreulich abgebildeten idealen Innens der Emblemträger. Und da die Beleuchtung der weißen Zeitung mehr-als-natürlich ist, wird aus dem Emblem auch noch jenes Zeichen, das seine Legitimation von außerhalb dessen erhält, was im Bild selber zu sehen ist. Zu Risiken und Nebenwirkungen einer solchen Ästhetik fragen sie ihre Filmkritikerin oder ihren Religionswissenschaftler.

Zur konkreten Erfüllung des Ikons – ein Kulturheld bzw. eine Kulturheldin »spielen« an dramatischem und selbstreflexivem Schauplatz eine sehr einfache Reklamezeichnung nach – gehört auch eine besondere Körperhaltung, die uns dort deutlich wird, wo wir ein wenig näher an die Lesenden herankommen. Aus der Ikonographie leitet sich offenkundig ein moralisches Dogma ab: Die »Frankfurter Allgemeine« liest man mit übereinander geschlagenen Beinen. Das funktioniert auf drei Bedeutungsebenen. Zum einen mögen wir damit geistige Konzentration und körperliche Entspannung ausdrücken. Übereinander geschlagene Beine verweisen zum zweiten auf die Entstehungszeit des Ikons, auf die fünfziger Jahre, in denen wir Männer- und mehr noch Frauenbeine fast nur im Zustand der Übereinandergeschlagenheit wahrgenommen haben, jedenfalls sobald sie zu irgendeiner Form der Ruhe kommen konnten. Eine Art Latenzphase rastloser Dynamik, und, natürlich, zum dritten: erotische Zurückhaltung, sexuelle Verschlossenheit. Der Bürger und seine Zeitung werden zum zentaurischen Wesen, das sich gegen die Lust in der Wirklichkeit zur Wehr setzt.

Kurzum: Das Ikon kreist in sich selbst und hat am Ende seine Absicht sogar noch überdeutlich – also an der Grenze der Selbstparodie – hervorgebracht: die Bezeichnung der Abwehr des zeitunglesenden Menschen gegen die Welt. Die »Frankfurter Allgemeine« ist zum Emblem geworden, in dessen Schutz man der sinnlichen Suggestion der Welt, der ornamentalen Vielfalt, den Zumutungen der sich verändernden Zeichen, der Mehrdeutigkeit der Welt, des Widerstands der Bilder gegen den Blick, standhalten kann. Die »Frankfurter Allgemeine«, so lese ich in diesen Bildern, ist das beste Mittel gegen die eigene Wahrnehmung der Welt; sie verspricht reine Ordnung gegen das Chaos, und sogar Beschaulichkeit gegen das Erhabene. Sie verlängert das Ich in die ganze Welt hinein. Und dabei ist dieses Totem noch stark genug, die Gegenwärtigkeit eines Rests der wilden Welt zu ertragen, da es die Wahrnehmung so vollständig absorbiert. Sollte das, was wir auf den Bildern sehen, die obszöne Vielfalt und unklare Mystik, in uns den Impuls auslösen, uns so schnell als möglich selber hinter einer »Frankfurter Allgemeinen« zu verstecken? Wenn ich in die »Frankfurter Allgemeine« blicke, dann verwandelt sich die Welt in ein großes bürgerliches Ich mit Ausrufezeichen.

Die »FAZ« ist das Emblem der bürgerlichen Selbstbegrenzung inmitten seiner Anmaßung; mit ihrer Hilfe nehmen der Leser und die Leserin nur wahr, was ihnen genehm ist, der kluge Kopf, der dahintersteckt, schaut nicht in die Welt, sondern in einen semiotischen Spiegel. Sie inszenieren eine Grenze zwischen Ich und Welt, und sie empfinden sich dabei als höchst invididuell und autonom. Daß niemand ihr Mißverständnis aufkläre, dafür sorgt die Mythologie in diesen Aufnahmen. Es gibt keine Welt, es gibt nur Zeichen. Und Zeichen kann man kaufen.

Und wer das alles nicht glaubt, der muß eine »Frankfurter Allgemeine Zeitung für Deutschland« nur einmal *lesen*.

Georg Seeßlen analysierte in KONKRET 5/99 die freiwillige Gleichschaltung deutscher Medien im Krieg

Konkret 07/99, S. 62

Günther Jacob

Therapielose Diagnosen

Neue deutsche Trauma-Forschung und psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein. Stille Post IV

Michael Naumann, deutscher Staatsminister für Kultur, beklagte einige Wochen vor dem Angriff auf Jugoslawien die »Unfähigkeit der britischen Presse, mit der deutschen Vergangenheit zurechtzukommen«. In London wecke man den Eindruck, in Deutschland sei eine faschistische Regierung an der Macht. Damit »werde das Trauma des Dritten Reiches völlig unterschätzt«. Diesem »Trauma des Dritten Reiches« wird von anderen Kommentatoren auch der deutsche Antisemitismus zugeschlagen, denn die Lehre von den besonderen Beziehungen zwischen den Israeliten und Gott (»heiliges Volk«) habe die Deutschen in ihrem Selbstverständnis bedrängt und so ein »altes deutsches Trauma« ausgelöst. Nach Ansicht des Fregattenkapitäns Jörg Monte leiden »die Deutschen außerdem unter dem Trauma des Golfkrieges, in dem Deutschland abseits stand, als Deutschlands Verbündete in den Krieg gegen einen Diktator zogen«. Die »Ängste in der Bevölkerung« vor doppelter Staatsbürgerschaft und »Ausländerkriminalität« sollen ebenso traumatischer Natur sein (so Tom Koenigs von den Grünen) wie die Probleme mit den »neuen Bundesländern«: »Vom Traum zum Trauma« überschrieb die »Zeit« bereits 1992 eine Artikelreihe zur »deutschen Einheit«.

Überhaupt hat die Wiedervereinigung die »schöpferische Anwendung« der Begrifflichkeiten der Holocaust-Forschung beflügelt. Die dort sinnvolle Kategorie der »Generation« (als »zweite Generation« gelten die Kinder der Überlebenden) wird seither dazu benutzt, auch den Beginn einer neuen deutschen Zeitrechnung (1990 als »Stunde Null« eines souveränen Deutschlands) einzuführen und zugleich die Bedeutung der Kategorien Täter/Opfer in einen neuen Kontext zu überführen: »Seit dem Aufbruch in der DDR beenden Menschen ihr Schweigen: die Opfer, die Täter, Normalbürger und Mitläufer, Entscheidungsträger und Unpolitische« (Walberg/Balzer: *Erinnerung für die Zukunft. Geschichten aus der DDR*, Bonn 1999). Auch die in der Holocaust-Forschung angestellten »Überlegungen zur transgenerationalen Übertragung« lassen sich »gut auf die Situation der Mitläufer- und Täterkinder der DDR anwenden, wenngleich es dafür noch keine empirisch begründeten therapeutischen Verläufe gibt« (aus einer Rezension eines Tilman-Moser-Buches in der »Welt«). Ein »traumatisches Gewalterlebnis« treibt schließlich, so wenigstens sieht es Wolfgang Kraushaar, auch den deutschen Außenminister um. Denn »mit den Straßenschlachten hatten die Spontis selber auf der Kippe zum bewaffneten Kampf gestanden«. Zu den Langzeitfolgen dieser *Combat stress reaction* (psychosomatische Störung nach einem militärischen Angriff) gehört Fischers entschiedener Wille, traumatisierten Gewalttätern das Handwerk zu legen. Die Intervention auf dem Balkan, das meint mit ihm auch die »FAZ«, sei für die Serben das »therapeutische Maximum«.

Alle diese Erzählungen über deutsche Traumen sind Repräsentationen des Vergessens. Sie besagen, daß die schmerzliche Vergangenheit der Überlebenden des Holocaust und des Vernichtungskrieges nicht das zentrale Trauma ist, für das es von anderen gehalten wird. Historiographische Erklärungsversuche und daraus abgeleitete Metaphern und Analogien sind oftmals »Verarbeitungsformen« historischer Traumatisierungen. Der deutsche Umgang mit der Vergangenheit läßt sich in diesem Sinn als Ausdruck der Leugnung von Traumatisierungen verstehen, die anderen während des Holocaust und des deutschen Vernichtungskrieges in Serbien und im »Osten« angetan worden sind. Das wird besonders in der Weigerung deutlich, zu verstehen, daß Verfolger und Verfolgte (wie auch ihre Nachkommen) in vielerlei Hinsicht nicht in derselben Welt leben, ihre Perspektiven also gegensätzliche sind: »Die Traumatisierung der Tschechen durch die drohende Auslöschung ihrer nationalen Identität durch Hitler kann keine Entschuldigung dafür sein, die aus ihr folgende eigene Schuld – die Vertreibung der Deutschen – kollektiv zu verdrängen« (»FAZ«, 29.4.99). Indem dieser Unterschied eingeebnet wird, wird der Raum des Traumas von der dominanten deutschen Bevölkerungsmehrheit selbst begehrt: Von den psychischen Traumatisierungen der Überlebenden des Holocaust gelangt man dann über rhetorische Zwischenschritte erstaunlich schnell zu den »Vertreibungen der Deutschen«. Indem diese in die Reihe jener »ethnischen Säuberungen« eingereiht werden, die »am Anfang der größten Verbrechen unserer Zeit stehen«, kann – unter Ausklammerung der Vorgeschichte – die eigene Furcht vor »dem Russen« den »großen Traumen dieses Jahrhunderts« zugeschlagen und damit dem Holocaust nahezu gleichgestellt werden. Der psychische Defekt des Traumas, den sich die Deutschen so gerne selbst attestieren, stellt sich heute als Projektion dar, die besonders von den »68ern« liebevoll gepflegt wird: Waren nicht die eigenen Eltern irgendwie auch Opfer? Sind sie nicht ebenfalls traumatisiert? Als »Zeitzeugen von morgen« ahnen die Erben etwas von den Erlebnisspuren der Alten in ihrem eignen Handeln. Nach dem Angriff auf Jugoslawien verstehen nun auch die Nachfolger besser, »wie es damals dazu kommen konnte«.

Aber dieser deutsche Trauma-Begriff nivelliert die Unterschiede der Leidenssituationen. Zum einen übergeht er die konkreten leiblichen Aspekte einer Traumatisierung, indem er die seelische Verletzung von der besonderen Tortur trennt. Gezeichnet von Hunger, Sklavenarbeit und Folter zu sein und dabei (über Monate und Jahre) das Bewußtsein vom nahen Ende in Gestalt der bereits Ermordeten und der allmächtigen Peiniger vor Augen zu haben, ist etwas anderes als die Erinnerungen, die den einen oder anderen Täter heimsuchen mögen, der seine »Aufgabe« erledigte. Die deutschen Täter

waren in ihrem Reizschutz kaum verletzbar, weil sie sich bei den Gewalttaten, in denen sie sich verwirklichten, als pflichttreue Staatsbürger sehen konnten. Sie standen unter Schock, wenn neben ihnen »Kameraden« zerfetzt wurden, während sie von den »Partisanenerschießungen« unberührt blieben. Sie schaudern noch heute, wenn sie an die Bombennächte denken, aber sie haben die Zwangsarbeiter vergessen, die sie diesen Bomben schutzlos auslieferten: »Der Stuttgarter Wagenburgtunnel war als Bunker für 1.000 Menschen eingerichtet, und in der Nacht waren 4.000 da. Und die Polen, die haben draußen stehen müssen und haben geschrien vor Angst« (Dörr).

Des weiteren stellt dieser deutsche Trauma-Begriff den Zusammenhang von Antisemitismus und »Endlösung« als zufällig dar. Der Ort (das deutsche KZ-System) und die Radikalität des Vernichtungswillens werden von dem spezifischen Verhältnis getrennt, das deutsche »Herrenmenschen« zu den von ihnen als Juden Ausgegrenzten hergestellt haben. Dadurch wurde es während der »Luftschläge« gegen Jugoslawien möglich, »ethnische Vertreibungen« und die nationalsozialistische »Endlösung« als austauschbare »Varianten« des gleichen »Ressentiments« darzustellen, das nur zufällig einmal Nationalismus oder Rassismus und ein anderes Mal Antisemitismus oder religiöser Fanatismus genannt wird.

Die neue deutsche Traumatheorie gerät allerdings nicht völlig in Verlegenheit, wenn die affirmative Tendenz ihrer konkreten Fallbeispiele deutlich wird. Bei Bedarf kann auch auf den internationalen Diskurs über psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein zurückgegriffen werden. Die Fragestellungen dieses Diskurses bezüglich der unbewußten Weitergabe politischer Prägungen bieten die Möglichkeit, die These von der Traumatisierung der deutschen Tätergeneration auch dann aufrechtzuerhalten, wenn die Holocaust-Analogien oder die Befunde von Therapien nicht überzeugen. Denn wenn man den Traumabegriff im Sinn einer Massenpsychologie faßt, kann man die Traumatisierung der Deutschen auch aus theoretischen Konstruktionen ableiten.

Die Psychoanalyse gründet auf einem Prozeß, der das Zentrum der Freudschen Entdeckung bildet: der Wiederkehr des Verdrängten. Diese Konzeption bringt die Annahme ins Spiel, daß das Unbewußte eine Spur der Ereignisse bildet, die die Gegenwart strukturieren. Wenn die Vergangenheit verdrängt worden ist, kehrt sie heimlich in die Gegenwart zurück. So wie das Vergessen eine Aktion gegen das Vergangene ist, ist dann die Wiederkehr des Vergessenen eine Aktivität des Vergangenen. Psychoanalyse und Geschichtsforschung denken Gegenwart und Vergangenheit demnach auf völlig verschiedene Weise. Die Psychoanalyse erkennt das eine im anderen, während die Historiographie das eine in zeitlicher Abfolge neben das andere stellt und dadurch einen Bruch zwischen Gegenwart und Vergangenheit herbeiführt. Die Historiographie behandelt als vergangen, was nicht mit der sozialen Macht ausgestattet ist, eine Gegenwart hervorzubringen.

Die Psychoanalyse unterzieht nun die Anordnungen der Historiker einer Rekonstruktion. Freuds Eingriff in die Geschichtsschreibung zielt darauf, den Unterschied zwischen Individual- und Massenpsychologie einzuebnen, da er von der Übertragung psychischer Konflikte auf den kollektiven Raum des Politischen ausgeht. Außerdem zwingt er die Historiker wie auch die Analytiker selbst, den von ihnen eingenommenen Sprechort bzw. ihr Begehren zu markieren. Auf diese Weise läßt sich zum Beispiel erkennen, daß der »objektive Diskurs« deutscher Historiker und Analytiker, ihr Versuch, eine widerspruchsfreie Ableitung aufzubauen (zum Beispiel: »Im Holocaust verdichten sich die Destruktionspotentiale der Moderne«), notwendig mit einem Mangel behaftet ist. Die unbewußten psychischen Mechanismen teilen sich oft gerade dann mit, wenn Widerspruchsfreiheit angestrebt wird, d. h. die Theorie bzw. Analyse selbst erweist sich häufig als eine Form psychischer Verdrängung. Texte über den Nationalsozialismus enthalten immer einen unerklärbaren »Rest«, der z. B. ihrer Situiertheit in der deutschen Geschichtsschreibung geschuldet sein kann. Wenn ganze Bereiche kaum erforscht werden, etwa die Schnäppchenjagd auf das Eigentum der Deportierten, dann verweist das auf mehr als auf individuelles Versagen einzelner Forscher. Aber der verdrängte und vom »objektiven Diskurs« ausgeschlossene »Rest« kehrt in die Geschichte zurück – als das Ungesagte des Gesagten, z. B. als Versprecher, als Pathos, als Tabu oder als schlechte Abstraktion.

Die an der Historiographie interessierte Psychoanalyse, jedenfalls ihre ambitionierte Fraktion, beansprucht deshalb zu Recht, auch die professionellen Sinnbildungsleistungen und Repräsentationen des Historischen im Hinblick auf die unbewußten Motive und Beweggründe der Historikerzunft untersuchen und sogar (über Supervisionsgruppen) kontrollieren zu können. Doch das schreibt sich in Deutschland leichter hin, als es praktisch umgesetzt werden kann. Der Anspruch ist hierzulande Augenwischerei angesichts der verharmlosten Nazivergangenheit etlicher Doktorväter (Werner Conze, Theodor Schieder u. a.) der heute tonangebenden Historiker, wie auch angesichts der Kollaboration vieler deutscher Psychoanalytiker, vor allem am Berliner Göring-Institut (vgl. den wieder erhältlichen, von Hans-Martin Lohmann herausgegeben Band *Psychoanalyse und Nationalsozialismus*).

Wie leicht der hochgesteckte Anspruch an der eigenen Identifizierung mit Deutschland scheitert, beweisen viele Autoren, die sich auf die internationale Debatte über psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein berufen, um dann festzustellen, über den Blick auf die Verbrechen der Nazis werde vergessen, »was Deutsche ihrerseits zu leiden hatten« (Rüsen/Straub). Diese Art von einfühlendem Verständnis für »deutsche Traumen« ist hierzulande der Stand der Dinge. Es sei auch daran erinnert, daß erst kürzlich in einem Psychotherapeutengesetz bekräftigt wurde, daß nur Deutsche als

Therapeuten tätig sein dürfen. Damit ist, solange es jedenfalls nur wenige Bundesbürger »anderer Herkunft« gibt, sichergestellt, daß die psychotherapeutische Täter- und Täterkinder-Betreuung wirklich eine fast exklusive Familienangelegenheit bleibt.

Daß Traumen tatsächlich ein Konstitutionsmerkmal gesellschaftlicher Vorgänge darstellen, denen sich das einzelne Subjekt nicht einfach entziehen kann, kann kaum bestritten werden. Solche Traumen, die bei Freud noch auf einen Urvatermord zurückgeführt werden, bilden einen Teil »nationaler Identitäten«, ein Umstand, der an anderen Gesellschaften (Massaker in Indonesien, Genozid an den Armeniern, die Wiederbelebung historischer Spaltungslinien im ehemaligen Jugoslawien) meistens deutlicher erkannt wird als an der eigenen, obwohl gerade im jüngsten Nato-Krieg mit deutscher Beteiligung die Bomben auf Belgrad, die Angst vor serbischen Partisanen (das »Bodenkriegstrauma«) und die Berufung auf die »Lehre aus Auschwitz« eine große Rolle spielen. Daß deswegen gleich die ganze Weltgeschichte auf eine Geschichte der großen Traumen reduziert sein soll – Kriege, Krankheiten, Epidemien, Hungersnöte, Revolutionen, Migration, Wirtschaftskrisen, Dürren – , darf man mit Marx bezweifeln. Oder mit Michel de Certeau, der solche Befunde ironisch als »therapielose Diagnosen« bezeichnet.

Das ändert jedoch nichts daran, daß solche pauschalen Diagnosen, die nichtssagend sind und keine Unterscheidungen zulassen, in ebendieser Form in die Literatur, die Kunst und die allgemeine Kultur eingehen – als allgemeine Metaphern für Katastrophe und für die Krise der Repräsentation. Eine Folge davon ist, daß Leser und oft auch Autoren im Zusammenhang mit dem Holocaust (auf den sich deutsche Trauma-Theorien beziehen müssen) geradezu reflexhaft an Mechanismen des Unbewußten und der Wiedererinnerung mit therapeutischer Hilfe (man denke an Binjamin Wilkomirski) denken. Das Vorab-Wissen vom Holocaust als Trauma ersetzt also das konkrete Wissen und stigmatisiert so den einzelnen Überlebenden. Gleichzeitig macht sich die psychotherapeutische Täterbetreuung unangreifbar (bzw. nur politisch angreifbar, was sie ignorieren kann), weil sie dort, wo sie zwischen Psychosen und posttraumatischen Syndromen nicht unterscheiden will, auf das gesamtgesellschaftliche Trauma abheben kann, das alle einschließt.

Bei der Psychose gilt z. B. das Durcharbeiten in Gesprächen als Voraussetzung, um zur Gesundung zu gelangen. Bei Extremtraumatisierten ist das nicht unbedingt der Fall. Hier kann jede ausgesprochene Erinnerung an das Trauma gleichsam eine erneute Traumatisierung bedeuten. Gute politische Rahmenbedingungen, kollektives Gedenken und Rücksicht entlasten hingegen. Ein Trauma entfaltet oft erst dann seine zerstörerische Kraft ganz, wenn die Gesellschaft oder Gemeinschaft sich weigert, das Erlittene anzuerkennen und die Täter zur Rechenschaft zu ziehen. Aber das Trauma muß sich nicht verstärken, wenn die Überlebenden in eine Lage versetzt sind, in der sie ihre kreativen Kräfte entfalten und dabei eigene Lösungen finden können. Wird dieser Zusammenhang ignoriert, dann kann die Rede von der Traumatisierung, die ja im Fall der Holocaust-Überlebenden gerade die »sequentielle Traumatisierung« meint, zur Psychiatrisierung ihrer politischen Erfahrung nach der Befreiung werden. Der Gebrauch einer Sprache, deren Wörter alle auf »-iatrie« enden, die ständige Rede von Krankheiten und Abweichungen kann das Trauma verstärken.

Jean Améry hat gegen eine solche Praxis Einspruch erhoben: »Wir alle seien, so lese ich in einem kürzlich erschienenen Buch über ›Spätschäden nach politischer Verfolgung‹, nicht nur körperlich, sondern auch psychisch versehrt ... Wir sind, so heißt es, ›verbogen‹. Das läßt mich flüchtig an meine unter der Folter hinterm Rücken hochgedrehten Arme denken ... So habe ich denn die Ressentiments nach zwei Seiten hin abzugrenzen, vor zwei Begriffsbestimmungen zu schirmen: gegen Nietzsche, der das Ressentiment moralisch verdammte, und gegen die moderne Psychologie, die es nur als einen störenden Konflikt denken kann.«

Auch Primo Levi hat dem Dilemma entgegengearbeitet. Er vereint Erzählung, Poesie, Bericht, Dokumentation, Analyse, Experiment, also die Formen, die in unterschiedlicher Gewichtung Bestandteile der kulturellen Kräfte Gedächtnis, Historie und Wissenschaft bilden. Levi zieht sich nicht auf den Topos der Unsagbarkeit zurück, stellt vielmehr klar, er wolle »keine Verwirrung, keine billigen Freudismen«. Er hält an der Aufklärung fest: Verstehbarkeit, Sagbarkeit und an der Pflicht, der Katastrophe mit und in der Sprache nachzugehen. Sein Erzählen ist im strengen Sinn antitraumatisch. Der einzige Rat seiner Erzählung ist der Rat, diese Ereignisse weiterzuerzählen. Ohne diese Fähigkeit blieben vom Holocaust nur stumme Trümmer zurück. Was Levi fürchtete, war das Trauma der Unsagbarkeit.

Man muß nach allem weder in Zweifel ziehen, daß einzelne Wehrmachtssoldaten, SS-Leute und deutsche Bombenopfer traumatisiert sein können, noch muß man die spezifischen Psychosen (die nicht vergehenden Deckerinnerungen an den »Krieg« und die Angst vor dem Fremden) übersehen, von denen die sich mit Deutschland identifizierende Bevölkerungsmehrheit besessen ist. Die interessantere Frage wäre jedoch, wieso nicht wenige Exekutoren der Massenvernichtung ohne jedes Anzeichen eines Traumas in die zivile Gesellschaft zurückkehren konnten? Die meisten, das haben schon die Mitscherlichs gezeigt, konnten und können ja gut schlafen, sind gesund, genießen die Früchte einer erfolgreichen Exportnation und werden nicht selten achtzig.

Die Praxis der Verfolgung war im Nationalsozialismus so organisiert, daß es den Tätern möglich war, keine Täter zu sein. Noch die willkürlichsten Hetzjagden fanden innerhalb einer inszenierten Kulisse aus Arbeit, Ordnung und Medizin statt. Sie sahen sich als kultivierte Menschen, die leider gezwungen waren, unangenehme, aber notwendige Dinge zu tun. Es

bleibt die Tatsache, daß die Durchführung des Holocaust vom nationalsozialistischen Apparat wie ein obszönes Geheimnis behandelt und nicht öffentlich zugegeben wurde. Aber das war kein Hindernis für die Durchführung des Holocaust, sondern ein libidinöser Stützpfeiler, der das Bewußtsein stärkte, daß »wir alle gemeinsam drinhängen«. Dieses Geheimnis war Kitt für die kollektive Kohärenz des Nationalsozialismus. Die Volksgemeinschaft konstituierte sich durch das Verschweigen eines Mordes, von dem alle wußten. Es gab durchaus Anflüge von Scham, aber sie waren eher Indiz für den exzessiven Genuß, der aus einer staatlich sanktionierten Überschreitung der ethischen Normen des Alltagslebens gezogen werden konnte.

Nach dem 8. Mai 1945 profitierte die Tätergeneration von den enormen Vorteilen der Derealisierung, weil die NS-Schuldgemeinschaft nun zu einer Verleugnungsgemeinschaft mutierte, wo einer den anderen deckte – bis heute. Für die spezifischen »Belastungen« der Tätergeneration waren und sind das sanatoriumsähnliche Bedingen. Damals halfen Frauen ihren SS-Männern, die Tätowierung der Blutgruppe zu entfernen. Noch nicht mal ein paar Monate hat die Schamfrist gedauert, da konnten schon Zehntausende von Nazi-Funktionären, -Wissenschaftlern und -Ärzten auf offiziellen und geheimen Wegen nach Nord- und Südamerika flüchten, unterstützt von der katholischen Kirche und konspirativen Klubs wie der Odessa (Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen). Und all die anderen schwiegen füreinander und verhalfen sich zu Posten in Betrieben und Behörden. Die Verbrechen der Wehrmacht im »Osten« wurden in Deutschland letztlich nicht geahndet. Die sogenannte Entnazifizierung (»Persilschein«) war »ganz leicht« und stellte nur eine kurze Unterbrechung im Alltag dar. Wären sie nicht besiegt worden, so wüßten sie nicht einmal, daß ihre Taten verbrecherisch waren. Sie würden die Fotografien von ihren »Heldentaten« herumreichen, und die Männer der Einsatzgruppen sowie das Personal der Lager wären mit Orden und Ehrungen überhäuft worden. Nur eine kleine Gruppe von »Kriegsverbrechern« wurde gehängt oder für wenige Jahre eingesperrt. Die anderen überbauten die Ruinen und Folterkeller und waren froh, daß sie für die antikommunistische Front gebraucht wurden. Sie sind heute sogar so selbstbewußt, daß sie auf ihre Zeitzeugenschaft pochen. Zu ihrer erstaunlichen psychischen Robustheit trägt nicht zuletzt das einfühlende Verständnis ihrer Nachkommen bei.

Günter Gödde: *Traditionslinien des »Unbewußten«. Schopenhauer, Nietzsche, Freud*. Edition Diskord, Tübingen 1999, 450 Seiten, 68 Mark

»BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History: Schwerpunkt Geschichte und Psychoanalyse«. Heft 2/März 1999, Leske + Budrich, Opladen, 320 S., 42 Mark

Thanos Lipowatz: *Politik der Psyche. Eine Einführung in die Psychopathologie des Politischen.* Turia + Kant, Wien 1998, 285 S., 42 Mark

Hans-Martin Lohmann: *Psychoanalyse und Nationalsozialismus. Beiträge zur Bearbeitung eines unbewältigten Traumas*. S. Fischer, Frankfurt a. M. 1998 (1984), 250 S., 18 Mark

Horst Blanke / Friedrich Jaeger / Thomas Sandkühler (Hg.): *Dimensionen der Historik*. Böhlau, Köln 1998, 430 S., 88 Mark

Geoffrey Hattman: *Der längste Schatten. Erinnern und Vergessen nach dem Holocaust*. Aufbau-Verlag, Berlin 1999, 250 S., 34 Mark

Dirk Walter: *Antisemitische Kriminalität und Gewalt. Judenfeindschaft in der Weimarer Republik*. Dietz, Bonn 1999, 336 S., 48 Mark

Anna Elisabeth Rosmus: *Out of Passau*. Herder-Spektrum, Freiburg 1999, 280 S., 39 Mark

Im nächsten Heft: Generatives Gedächtnis: »Kinder der Opfer, Kinder der Täter«

Günther Jacob schrieb in KONKRET 6/99 über den Zusammenbruch der Nachkriegsordnung als »Geschichtszeichen«

Konkret 07/99, S. 65

Marit Hofmann

filmtheater

Idioten – Dogma 2

Buch, Regie und Handkamera: Lars von Trier; mit Bodil Jørgensen, Jens Albinus, Anne Louise Hassing; Dänemark 1998 (Arthaus); 117 Minuten; seit 22.4. im Kino

Mifune – Dogma 3

Regie: Søren Kragh-Jacobsen; mit Anders W. Bertelsen, Jesper Asholt, Iben Hjele; Dänemark 1999 (Concorde), seit 27.5. im Kino

Achim Forst: *Breaking The Dreams. Das Kino des Lars von Trier.* Schüren, Marburg 1998, 238 Seiten, 34 Mark

Man möge ihnen ihre Sünden vergeben, auf daß sie endlich Ruhe geben: Vergeben sei dem hinterhältigen Thomas Vinterberg, daß er im ersten Dogmafilm »Das Fest« für die Kamera ein Fenster zugehängt hatte und wissentlich einen Darsteller ein Handy benutzen ließ, das dem in Wirklichkeit gar nicht gehörte, dem Scharlatan Lars von Trier, daß er für die Gruppensexszene aus »Idioten« professionelle Pornodarsteller engagierte, und zum dritten dem gewissenlosen Mitläufer Søren Kragh-Jacobsen, daß er Hühner vom Nachbarhof auf das verfallene Landgut scheuchte, das als Drehort für »Mifune« herhalten mußte.

All diese Verstöße gegen das von ihnen selbst erlassene »Gebot der Keuschheit«, das um der Wahrhaftigkeit willen unter anderem das Drehen nur an Originalschauplätzen ohne Zusatz-Requisiten erlaubt, haben die Regisseure des »Dogma 95« »mit der Bitte um Absolution« gebeichtet. Die kindliche Schalkhaftigkeit, in der sie darum eiferten, die ausdrücklich »nicht diskutierbaren« Regeln elegant zu umgehen (besonders dreist treibt es von Trier, der bereits im Drehbuch zu »Idioten« vermerkt, daß eine Szene, in der die Schauspieler notwendige Requisiten einkaufen, nur gedreht wird, »um Vinterbergs ziemlich dogmatischer Einstellung zum Dogma gerecht« und aus dem fertigen Film wieder herausgeschnitten zu werden), läßt den Verdacht aufkommen, daß weniger Selbstkasteiung als die Lust am Regelverstoß hinter dem ganzen Brimborium mit Urkunden und Unterschrift steht.

Dieses Vergnügen sei ihnen ebenso vergönnt wie der PR-Erfolg, der den Machern (obwohl sie laut Manifest statt Personenkult das Aufgehen im anonymen Kollektiv propagieren müßten) Einladungen nach Cannes und eine für (dänische) Low-Budget-Produktionen ungewöhnliche internationale Beachtung einbrachte, von der auch noch der demnächst folgende 4. Dogmastreich profitieren wird. Im Schüren-Verlag ist bereits eine Hommage an das »Kino des Lars von Trier« erschienen, inklusive einem Kapitel zum Dogma und Interviews, die bei aller Verehrung, die der Autor, Achim Forst, dem Porträtierten entgegenbringt, die Beweggründe der verschworenen Brudergemeinschaft ans Licht bringen.

Das vorgeblich revolutionäre Konzept einer Neuen Einfachheit (das ähnlich schon von der Nouvelle Vague oder im Dokumentarfilmstil des »Cinéma Vérité« und des »Direct Cinéma« praktiziert wurde) läßt sich nach den Aussagen der Dogma-Dänen auch ganz profan als Therapie für Filmemacher in der Schaffenskrise deuten: Das Verbot der Nachbearbeitung etwa empfinden die Regisseure als »Befreiung von der Tyrannei der Technik«. Zumal die perfekten Effekte des amerikanischen Actionkinos, wie Kragh-Jacobsen einräumt, sowieso nicht zu schlagen sind: »also sollten wir Europäer in einer anderen Richtung die Führung übernehmen«. Initiator von Trier scheint die Dogma-Regeln aber vor allem als eine heilsame Fastenkur zu betrachten – eine notwendige Vorstufe, um zu einem vernünftigen Umgang mit der Vielfalt der zur Verfügung stehenden Mittel zurückzufinden und schließlich wieder »normal« filmen zu können.

Um so schwerer verzeihlich sind die ideologischen Vorzeichen, unter denen sich die Dogmatiker auf ihre Suche nach »Wahrheit« begeben. Der kürzlich zum Katholizismus konvertierte von Trier zieht Parallelen zwischen den teilweise paradoxen und unmöglich einhaltbaren Filmregeln zu religiösen Dogmen, deren Strenge er in seiner »humanistischen und linkskulturellen Erziehung nicht erfahren« hat, kann sich aber ebensogut auch für die Entgrenzungserfahrungen der »Hyperventilationstherapie« begeistern, oder – wie in seinem Dogmafilm »Idioten« (laut von Trier ein Film »von, für und über Idioten«) – für psychische Abnormalität. Im *fake documentary*-Stil verfolgt er das Experiment einer anarchisch gesinnten Landkommune, die, indem sie als eine Gruppe geistig Behinderter auftritt, nicht nur die liberal denkenden Spießbürger brüskieren will (in einer der schönsten Szenen lassen sich die falschen »Spasser« mitten im Sommer die erbärmlichsten Adventsgestecke abkaufen), sondern auch hofft, im totalen Kontrollverlust sich selbst zu finden. Der verordnete Normbruch wird zum Gruppenzwang, der die Gemeinschaft schließlich zerbrechen läßt. Mit deutlichen Parallelen zum filmischen Experiment des »Dogma 95«, dessen Erfolg der Initiator von den Beteiligten und ihrem Willen zur Wahrheit abhängig macht, läßt von Trier am Ende nur die Figur gut dastehen, die sich mit Haut und Haar der Idee verschreibt.

Der dritte und trotz seiner hervorragenden Darsteller extrem konstruiert wirkende Dogmafilm »Mifune« reproduziert dann nur noch einmal das Klischee vom geistig Behinderten, der »den Engeln näher ist, weil er nicht lügen kann«, und langweilt wie »Idioten« mit anachronistischen Bemühungen, durch möglichst drastische Sex- und Gewaltszenen Tabus zu brechen. Ganz zu schweigen von der platten Moral der Geschichte, in der sich vier grundverschiedene Charaktere – der Yuppie, die Prostituierte, der »Idiot« und das Kind – gegen die Bedrohungen von außen zusammenraufen.

Nach der grandiosen Vorlage von Thomas Vinterbergs »Fest« (vgl. KONKRET 1/99) hat sich das »Dogma 95« offenbar in der Wiederholung der medienwirksamen Themen, auf die es sich anstelle einer reflektierten theoretischen Grundlage stützt (Kindesmißbrauch in »Das Fest«, Prostitution und Gewalt in »Mifune«, Gruppensex, Behinderte, Normalität und Wahnsinn in »Idioten«), bereits leergelaufen. Gerade die »hyperrealistische und ästhetisch begrenzte Art der Darstellung ... verhindert« dabei, wie Georg Seeßlen anmerkt, »daß sich der Film auf die politischen und philosophischen Probleme seines Themas näher einläßt. Er verweigert sich gerade jenen Mitteln, mit denen das Kino über sich selbst nachdenken kann.«

Anders als die Nouvelle Vague, der die Dogmatiker zwar das richtige Ziel, aber falsche Mittel und das Verhaften in der Bürgerlichkeit des Autorenfilms unterstellen (»die neue Welle erwies sich als Kräuseln, das an den Strand lief und sich in Mist verwandelte«), wird das Dogma-Konzept damit kaum in die Filmgeschichte eingehen. Und hätte es sich nicht ohnehin schon selbst erledigt (von Trier, der neuerdings nebenher echte Pornos produziert, soll gerade ein Musical drehen), würde ich dafür plädieren, die Dogma-Idee konsequent weiterzudenken: Müssen letztlich nicht auch die Schauspieler, die Kamera und erst recht der eingreifende Regisseur als unnatürliche Requisiten betrachtet werden, die an einem Originalschauplatz absolut nichts zu suchen haben? Der große Vorteil dieser radikalisierten Variante: Wer nicht filmt, der sündigt nicht.

Konkret 07/99, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Wer es wagt, meine Trauer um Mauer und Stacheldraht noch einmal zu belächeln, dem will ich aus der »Frankfurter Allgemeinen« vorlesen, wovor dieses baukünstlerische Juwel aus der Blütezeit des sozialistischen Realismus uns so lange gütig bewahrt hat:

Das helle, glänzende Särglein hatte kaum Säuglingsgröße. Doch wurde es ganz langsam, wie ein richtiger, schwerer Sarg, durch den herzzerreißend blühenden Park vorangetragen. Dahinter folgten, sozusagen in der Rolle der nächsten Angehörigen, Antje Vollmer (grellorange Rosen) und Michael Naumann (violette Rosen). Zur letzten Ruhestätte, wie es in dieser Geschichte unbedingt heißen muß, wurde gelegt: Sidonie Nadherná von Borutin, welche, von Karl Kraus jahrzehntelang verzweifelt und zumeist vergeblich angebetet, auf ihrem Gut einen Treffpunkt für die Intellektuellen ihrer Zeit einzurichten gewußt hatte.

Herr Naumann, Vertreter der Intellektuellen unserer Zeit, legte Wert auf die Feststellung,

seine 36.000 Seiten Kraus gelesen

zu haben, und bekannte, daß es

übrigens sehr nützlich sei, das zu tun, was er selbstredend getan habe, nämlich zum Kosovo-Konflikt in der »Fackel« zu lesen,

um als Mitglied eines kriegführenden Kabinetts Anregungen zu suchen, wie man, in der Nachspielzeit zu den letzten Tagen der Menschheit, Serben das Sterben lehrt. Frau Vollmer aber nannte den Marsch der Rosen hinterm Kindersarg

eine Inszenierung, die ganz nach Sidonies Gedanken gewesen wäre,

ein Einfall, den sie einige Stunden später, nachdem sie nähere Bekanntschaft mit den sterblichen Überresten hatte schließen können, auf ein vertrauliches

ganz nach Sidis Geschmack

verknappte, und hier erfaßte mich nun doch heftiges Bedauern, nicht dabei gewesen zu sein, um der teuren Hinterbliebenen Naumann seine 36.000 Seiten so lange auf den dummen Kopf zu hauen, bis auch an dieser Stätte Ruhe gewesen wäre.

Die Deutsche Presse-Agentur meldet:

Eine der berühmtesten Reliquien des Christentums, das angebliche »Schweißtuch der Veronika«, will der deutsche Kunsthistoriker Heinrich Pfeiffer wiederentdeckt haben.

Nein, diese Feldbusch! So jung und schon so heilig!

Presseinformation der PDS Bremen:

Am 2. Juni hält sich Herr Diether Dehm in Bremerhaven auf. Dort veranstaltet er auf dem Julius-Leber-Platz ein Sozialquiz.

Früher, als Dichter einer Parteihymne auf die SPD, hieß der Mann noch Doktor Diether Dehm, aber weil einerseits einem Quizmaster der Partei des proletarischen Nationalismus ein akademischer Grad im Straßenkampf schlecht steht, andererseits ein schlichter Diether Dehm nach einem Messer ohne Klinge klingt, an dem der Stiel fehlt, verlieh die neue politische Heimat ihrem Dichter die Anrede, die auch sonst in Schreiben der Geschäftsleitung an geprellte Kunden gebräuchlich ist, wenn es heißt: Bei Reklamationen wenden Sie sich bitte an unseren Herrn Diether Dehm.

Das »Hamburger Abendblatt« meldet von der Front:

Heute Durchbruch in Belgrad.

Beim letzten Mal hieß es: Durchbruch *nach* Belgrad. Gemeint war das gleiche. Neu an der deutschen Position ist nur die neue Präposition.

Angefangen hatte die neuere Periode in Jan Philipp Reemtsmas Schaffen mit der Erkenntnis: »Politik ist kriminalisierbar«. Man hatte ihm geantwortet: »Pilze sind eßbar – je nachdem.« Das muß ihm Appetit gemacht haben, und so hat er jetzt einen Zahn zugelegt:

Krieg ist ein Gesellschaftszustand.

Das kann ich auch: Pflaumenmus ist ein Brotaufstrich. Und Backen ist Liebe. Er aber toppt mich noch einmal:

Direkt präsent ist der Krieg in den Geschichten, die von ihm erzählt werden.

Das kann ich nicht.

Mitunter mag der beliebteste Kolumnist des Verlagshauses Gruner + Jahr, Wolf Heckmann, sogar Neger. Über einen Fluglotsen im Tower von Karachi schreibt er:

Er war gescheit und sachlich/tüchtig, was auf diesem Subkontinent nicht sehr verbreitet ist.

Ein Mensch unter Submenschen.

Walter Boehlich erinnert mich an eigene ältere Schriften, wenn er die kriegführende SPD eine Partei nennt,

die noch jedesmal ihre Ideale verraten und ihre Geschichte vergessen hat.

Es ist aber schlimmer, mit der Partei und für ihre Kritiker: Man muß ihre Geschichte vergessen haben, um sagen zu können, sie habe ihre Ideale verraten. Ihr Ideal war seit hundert Jahren die Verteidigung des Vaterlands, ja, es scheint, als sei sie überhaupt nur auf der Welt, um Kriegskredite zu bewilligen – alles andere hätten die Liberalen und die Konservativen auch alleine gekonnt.

Als Serbien sterbien mußte, zog der Ludwig Ganghofer für Deutschland die Syntax blank. Jetzt, da Serben sterben, macht sich der Dichter Peter Schneider entsprechende Gedanken:

Hat die Nato eigentlich versucht, der Bevölkerung Jugoslawiens zu erklären, warum neunzehn Demokratien Krieg gegen ihr Land führen?

Sind Goethes Institutsgelder so knapp geworden, daß Schneider eine neue Arbeitsbeschaffungsmaßnahme entwerfen muß – für sich, als Reisender in Nato-Kriegs-Erklärungen? Eine Probe seines Talents hat er beigelegt, sie heißt »Massenmord von Srebrenica« und gilt der Frage, warum bis heute, da das Gelände jeder Untersuchung zugänglich ist, weit weniger Tote gefunden worden sind, als der in dieser Gegend geführte Bürgerkrieg hatte befürchten lassen, nämlich knapp 800. Der Kriegs-Erklärer Schneider kann es erklären:

Wer diese Tat bestreitet, sollte zumindest fragen, warum sich die etwa 7.000 vermißten Männer bis heute nicht bei ihren Familien zurückgemeldet haben.

In der Zivilgesellschaft gilt nämlich das Prinzip, daß der Anwalt des Beschuldigten die Leiche des Ermordeten zu suchen hat und sein Mandant, wenn keine gefunden wird, auf den elektrischen Stuhl kommt. Also fragen wir lieber mal, und zwar den Schneider. Was wird er sagen? Daß er eigenen Auges von einem Straßencafé im Kriegsgebiet aus beobachtet habe, wie von den 30.000 Toten, die sein Verteidigungsminister Scharping gezählt hat, nur 23.000 zu ihren Familien zurückgekommen seien, womit nun endgültig bewiesen wäre, daß Milosevic einen Kopf kürzer gemacht gehört, aus humanitären Gründen? Und zwar mindestens zweimal, weil der Schneider ihn in der »Frankfurter Allgemeinen« am 26. Mai unter dem vierspaltigen Titel »Ich kann über Leichen gehen, ihr könnt es nicht« sogar des Vorsatzes überführen konnte:

Bisher, so scheint es, hat der Westen keine Antwort auf die schreckliche Wette von Milosevic gefunden: »Ich kann über Leichen gehen, ihr könnt es nicht.«

Wo er das Corpus delicti her hatte, verriet Schneider nicht. Ein KONKRET-Leser hat die Fundstelle entdeckt – in der »Zeit« vom 12. Mai:

Ziemlich erschrocken erinnerte Joschka Fischer sich später einmal an diesen Moment. Milosevic sei ihm vorgekommen wie einer, der ihm in die Augen sieht und schweigend mitteilt: »Ich gehe über Leichen, und das kannst du nicht!«

Und nun bin ich doch ein wenig neugierig, wer sich von diesem Schneider noch einmal etwas anmessen läßt.

Was aber Demokratie in einer der neunzehn Demokratien ist, könnte den Serben keine besser erklären als die Marion Gräfin Dönhoff:

Die Leute sind wirklich Demokraten geworden. Gerade gestern kam ich mit der Bahn gefahren, mit dem ICE. Der Mann, der früher nur mit großer Selbstgefälligkeit die Fahrkarten knipste, die Leute beschimpfte, wenn irgend etwas nicht in Ordnung war, der trägt jetzt Kaffee herum. Das wäre früher undenkbar gewesen.

Demokratie ist, wenn das Personal spurt. Weil das Land aber nicht nur deutsche Dichter und Denker hat, sondern auch ein paar Leute, die denken und schreiben können, wußten wir das schon von Hermann Kant, der die Gräfin auf einer Reise durch die DDR begleitet und das Erlebnis in seinem Roman *Das Impressum* aufgehoben hatte:

Wenn sie Osten sagte, klang das wie Sattelzeug, und wenn sie Westen sagte, klang es wie Saint-John Perse. Und wenn sie von Leuten sprach, unseren Leuten oder diesen Leuten da oder den Leuten daheim auf dem Hof oder jenen Leuten neulich in jenem Betrieb, so hatte das Wort die Gemütlichkeit einer Lederjoppe und zeugte von der demokratischen Gesinnung etwa eines älteren Buddenbrook.

Geschrieben 1966, als der Genosse Schneider in Berlin-Friedenau Revolution machte.